

39

Soziale Arbeit und Gesundheit im Gespräch

ENTWICKLUNG EINER AUTONOMEN DÖRFLICHEN SOZIALEN ARBEIT

Ideen – Konzepte – Gedanken

Andreas W. Hohmann (Hrsg.)



39

Entwicklung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit

Projektideen
Andreas W. Hohmann (Hrsg.)

Inhalt

Vorwort	5
<i>Andreas W. Hohmann</i> Einleitung: Entwicklung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit	11
<i>Emelie Klemm & Andriana Schiller</i> Soziale Arbeit auf dem Dorf	21
<i>Katharina Prechtl</i> Das Konzept eines Sozialdienst-Busses	49
<i>Fridtjof Birnschein</i> Partizipation durch Information	65
<i>Chrisovalantis Chatzopoulos</i> Integration im Dorf: Wege zu einem gemeinsamen “WIR”	77
<i>Lennart Böckermann</i> Drogensucht und Prävention im ländlichen Raum	91
<i>Jennifer Dienemann</i> Reclaiming Space: Bedeutung und Erschließung von Raum in der dörflichen Sozialen Arbeit	107
<i>Eric Tissen</i> Revitalisierung des Marktplatzes zur Erhaltung und Förderung dörflicher Sozial- und Handelsstrukturen	117
<i>Adrian Bentz</i> Der Wald in deinem Dorf braucht dich!	125
<i>Tatjana L. Küppers</i> Kunstraum Dorf	139
<i>Bastian Jäkel</i> Die Transformation der Tante Emma: Ein hybrides Zukunftsmodell für vitale Dorfgemeinschaften	149

<i>Leyla Baumann</i> Das Begegnungscafé	163
<i>Kristiyana Mincheva</i> Dorfanker: Sozialer Treffpunkt für alle Generationen	173
<i>Monja Sand</i> Eine Vision wird Wirklichkeit: Generationstreff Schellerten	187

Vorwort

Im Rahmen des Projektes „Entwicklung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit“ wurde über einen Zeitraum von zwei Semestern die Bedeutung, Entwicklung und soziale Herausforderungen des dörflichen Lebens in Deutschland untersucht. Dabei wurden die Untersuchungsfelder mit der Frage verbunden, welche Rolle eine autonome, dauerhaft verankerte Soziale Arbeit im ländlichen Raum spielen kann. Ausgangspunkt der Untersuchung ist die historische und kulturelle Bedeutung des Dorfes. Dörfer entstanden als überschaubare, landwirtschaftlich geprägte Siedlungen, die Gemeinschaft, Sicherheit und soziale Kohäsion boten. Mit den Prozessen der Industrialisierung, Urbanisierung und des demografischen Wandels haben sich diese Strukturen tiefgreifend modifiziert. Eine Vielzahl von Dörfern ist gegenwärtig von Abwanderung, Überalterung und Infrastrukturverlust betroffen, während andere im suburbanen Raum Zuzug verzeichnen. Die Gemeindereformen seit den 1970er Jahren resultierten zudem in einem Verlust lokaler Selbstverwaltung und einer Schwächung demokratischer Teilhabe sowie kultureller Identität in vielen Orten. Der vorliegende Strukturwandel trägt zur Verstärkung sozialer Ungleichheiten bei. Der Rückbau staatlicher Daseinsvorsorge – etwa im Bereich Bildung, Gesundheit, Nahversorgung und Mobilität – lässt ländliche Regionen zunehmend peripher erscheinen. Gleichzeitig kommt den Infrastrukturen eine Schlüsselrolle für die soziale Teilhabe zu. Fehlende Erreichbarkeit kann zu Isolation, eingeschränkten Lebensperspektiven und erschwerten Zugängen zu sozialen Hilfen führen. Die Soziale Arbeit sieht sich in diesem Kontext mit besonderen Herausforderungen konfrontiert: Die Existenz enger sozialer Netzwerke begünstigt das Entstehen von Vertrauen, resultiert jedoch auch in einem erhöhten sozialen Druck und der Manifestation von Stigmatisierungssängsten. Die Annahme von Hilfe wird häufig durch die Angst vor sozialer Stigmatisierung verhindert, die durch das Konzept der „dörflichen Gemeinschaft“ entsteht. Darüber hinaus erschweren große räumliche Distanzen, eine unzureichende Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV), das Fehlen von Einrichtungen sowie digitale Defizite den Zugang zu Unterstützung. Gleichzeitig ist ein Rückgang des Ehrenamts zu verzeichnen, während sich die Problemlagen zunehmend komplexer gestalten.

In diesem Zusammenhang gewinnt eine autonome dörfliche Soziale Arbeit an Bedeutung. Der Terminus „Autonomie“ bezeichnet in diesem Zusammenhang die Fähigkeit, soziale Angebote auf lokaler Ebene, unter Berücksichtigung nachhaltiger Aspekte und ohne sich kurzfristigen Förderlogiken zu unterwerfen, zu gestalten. Partizipation – also die aktive Einbeziehung der Bevölkerung – bildet dabei eine Kernstrategie, um lokale Verantwortung, Selbstorganisation und Ge-

meinsinn zu stärken. Bürgerbeteiligung, lokale Netzwerke, Kooperationen mit Vereinen, Schulen und Kirchengemeinden sowie genossenschaftliche oder gemeinschaftlich finanzierte Modelle können diese Autonomie unterstützen.

Der Text kommt zu dem Schluss, dass Dörfer mit erheblichen sozialen Herausforderungen konfrontiert sind, jedoch gleichzeitig über ein signifikantes Potenzial für gemeinschaftliche, inklusive und autonome Entwicklungen verfügen. Eine dauerhaft institutionalisierte Soziale Arbeit ist hierfür essentiell. Sie sollte nicht nur individuell helfen, sondern das Dorf als sozialen Lebensraum stärken und mitgestalten.

Den Studierenden Leyla Baumann, Adrian Bentz, Fridtjof Birnschein, Lennart Böckermann, Chrisovalantis Chatzopoulos, Jennifer Dienemann, Bastian Jäkel, Emelie Klemm, Tatjana L. Küppers, Kristiyana Mincheva, Katharina Prechtl, Monja Sand, Andriana Schiller und Eric Tissen sei an dieser Stelle für ihr Engagement sowie ihre Bereitschaft, über den Tellerrand zu blicken, gedankt.

Andreas W. Hohmann

Die Grafiken auf den linken Füllseiten stammen von Tatjana L. Küppers Acu dafür Danke.

Entwicklung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit

Das Dorf

Die ursprünglichen Dörfer reichen bis in die vorchristliche und frühchristliche Zeit zurück. Bereits im frühen Mittelalter entstanden auf Ressourcenreichen geschwemmten Siedlungsplätzen, die später als Kartei, Bogen oder Straßendorf als Siedlungen wurden. Diese Siedlungen wurden durch die Grundherrschaft des Lehnsherrn oder die Kirche als Organisation geprägt. Bis in die neuzeitliche Zeit wurde die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung in kleinen Gemeinden, deren Lebensumfelden stark von der agrarischen Wirtschaftswelt bestimmt wurde.

Wegen sozialökologischer Rahmenbedingungen wie die Bauseiternutzung, die Aufteilung der Lebungsraum und die Bauseiternutzung zur Umstrukturierung der ländlichen Bevölkerungshäfen. Deutlich blieben viele Dörfer in ihrer wirtschaftlichen Funktion auf die Landwirtschaft ausgerichtet und weisen eine enge Siedlungsstruktur auf, die durch wirtschaftliche Bindungen und gesellschaftliches Leben präzessierter war.

Wandel des dörflichen Lebens im 20. und 21. Jahrhundert

Mit der Industrialisierung im späten 19. Jahrhundert und insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich die Siedlungsbedeutungen in den Dörfern erheblich. Neue Menschen auswanderen in die Städte ab, was zur Entvölkerung und Überalterung ländlicher Räume führt. Gleichzeitig erhöhen die Produktionsanträge an, die sich die Arbeitsmärkte zunehmend außerhalb der Dörfer befinden. Der Rückgang der landwirtschaftlichen Erwerbsfähigkeit führt dazu, dass mehrmehr soziale Lebensumgebungen an Bedeutung verlieren.

In jüngerer Zeit zeigt sich eine Antizipation: Dörfer verlieren viele Stärke an sozialökologischer, sozialer Funktion und wirtschaftlicher Bedeutung. Andererseits erhöhen ländliche Räume durch Digitalisierung, Homeoffice, touristische Nutzung und ein wachsendes Interesse an alternativen Wohnformen eine gewisse Relevanz. Dennoch ist der Strukturwandel unverhinderbar. Kleinstädtische Dorfknechte und Schulen verschwinden, während parallele Versorgungs- und Bildungsgänge in Kleinstädten oder zentralen Orten konzentriert werden.

Die Gemeinschaftsform und ihre Auswirkungen

Die kommunale Siedlungsform, die in den meisten Bundesländern zwischen den späten 19. und späten 20. Jahrhundert wurde, steht auf einer akademischen Erfolgsstrategie durch die Zusammenlegung kleinen Gemeinden ab. Das Ziel bestand darin, lernungsfördernde Verwaltungseinheiten zu schaffen, die den Wiederherstellungen der kleinen Gemeinden (gejüngert, erweitert, modernisiert, Verstärkt) besser gewachsen sind. In der Praxis bestätigte dies für viele Dörfer jedoch den Ruf als politisch selbstständig.

Die Auswirkungen dieser Reformen sind erstaunlich. Einheitsartige soziale Infrastrukturweichen, bessere öffentliche Dienstleistungen und eine offizielle Verwaltung. Außerdem fördert die Eingemeindung bei vielen Dorfbewohnern zu einem Gefühl des Identitätsverlusts und einer Entfernung zur politischen Entscheidungssphäre. Besonders kritisch werten Entscheidungen aufgenommen, bei denen Dorfgemeinschaften keinen Einfluss mehr auf kommunale Investitionsfaktoren, etwa beim Erhalt von Schulen oder Kulturstätten,

Die Soziale Arbeit nimmt als Profession und wissenschaftliche Disziplin eine zentrale Rolle bei der Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen ein. Während ihre Dekanuren und Angehörige in urbanen Räumen häufig etabliert und gut ausgebaut sind, sieht sich die Soziale Arbeit im ländlichen Raum mit besonderen Herausforderungen konfrontiert. Ausgangsbedingungen sind abweichende soziale Struktur und soziale und wirtschaftliche Problemlagen, wodurch sich Soziale Arbeit auf eine ganzheitliche Ausprägung der Sozialen Arbeit im ländlichen Raum konzentriert. Der vorliegende Aufsatz analysiert die gegenwärtige Situation, bewertet verschiedene Herausforderungen und erarbeitet Perspektiven für eine nachhaltige Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit in ländlichen Regionen.

Soziale Arbeit im ländlichen Raum: Aufgaben und Handlungsfelder

Die Aufgabenfelder der Sozialen Arbeit im ländlichen Raum umfassen alle klassischen Bereiche wie Kinder- und Jugendhilfe, Altenhilfe, Suchthilfe, Schulsozialarbeit, Gemeinschaftsarbeit und Integrationsarbeit. Aufgrund der geografischen Isolation und der geringen Densität sind die Angebote jedoch häufig weniger spezialisiert. Viermaltes für die Soziale Arbeit durch Gemeinschaft geprägt: Kleinstädtische müssen ein breites Spektrum an Aufgaben übernehmen, oft unter eingeschränkten organisatorischen und personellen Bedingungen.

Ein zentrales Problem ist der Zugang zu Hilfesuchern. Es fehlen wichtigste Angebote und mobile Dienste und -einrichtungen. Gleichzeitig existieren interne Netzwerke (z. B. Nachbarschaftshilfe, Ehrenamt), die eine wichtige Ressource darstellen, funktionale Zwecke jedoch nicht ausreichend abdecken können.

Herausforderungen für die Soziale Arbeit im ländlichen Raum

Weltländerliche Regionen haben unter weiner Rückbau der öffentlichen Infrastruktur, soziale Dienste werden zentralisiert, was für Hilfesuchende lange Anfahrtswägen und die Praxis erfordert. Mangelhaft ausgebildete Sozialarbeiterinnen und -arbeiter sind die einzigen Ressourcen, die erschwert interdisziplinäre partnerschaftliche und niedrigschwellige Angebote.

Ein zukunftsfähiger Weg besteht in der stärkeren Vermittlung der Sozialen Arbeit mit anderen Akteuren im Gesundheitswesen, im Bildungsbereich und im Ehrenamt. Regionale Netzwerke, Migrationsdienstleistungen oder interkommunale Kooperationslinien können Sprungbretter schaffen und Ressourcen erweitern.

Zuletzt stehen die Begriffe und Konzepte von Autonomie, Nachhaltigkeit und Partizipation im Mittelpunkt.





Vernetzung

Information

offener Marktplatz

Sozialstaatlichkeit

Zukunftsorientierung

Stärkung

Begegnung

virtueller Raum

Raumpsychologie

Reperatur

Bewusstseinsförderung

Partizipation

Dein Dorf. Deine Stimme. Deine Zukunft.

Wirkeln. Mitgestalten. Meinander leben. Partizipation im ländlichen Raum heißt:

Alten erläutern lassen. Wirtschaftsförderung helfen, statt Alltag nur zu erfüllen. Deine Sicht, dein Engagement und dein Wissenswert einbringen.



Die Partizipation der Bevölkerung...

spielt eine zentrale Rolle in den Sozialen Arbeit, insbesondere im ländlichen Raum. Ein autonomes ländliches Sozialsystem ist es voraussetzt, dass die Bevölkerung aktiv in die Entwicklung und Umsetzung sozialer Konzepte eingebunden werden.

Partizipation bedeutet...

elternamtliche die aktive Teilnahme und Mitbestimmung von Individuen oder Gruppen an Entscheidungs- und Gestaltungsprozessen. In den Sozialen Arbeit betrachtet Partizipation die Beteiligung der Adressat*innen in die Entwicklung, Umsetzung und Bewertung sozialer Maßnahmen, um ihre Bedürfnisse, Perspektiven und Ressourcen bestmöglich zu berücksichtigen. Sie kann auf verschiedenen Ebenen stattfinden, von der reinen Information bis zur vollständigen Beteiligung. Dafür ist, soziale Gewerthigkeit zu erkennen, Autonomie zu stärken und nachhaltige Lösungen zu schaffen.

Besonderheiten der ländlichen Sozialen Arbeit

Soziale Regimes zeichnen sich durch enge soziale Netzwerke, begrenzte institutionelle Ressourcen und oft institutionelle Werte aus. Diese Rahmenbedingungen beeinflussen partizipative Prozesse sowohl positiv als auch negativ. Herausforderungen ergeben sich durch mangelsende finanzielle Mittel, eingeschränkten Zugang zu professionellen Sozialarbeiter*innen und pflegende Eltern/Eltern-geprägten eisernen Engpass.

Methoden der Partizipation in ländlichen Raumkreis

Die Umsetzung partizipativer Konzepte erfordert spezifische Methoden, die sich an den Gegebenheiten des Dorfes orientieren. Zu den relevanten Strategien gehören:

Bürgerversammlungen und Zukunftswerkstätten: offene Treffen zur Bedarfserhebung und zur kollektiven Erarbeitung von Lösungswegen.

Kooperation mit lokalen Vereinen und Institutionen: Nutzung bestehender sozialer Strukturen.

Elternamtliche Netzwerke und Selbsthilfegruppen: Aktivierung der Dorfgemeinschaft zur Stärkung der Selbstorganisation.

Kreative neue Lösungsszenarien: neue Akteure erneutere Dienste, Gemeinschaftsstrukturen aufzubauen und Stärken, Nutzung von Orts-, hybriden Angeboten u. a.m.

Im ländlichen Raum empfiehlt sich eine Mischung aus digitalen und analogen Beteiligungsformen, jahrgangsorientierten Methoden so wie traditionellen und innovativen Ansätzen. Besonders wichtig sind niederschwellige Zugänge, die Einbindung unterschiedlicher Zielgruppen und die Kombination von Online- und Offline-Angeboten, um möglichst viele Menschen zu erreichen und nachhaltige Teilhabe zu ermöglichen.



Autonomie

Autonomie fördern, Freiheit leben

Sozialarbeit im ländlichen Raum stärkt Autonomie direkt vor Ort.

In ländlichen Regionen sind soziale Unterstützungsangebote oft begrenzt, was die Selbstbestimmung der Menschen erschweren kann. Sozialarbeiter*innen schätzen dies ein, nutzen sie individuelle Ressourcen (Bürote und Menschen) anliegen, ermöglichen Entscheidungen zu treffen. Durch ihre Präsenz vor Ort bauen sie Vertrauen auf, ermöglichen soziale Toleranz und helfen, Isolation zu überwinden. Gerade in sozial schwierigen Regionen ist diese Förderung von Autonomie ein wesentlicher Beitrag zur Lebensqualität und gesellschaftlichen Integration (Rauch-Bernauert, 2018; Schreyer & Zimmerman, 2012).

Sozialarbeit im ländlichen Raum ist damit mehr als Hilfe, sie ist ein Mittel, um Menschen zu stärken und vorzuhaben, selbstbestimmte Lebenswege zu ermöglichen.

Warum Autonomie im Dorf wichtig ist.

Autonomie im ländlichen Raum ist unverzichtbar, weil sie den Menschen ermöglicht, ihr Leben eigenständig und selbstbestimmt zu gestalten. Sie ist ein präziser Begriff und bedeutet, was andere für Begriffe, wie zentrale Ressourcen und Hilfsangebote häufig missverstehen. Gerade die Förderung der individuellen Autonomie ist Resilienz und das Empowerment der Bewohner*innen. Deshalb wird nicht nur die persönliche Lebensqualität verbessert, sondern auch der soziale Zusammenhalt und die lokale Beteiligung am Gemeinschaftsleben gestärkt (Rauch-Bernauert, 2018).



Vielfalt

Raumpioniere

Ressourcenaktivierung

Resilienzförderung

Tante-Emma

Vitalität

Beteiligung

Beratung

Expression

© HAWK Hildesheim 2019. Diese Materialien dürfen für interne Hochschulnutzung und Forschung heruntergeladen und herangezogen werden. Eine kommerzielle Nutzung ist ausdrücklich untersagt. Eine Weiterverbreitung ist ebenfalls untersagt.

HOCHSCHULE FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFT UND KUNST Hildesheim/Holzminden/Göttingen
University of Applied Sciences and Arts

www.hawk.de/s

Einleitung Entwicklung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit

“Dorf” zählt zu den zentralen Begriffen der deutschsprachigen Siedlungs- und Kulturgeschichte. Es beschreibt nicht nur eine spezifische siedlungsgeographische Einheit, sondern fungiert zugleich als kulturelles Symbol (auch für stereotypische Definitionen) für Überschaubarkeit, Gemeinschaft und ländliche Lebensweise (vgl. Steinführer 2020: 18ff). In der wissenschaftlichen Diskussion wird der Begriff interdisziplinär betrachtet – in der Geographie als Siedlungsform, in der Geschichtswissenschaft als soziale und wirtschaftliche Organisationsstruktur und in der Soziologie als Ausdruck spezifischer Sozialformen (vgl. Hohmann 2023: 11).

Ein Dorf lässt sich im geographischen Sinn als eine überschaubare, primär ländlich geprägte Siedlungsform definieren, die sich durch eine überschaubare Einwohnerzahl sowie durch das Vorhandensein einer teils prekärer Infrastrukturelemente (vgl. Leser 2001: 45). Im Unterschied zur Stadt ist das Dorf durch seine begrenzte Größe, eine eingeschränkte funktionale Differenzierung und die historische Bindung an die Landwirtschaft gekennzeichnet. Die landwirtschaftliche Nutzung prägte über Jahrhunderte nicht nur die bauliche Struktur der Dörfer, sondern auch das soziale Gefüge und die ökonomischen Beziehungen innerhalb einer dörflichen Gemeinschaften. Das Dorf stellt eine elementare Form der ländlichen Besiedlung dar, die vor allem in der vorindustriellen Gesellschaft weit verbreitet war.

Etymologisch lässt sich das Wort „Dorf“ auf das althochdeutsche *dorf* zurückführen, das ursprünglich die Bedeutung eines „eingefriedeten Platzes“ oder einer „befestigten Siedlung“ besaß (vgl. Kluge 2011: 198). Es steht in Zusammenhang mit dem indogermanischen Wortstamm *dher-* („einschließen, umgeben“), der auch in verwandten Begriffen anderer indoeuropäischer Sprachen erscheint, etwa im englischen *thorp(e)* oder im skandinavischen *torp*. Diese sprachliche Verwandtschaft verweist darauf, dass das Dorf historisch als geschützter und um-

friedeter Raum verstanden wurde – ein Ort, der nicht nur der physischen Sicherheit, sondern auch der sozialen Kohäsion diente.

Im Verlauf des Mittelalters entwickelte sich das Dorf zur dominierenden Organisationsform ländlicher Siedlungen. Es bildete über Jahrhunderte die grundlegende soziale Einheit innerhalb einer agrarisch geprägten Grundherrschaft und fungierte als Basis der mittelalterlichen Produktionsweise (vgl. Schreg 2006: 141ff). Typischerweise bestand ein Dorf aus mehreren bäuerlichen Hofstellen, einer Kirche sowie gemeinschaftlich genutzten Flächen wie Weiden oder Gemeindewald (ebda). Diese räumliche Struktur spiegelte die soziale Ordnung wider: Gemeinschaftliches Eigentum und genossenschaftliche Formen der Arbeit und Entscheidungsfindung prägten das dörfliche Leben ebenso wie religiöse und kulturelle Feste, die das soziale Gefüge stärkten.

Bereits im Mittelalter wurde eine funktionale Differenzierung zwischen verschiedenen Siedlungsformen vorgenommen. Kleinere Ansiedlungen wurden als Weiler bezeichnet, während größere Dörfer mit wirtschaftlichen Sonderfunktionen und teilweise verliehenen Marktrechten als Märkte oder Marktflecken galten (ebda). Diese terminologischen Unterscheidungen spiegeln nicht nur demographische, sondern auch wirtschaftliche und administrative Unterschiede wider und markieren den Übergang von rein agrarisch geprägten Siedlungen hin zu solchen mit prä-urbanen Strukturen. In der heutigen Zeit wird das Dorf nicht mehr ausschließlich über landwirtschaftliche Funktionen definiert, sondern als Lebens- und Sozialraum betrachtet, der sowohl räumliche als auch kulturelle Identität stiften soll, es als „Schlafdorf“ nicht immer tut. Es ist durch eine geringere Einwohnerdichte und eine lockere Bebauungsstruktur gekennzeichnet.

Statistisch lässt sich die Zahl der Dörfer in Deutschland nur annähernd bestimmen, da keine einheitliche Definition existiert. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes umfasst Deutschland derzeit rund 10.800 Gemeinden mit zahlreichen Ortsteilen. Ein erheblicher Teil dieser Ortsteile weist dörfliche Strukturen auf. Henkel geht davon aus, dass es ungefähr 35.000 Dörfer gibt (Henkel 2014: 9), wobei regionale Unterschiede deutlich hervortreten. Während Bayern aufgrund seiner kleinteiligen Struktur eine besonders hohe Dichte an Dörfern aufweist, dominieren in norddeutschen Bundesländern größere, flächenintensive Siedlungsformen. In vielen Städten befinden sich heute Stadtteile die historisch Dörfer waren (ebd.: 10ff).

Das Dorf und das dörfliche Leben befindet sich in einem kontinuierlichen Tranzformationsprozess. Viele ländliche Gemeinden sind seit Jahrzehnten von Abwanderung, demografischem Wandel und dem Verlust zentraler Infrastrukturen betroffen. Gleichzeitig erleben Dörfer im suburbanen Raum einen Zuwachs, da sie als naturnahe Wohnorte mit städtischer Anbindung zunehmend attraktiv werden. Dieser Strukturwandel verdeutlicht, dass das Dorf nicht als

statische, sondern als dynamische Kategorie zu verstehen ist, die sich im Spannungsfeld zwischen vergangener Tradition und die Wandlung zum Schlafdorf bewegt. Diese Entwicklung wurde ich den letzten Jahrzehnten von der Forschung vernachlässigt und gewinnt erst jetzt an Bedeutung, indem die räumliche Dimension sozialer Ungleichheit in den Fokus verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen gelangt (vgl. Schäfers 2012). In letzte Zeit rückt daher die Frage nach der Infrastrukturen, Wirtschaft, soziale Auswirkung des demographischen Wandel u.a. in den Mittelpunkt der Ungleichheitsforschung. Infrastrukturen werden dabei nicht nur als technische Netzwerke, sondern zentrale Träger sozialer Integration angesehen. Sie strukturieren Räume, indem sie Nähe und Distanz erzeugen, Kommunikations- und Austauschprozesse ermöglichen oder verhindern. Man unterscheidet dabei drei Typen: raumbildende Infrastrukturen wie Schulen und Theater, raumüberwindende Infrastrukturen wie Verkehrs- und Kommunikationssysteme sowie überräumliche Infrastrukturen wie Religion oder Digitalisierung (ebda). Diese wirken als Scharniere sozialer Teilhabe, weil der Zugang zu Bildung, Mobilität und Gesundheitsversorgung über individuelle Verwirklichungschancen und soziale Integration entscheidet (vgl. Ried 2021). Historisch wurde die Infrastrukturpolitik in Deutschland stark vom Leitbild der „Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse“ geprägt. Ziel war es, durch flächendeckende Versorgung soziale und territoriale Unterschiede auszugleichen. Infrastrukturen galten somit als Instrumente sozialer Integration durch räumliche Angleichung (vgl. Neu 2006: 8ff). Seit den 1990er Jahren zeichnet sich jedoch ein Paradigmenwechsel ab: Europäische und nationale Raumordnungspolitik konzentrieren sich zunehmend auf Metropolregionen als Motoren wirtschaftlicher Dynamik und Innovation (vgl. Barlösius & Spor 2014: 236ff). Damit geht eine Abkehr vom Ideal territorialer Gleichförmigkeit einher. Neue Kategorien wie „Erreichbarkeit“ und „Lage“ ersetzen die Zweiströmigkeit von Stadt und Land durch funktionale Indikatoren, die Austausch- und Pendlerströme betonen. Dieser Wandel führt zu einer Entterritorialisierung, in der Räume nicht mehr primär durch geografische Lage, sondern durch funktionale Vernetzungen definiert werden (vgl. Hauss et.al. 2006: 31ff). Die Folge: abhängige Regionen. Die Folgen dieser Entwicklung sind erheblich: Infrastrukturen übernehmen zunehmend raumüberwindende Funktionen, während peripherie Räume auf minimale Versorgungsstandards reduziert werden. Damit verschiebt sich der gesellschaftliche Diskurs von einer Verteilungslogik hin zu Fragen sozialer Integration.

Einen theoretischen Rahmen zur Analyse dieser Prozesse bietet der Sammelband *Urbane Ungleichheiten* (Berger, Keller, Klärner & Neef 2008). Die Autor:innen begreifen räumliche Ungleichheit als gesellschaftlich hergestelltes Phänomen, das sich im Spannungsfeld zwischen Staat, Ökonomie und Bevölkerung konstituiert (vgl. Kreckel). Industrialisierung, Regionalpolarisierung und Strukturwandel

führten zu einer dauerhaften Trennung zwischen prosperierenden Metropolräumen und abgehängten peripheren Regionen. Im Inneren der Städte verstärkten Einkommensungleichheiten und diskriminierende Praktiken die sozialräumliche Segregation (Keller et. al. 2014:16 f.). Während die Soziale Arbeit über Jahrzehnte eine kompensatorische Funktion innehatte – z.B. durch flächendeckende Angebote –, führte die neoliberalen Deregulierungen seit den 1980er Jahren zu einer neuen Polarisierung. Beetz (2008) beschreibt diese Entwicklung als Peripherisierung: Peripherie Regionen verlieren Anschluss an Ökonomien und werden ökonomisch, politisch und infrastrukturell abgekoppelt. Die räumliche Ungleichheit zeigt sich somit nicht allein geografisch, sondern strukturell in den Bedingungen sozialer Reproduktion. Deutlich wird dies in manchen ländlichen Räumen. Dörfer sind von Abwanderung, Überalterung und dem Rückbau staatlicher Daseinsvorsorge betroffen (vgl. Steinführer & Küpper 2020: 16ff). Schulen, Arztpraxen und Nahversorgungseinrichtungen schließen, wodurch sich Mobilität und Teilhabechancen verringern.

Gesellschaften sind seit jeher immer (mal schneller empfunden, mal weniger schnell spürbar) im Wandlungsprozess. Für die dörfliche Entwicklung gilt die Gemeindereform als die gravierendste Veränderung, da sie die für die Dörfer entwickelte Selbstverwaltung beseitigt haben (vgl. Henkel 2014: 312). Die ab den 1970er Jahren durchgeführte Gemeindereform verfolgte das Ziel, die Verwaltung zu modernisieren, Kosten zu reduzieren und die Infrastruktur in ländlichen Regionen zu verbessern. Dabei wurden kleinere Gemeinden zu größeren Verwaltungseinheiten zusammengelegt, was tiefgreifende demokratische, politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Veränderungen zur Folge hatte. Dabei lag ein wesentlicher Vorteil dieser Reform zunächst in der Professionalisierung der Verwaltung. Durch die Bündelung von Ressourcen konnten Verwaltungsaufgaben effizienter bewältigt und größere Projekte – etwa im Bereich des Straßenbaus, der Abwasserentsorgung oder der Schulmodernisierung – realisiert werden, die zuvor für einzelne Dörfer finanziell kaum tragbar gewesen wären (vgl. Kuhlmann et.al. 2017). Diese Entwicklung führte in der Praxis zu einem deutlichen Ausbau der Infrastruktur und damit zu einer Verbesserung der Lebensqualität in vielen ländlichen Regionen, aber auch zum Verlust der lokalen Demokratie in den Dörfern. In Bezug auf die Leistungsfähigkeit und Verwaltungsstärke zeigt sich ein überwiegend positives Bild. Besonders die Gebietsreformen in den alten Bundesländern der 1960er/70er Jahre und die Reformen in den ostdeutschen Ländern nach der Wiedervereinigung führten dazu, dass ehemals kleinteilige, schwache Verwaltungseinheiten zu leistungsfähigeren Trägern öffentlicher Aufgaben wurden. So ergaben Untersuchungen in Schleswig-Holstein nach der Reform 2008, dass größere Verwaltungseinheiten Spezialisierungen ermöglichten, Arbeitsspitzen

besser abgedeckt werden konnten und die Vertretung innerhalb der Verwaltung zuverlässiger organisiert war (vgl. Kuhlmann et. al. 2017: 20ff.).

Vor der Zusammenlegung verfügten zahlreiche Dörfer über eigene Gemeinderäte und Bürgermeister:innen, die politische Entscheidungen unmittelbar vor Ort trafen. Diese Form der Selbstverwaltung ermöglichte eine hohe Bürgerbeteiligung und stärkte das Vertrauen in demokratische Prozesse auf lokaler Ebene. Mit der Zentralisierung wurden Entscheidungsprozesse jedoch auf eine übergeordnete Ebene verlagert. Die ehemals selbstständigen Dörfer verloren ihren direkten Einfluss auf politische Entscheidungen, wodurch ein „Demokratie-Defizit“ auf kommunaler Ebene entstand. Viele Bewohner empfanden dies als Entfremdung und als Verlust ihrer Stimme in Angelegenheiten, die ihr unmittelbares Lebensumfeld betrafen (vgl. Kuhlmann et. al. 2017:46ff.).

Neben den politischen Folgen hatte die Reform auch tiefgreifende soziokulturelle Auswirkungen. Kleinere Gemeinden verfügten über gewachsene Traditionen, Feste, Vereinsstrukturen und Rituale, die über Generationen das kollektive Gedächtnis und die soziale Identität prägten. Durch die Eingliederung in größere Verwaltungseinheiten gingen viele dieser spezifischen kulturellen Lebensformen verloren oder wurden durch standardisierte Strukturen ersetzt. Zentralisierungen – etwa durch die Zusammenlegung von Schulen oder Vereinen – führten dazu, dass lokale Besonderheiten in den Hintergrund traten. Der Verlust gemeinschaftlicher Treffpunkte und Rituale reduzierte die Dichte sozialer Netzwerke und schwächte das Vertrauen innerhalb der Dorfgemeinschaften. Das Bewusstsein, „nur noch ein Teil eines größeren Ganzen“ zu sein, führte zu einer Abnahme der Motivation, sich lokal zu engagieren, und hatte somit auch Auswirkungen auf das bürgerschaftliche Engagement. In manchen Fällen ging diese Entwicklung mit einem demografischen und wirtschaftlichen Wandel einher, da insbesondere junge Menschen vermehrt in städtische Regionen abwanderten, wo sie sich stärkere Mitsprache und bessere Zukunftsperspektiven erhofften.

Ein prägnantes Beispiel bietet die niedersächsische Gebietsreform am Fall des ehemaligen Fleckens Bodenburg. Vor der Eingemeindung verfügte Bodenburg über eine eigenständige Verwaltung mit Bürgermeister und Gemeinderat, die Entscheidungen unmittelbar vor Ort trafen. Nach der Eingliederung in die Stadt Bad Salzdetfurth ging diese Selbstbestimmung verloren. Entscheidungen wurden nun von einer zentralen Verwaltungsebene getroffen, die oftmals wenig Bezug zu den spezifischen Bedürfnissen und Traditionen des Ortsteils hatte. Diese Veränderung führte bei vielen Einwohnern zu einem Gefühl der Entfremdung und des Verlusts politischer Teilhabe. Der Rückgang der kulturellen Eigenständigkeit schwächte in Teilen die soziale Kohäsion und das Gemeinschaftsgefühl in den Orts- und Dorfteil (vgl. Hohmann). Während dabei der ökonomische Transformationsprozess nicht nur in der Gemeindereform

gesehen werden darf. Auch die Globalisierung, Mobilität und eine veränderte Wirtschaft macht an den Dorfgrenzen keinen halt. Vor diesem Hintergrund wird das Dorf zu einem zentralen Ort sozialer Aushandlung in der globalisierten Gesellschaft. Es steht im Spannungsfeld zwischen Globalisierung, Marktlogik und lokaler Teilhabe. Während globale ökonomische Dynamiken Räume entgrenzen und funktional vernetzen, bleiben soziale Lebensformen weiterhin lokal verankert. In Dörfern manifestieren sich die Folgen sozialräumlicher Ungleichheit besonders sichtbar – von Infrastrukturdefiziten über Bildungsbenachteiligung bis zu kultureller Entfremdung.

Gleichzeitig aber bietet das Dorf Chancen für neue Formen des Zusammenhalts. Projekte der inklusiven Dorfentwicklung, wie es die Initiative des Vereins Freies Freibad Bodenburg (vgl. Hohmann 2023), zeigen, dass durch gezielte engagierte Maßnahmen und bürgerliches Engagement Lebensqualität, Teilhabe und Inklusion gestärkt werden können. Die Verbindung von Inklusion, Partizipation und Infrastrukturpolitik eröffnet damit Perspektiven für eine nachhaltige, sozial gerechte Entwicklung ländlicher Räume.

Autonomie und Partizipation gehören zu den zentralen Leitprinzipien der Sozialen Arbeit und gewinnen insbesondere im dörflichen Raum eine besondere Bedeutung. Während Autonomie die Fähigkeit von Individuen und Gemeinschaften beschreibt, ihre sozialen Strukturen eigenverantwortlich zu gestalten, zielt Partizipation auf die aktive Mitwirkung der Bevölkerung an Entscheidungs- und Gestaltungsprozessen ab. In ländlichen Regionen, die durch begrenzte Ressourcen, demografischen Wandel und strukturelle Abhängigkeiten geprägt sind, erweisen sich beide Konzepte als entscheidend für die Entwicklung einer nachhaltigen und gemeinwohlorientierten Sozialen Arbeit (vgl. Schubert 2018, 367ff). Autonomie beschreibt in der Sozialen Arbeit die Möglichkeit, eigene Entscheidungen zu treffen und soziale Prozesse aktiv mitzugestalten (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 113). Dabei lassen sich drei Ebenen unterscheiden: die individuelle Autonomie, welche die Stärkung der Selbstbestimmung und Handlungsfähigkeit einzelner Personen umfasst, die kollektive Autonomie, die Fähigkeit einer Gemeinschaft, soziale Strukturen und Angebote eigenverantwortlich zu organisieren, sowie die institutionelle Autonomie, also die Unabhängigkeit sozialer Einrichtungen von externen Vorgaben, politischer Einflussnahme und Finanzierung. Gerade die kollektive Autonomie ist für die dörfliche Soziale Arbeit zentral, da sie die Grundlage einer gemeinwohlorientierten sozialen Infrastruktur bildet, die nicht von externen Trägern oder kurzfristigen Förderprogrammen abhängt, sondern durch lokale Akteurinnen und Akteure getragen wird.

Dörfer stehen im 21. Jahrhundert vor spezifischen Herausforderungen wie demografischem Wandel, Abwanderung junger Menschen, eingeschränktem Zugang zu sozialen Diensten und begrenzten finanziellen Ressourcen (vgl. De-

biel 2012: 53ff). Eine autonome dörfliche Soziale Arbeit kann diesen Problemen begegnen, indem sie Selbstorganisation, Vernetzung und lokale Verantwortung stärkt. Zentrale Ziele einer autonomen Sozialen Arbeit im Dorf sind die Partizipation der Bevölkerung an Entscheidungsprozessen, die Stabilität und Nachhaltigkeit sozialer Angebote sowie die Anpassungsfähigkeit an lokale Bedürfnisse und Gegebenheiten. Dabei zeigt sich, dass Autonomie nicht im Gegensatz zu Kooperation steht, sondern durch sie ermöglicht wird: Lokale Selbstverwaltung kann nur funktionieren, wenn sie von gemeinschaftlichem Engagement und demokratischer Teilhabe getragen wird (vgl. Habermas, 1992: 132).

Zur praktischen Förderung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit lassen sich verschiedene Strategien identifizieren. Ein zentraler Aspekt ist der Aufbau partizipativer Strukturen, etwa durch Bürgerversammlungen, Arbeitsgruppen oder lokale Netzwerke, die die Dorfgemeinschaft aktiv in Entscheidungsprozesse einbinden und Vertrauen sowie demokratische Aushandlungsprozesse stärken. Kooperationen und Netzwerke mit Vereinen, Unternehmen und Bildungseinrichtungen ermöglichen die Bündelung von Ressourcen und fördern Unabhängigkeit. Finanzielle Selbstständigkeit lässt sich durch genossenschaftliche Modelle, Crowdfunding oder Sozialunternehmen erreichen, wodurch externe Abhängigkeiten reduziert werden. Bildung und Empowerment der Akteurinnen und Akteure durch Schulungen und Fortbildungen verbessern die Fähigkeit zur Selbstorganisation, und digitale Technologien wie Online-Plattformen tragen dazu bei, jüngere Bevölkerungsgruppen einzubeziehen und Vernetzungsprozesse zu erleichtern.

Partizipation versteht sich als aktive Teilhabe und Mitbestimmung von Individuen oder Gruppen an Entscheidungs- und Gestaltungsprozessen. In der Sozialen Arbeit bedeutet Partizipation die Einbindung der Adressat:innen in die Entwicklung, Umsetzung und Bewertung sozialer Maßnahmen, um deren Bedürfnisse, Perspektiven und Ressourcen bestmöglich zu berücksichtigen.

Im Kontext des demografischen Wandels, der Landflucht und der Verringerung öffentlicher Daseinsvorsorge gewinnt bürgerschaftliches Engagement zunehmend an Bedeutung. Es kompensiert Defizite staatlicher Strukturen, stärkt den gesellschaftlichen Zusammenhalt und trägt zur Identitätsbildung in ländlichen Regionen bei. In dörflichen Kontexten sind insbesondere mittlere und hohe Partizipationsstufen relevant, da sie echte Mitgestaltung und Verantwortung ermöglichen. Die engen sozialen Netzwerke, traditionellen Werte und das hohe Gemeinschaftsgefühl in Dörfern können partizipative Prozesse erleichtern, bergen aber auch Risiken, da informelle Machtstrukturen marginalisierte Gruppen vom Diskurs ausschließen können. Transparente Entscheidungsprozesse und moderierte Dialogformate sind daher notwendig, um die Beteiligung aller Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner zu gewährleisten (BME 2024: 13ff).

Die Umsetzung autonomer und partizipativer Strukturen in dörflicher Sozialer Arbeit ist jedoch mit Herausforderungen verbunden. Ein Mangel an Fachkräften kann durch den Ausbau ehrenamtlicher Strukturen und entsprechende Anreizsysteme kompensiert werden. Begrenzte finanzielle Ressourcen erfordern den Zugang zu Fördermitteln, nachhaltige Finanzierungsmodelle und gemeinschaftliches Engagement. Traditionelle Machtstrukturen können durch Bildung, Sensibilisierung und transparente Kommunikation aufgebrochen werden, während kulturelle Widerstände durch Erfolgsbeispiele, Pilotprojekte und die Arbeit lokaler Multiplikator:innen überwunden werden können. Erfolgreiche Ansätze zeigen, dass nachhaltige dörfliche Soziale Arbeit auf einer Kombination aus Autonomie, Kooperation und Partizipation beruht, wodurch lokale Handlungskompetenz, soziale Kohäsion und demokratische Selbstverwaltung gestärkt werden (vgl. BME 2024: 9ff).

Die Soziale Arbeit ist in vielen Bereichen stark städtisch geprägt und muss sich in Zukunft stärker an den besonderen sozialen und kulturellen Bedingungen des ländlichen Raumes orientieren. Charakteristisch dabei können engere soziale Netzwerke sein (vgl. van den Brink 2019: 28ff) zumal in einem Dorf ein größere Spannungsfelder zwischen Nähe und Distanz, Anonymität und stigmatisierfreie Hilfsangebote besteht, was die Soziale Arbeit erschwert (ebda: 32). Partizipative Dialog- und Planungskulturen können dabei den sozialen Zusammenhalt stärken und die Vielfalt der Lebensstile als Chance begreifen.

Die Studierenden des Projekts „Entwicklung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit“ haben sich mit unterschiedlichen Themen diesem Bereich genähert und versucht Antworten, Ideen, Beispiele und Möglichkeiten aufgezeigt. Es sind keine wissenschaftlichen Antworten, sondern Anregungen und Gedankenmöglichkeiten.

Quellen

- Eva Barlösius, Michele Spohr (2014): Rückzug „vom Lande“. Die sozial-räumliche Neuordnung durch Infrastrukturen. In: Peter A. Berger, Carsten Keller, Andreas Klärner , Rainer Neef (Hrsg.), Urbane Ungleichheiten. Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie, Wiesbaden
- Stephan Beetz (2008): Peripherisierung als räumliche Organisation sozialer Ungleichheit. In: Eva Barlösius & Claudia Neu (Hrsg.). Peripherisierung – eine neue Form sozialer Ungleichheit? Berlin
- Peter A. Berger, Carsten Keller, Andreas Klärner , Rainer Neef (Hrsg.) (2014): Urbane Ungleichheiten. Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie, Wiesbaden
- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (Hrsg.) (2024): Ehrenamtliches Engagement in ländlichen Räumen. Projektergebnisse und Empfehlungen, Berlin
- Stefanie Debiel (2012) Professionelles Handeln von SozialarbeiterInnen/SozialpädagogInnen in ländlichen Räumen. Ergebnisse einer explorativen Studie. In: Stefanie Debiel, Alexandra Engel, Ina Hermann-Stietz, Gerhard Litges, Swantje Penke, Leonie Wagner (Hrsg.). Soziale Arbeit in ländlichen Räumen, Wiesbaden
- Jürgen Habermas (1992): Faktizität und Geltung: Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt a. M.
- Friedrich Hauss, Rainer Land , Andreas Willisch (2006): Zerfall der ländlichen Gesellschaft. In: Ländlicher Raum, Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn
- Gerhard Henkel (2014): Das Dorf. Landleben in Deutschland – gestern und heute, Bonn
- Andreas W. Hohmann (2023): Wir lassen die Demokratie im Dorf. Der Strukturwandel des dörflichen Lebens und die Herausforderung an die Zukunft. In: Kampagnen-Marketing und Community Organizing, Soziale Arbeit und Gesundheit im Gespräch, Nummer 30, Hildesheim
- Friedrich Kluge (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25. Aufl. Berlin/New York
- Reinhard Kreckel (2004): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt a. M.
- Sabine Kuhlmann, Markus Seyfried, John Siegel (2017): Wirkungen von Gebietsreformen, Potsdam
- Hartmut Leser (2001): Diercke Wörterbuch Allgemeine Geographie. Braunschweig
- Claudia Neu (2006): Territoriale Ungleichheit - eine Erkundung. In: Ländlicher Raum, Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn
- Bernhard Schäfers (2012): Sozialstruktur und sozialer Wandel in Deutschland, München
- Walter Ried (2021): Sicherung der Daseinsvorsorge in ländlichen Räumen (<https://www.bpb.de/themen/stadt-land/laendliche-raeume/334208/sicherung-der-daseinsvorsorge-in-laendlichen-raeumen/>), Bonn
- Rainer Schreg (2006): Die Archäologie des mittelalterlichen Dorfes in Süddeutschland. In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie, Nummer 24, Hamburg
- Siliva Staub-Bernasconi (2018): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis. Bern
- Annett Steinführer & Patrick Küpper (2020) Daseinsvorsorge in ländlichen Räumen. In: Ländliche Räume. Infzur politischen ormatioBildung / izpb, 2/2020, Bonn

- Annett Steinführer (2021): Lässt sich die Zahl der Dörfer in Deutschland bestimmen? : Von Definitionsbestrebungen, Suchwegen und unterschiedlichen Befunden. In: Berichte über Landwirtschaft : Zeitschrift für Agrarpolitik und Landwirtschaft, Nummer 99, Berlin
- Christoph Schubert (2018): Soziale Innovationen im ländlichen Raum. In: Hans-Werner Franz, Christoph Kaletka (Hrsg.) Soziale Innovationen lokal gestalten, Wiesbaden
- Henning van den Brink (2019): Gestaltung ländlicher Räume. Herausforderungen für Sozialwissenschaften und Soziale Arbeit. In: Plickat, D. (Hrsg.) (2019). Die Zukunft der sozialen Frage im ländlichen Raum. Dokumentation des ersten Dorftages im Freilichtmuseum Hösseringen am 27. September 2018. Explorationen (Fachbeiträge Soziale Arbeit), Nr. 02/2019. <https://doi.org/10.26271/opus-1089>

Soziale Arbeit auf dem Dorf

In Deutschland leben derzeit etwa 16 Millionen Menschen in Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern (vgl. Krajewski/ Wiegandt 2020: 11ff). Die wachsende Attraktivität ländlicher Regionen äußert sich nicht nur in einer erhöhten Zuwanderung, sondern auch darin, dass immer mehr Menschen den Wunsch hegen, der Hektik der Stadt zu entfliehen und in einer naturnahen Umgebung mit mehr Raum und mehr Ruhe zu leben. Trotz dieser positiven, für ländliche Regionen sprechenden Aspekte, ist das Leben auf dem Land keineswegs frei von Schwierigkeiten und es gibt eine Vielzahl von sozialen und infrastrukturellen Herausforderungen, mit denen ländliche Gemeinden konfrontiert sind. Oftmals sind diese Herausforderungen und Hürden schwerwiegend und tiefgreifend.

Bewohner:innen kleinerer Orte begegnen in ihrem Alltag regelmäßig Situationen, die ihre Lebensqualität einschränken. So kommt es nicht selten vor, dass Arztpraxen mangels Nachfolge schließen und Busverbindungen in umliegende Dörfer und Städte nicht ausreichend vorhanden sind. Diese unzureichende Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel ist nicht nur nicht Arbeitnehmerfreundlich, sondern erschwert auch allen anderen Menschen, die aufgrund ihrer Lebenslage nicht selbstständig mobil sein können, das Leben auf dem Dorf. Des Weiteren mangelt es nicht selten an ausreichend Kindertagesstätten, sowie Hortplätzen. Auch wichtige soziale Treffpunkte, wie das Dorfgasthaus oder das Gemeindezentrum verschwinden allmählich. Im Gegensatz zu städtischen Ballungsräumen, in denen Soziale Arbeit mittlerweile als fest verankerter Bestandteil der kommunalen Daseinsvorsorge gilt, sind entsprechende Angebote in ländlichen Regionen häufig nur sporadisch verfügbar. Dort wird die soziale Versorgung oft durch ehrenamtliches Engagement getragen oder ist von kurzfristigen Projekten abhängig, was eine verlässliche Hilfe erschwert. Diese Entwicklungen haben für alle Dorfbewohner erhebliche Auswirkungen. Sie verschärfen bestehende Probleme und erschweren den Zugang zu notwendiger Unterstützung und Beratung.

Besonders betroffen sind jedoch Menschen in schwierigen oder belastenden Lebenslagen.

Die daraus resultierende Diskrepanz hat zur Folge, dass soziale Teilhabe und Unterstützung im ländlichen Raum vielfach nicht in dem Maße gewährleistet werden können, wie dies in städtischen Gebieten der Fall ist. So entstehen strukturelle Ungleichheiten, die sich negativ auf das gesellschaftliche Miteinander und die individuelle Lebensqualität auswirken. Das Landleben wird gerne als idyllisch, naturnah und harmonisch dargestellt, wodurch die tatsächlichen sozialen Problemlagen weniger Beachtung finden. Gerade diese Diskrepanz zwischen Wahrnehmung und Realität erschwert es, notwendige Maßnahmen zur Verbesserung der sozialen Infrastruktur durchzusetzen.

Vor diesem Hintergrund widmet sich der vorliegende Aufsatz der zentralen Fragestellung, warum in ländlichen Dörfern zwingend feste sozialarbeiterische Strukturen etabliert werden sollten und welche Aufgaben konkret durch Sozialarbeiter:innen erfüllt werden sollen. Es geht darum zu zeigen, dass soziale Teilhabe, Chancengleichheit und das Recht auf Unterstützung keine städtischen Privilegien sind, sondern unabhängig vom Wohnort für alle Menschen gleichermaßen gelten müssen. Besonders vor dem Hintergrund des demografischen Wandels, der sozialen Fragmentierung und der oft ungleichen Verteilung von Ressourcen wird deutlich, dass professionelle und dauerhaft angelegte Angebote Sozialer Arbeit im ländlichen Raum unverzichtbar sind. Auf diese Weise kann man den spezifischen Bedürfnissen der dort lebenden Menschen gerecht werden und einen gleichberechtigten Zugang zu sozialen Leistungen ermöglichen.

Durch einen professionellen, kontinuierlichen und vor allem ortsnahen sozialarbeiterischen Einsatz kann diesen Schwierigkeiten und Herausforderungen die Stirn geboten werden. Ebenso kann sie dazu beitragen, die sozialen Strukturen zu stabilisieren, frühzeitig präventiv tätig zu werden und eine verlässliche Anlaufstelle für Menschen in Krisen oder schwierigen Lebenssituationen zu schaffen. Des Weiteren kann sie dabei helfen, die gesellschaftliche Teilhabe und das soziale Miteinander zu stärken und so die Lebensqualität von Dorfbewohner:innen insgesamt verbessern.

Das Ziel dieses Aufsatzes besteht darin, die besonderen Lebensrealitäten und sozialen Herausforderungen im ländlichen Raum zu beleuchten und detailliert zu analysieren. Darauf hinaus werden die spezifischen Funktionen und Aufgaben Sozialer Arbeit in diesem Kontext beschrieben und anhand praktischer Einblicke die Bedeutung einer dauerhaften sozialarbeiterischen Präsenz verdeutlicht. Dabei soll herausgestellt werden, wie eine solche Struktur dazu beiträgt, die soziale Versorgung sicherzustellen und die Entwicklung lebendiger, sozialer Gemeinschaften in ländlichen Gebieten zu fördern.

Die Lebensrealität auf dem Land

Grundsätzlich unterscheidet sich das Landleben in vielerlei Hinsicht grundlegend von dem Leben in der Stadt. So prägen nicht nur wirtschaftliche und (infra-)strukturelle Voraussetzungen den Alltag der Menschen, sondern auch Bevölkerungszusammensetzungen und soziale Gefüge stellen besondere Anforderungen dar. Ländliche Gegenden sind häufig durch eine niedrige Bevölkerungsdichte, eine alternde Bevölkerung und sinkende Einwohnerzahlen gekennzeichnet. Gerade in wirtschaftlich schwachen Regionen zeigt sich dieser Wandel besonders deutlich. Viele junge Leute zieht es in die Stadt, auf der Suche nach besseren Ausbildungs- oder Arbeitsmöglichkeiten, besserer Kinderbetreuung, verlässlich gebotener, einfacher und frequenter Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel sowie einem attraktiveren Freizeitangebot. So kommt es zu Stande, dass überdurchschnittlich viele ältere Menschen in Dörfern leben.

Aus dieser Entwicklung resultiert eine Reihe von Herausforderungen. Zum Beispiel steigt der Bedarf an medizinischer und sozialer Unterstützung deutlich, während das ehrenamtliche Engagement, das in ländlichen Regionen oft eine tragende Rolle spielt, unter der Abwanderung jüngerer Generationen leidet. Gleichzeitig verschwinden wichtige Einrichtungen wie Schulen, Arztpraxen oder Kindergärten entweder ganz oder sie werden zentralisiert, was die Wege für viele Menschen erheblich verlängert und die Lebensqualität sinken lässt. Vor allem für ältere oder alleinstehende Personen kann das bedeuten, dass sie sich zunehmend isoliert, fühlen besonders dann, wenn familiäre oder nachbarschaftliche Unterstützung fehlt.

Trotz dieser schwierigen Rahmenbedingungen gibt es auch positive Aspekte. In vielen Dörfern bestehen enge soziale Netzwerke, in denen man sich kennt, unterstützt und füreinander da ist. Solche Strukturen können Sicherheit und Gemeinschaftsgefühl vermitteln. Allerdings hat diese enge soziale Kontrolle auch Schattenseiten. Wer mit psychischen Problemen, familiären Konflikten oder Sucht zu kämpfen hat, zögert oft, Hilfe in Anspruch zu nehmen aus Angst vor Ausgrenzung. Umso wichtiger ist eine ortsgebundene, niedrigschwellig erreichbare Soziale Arbeit, die auf Diskretion, Vertrauen und Fingerspitzengefühl setzt (vgl. Franz/ Spatscheck/ van Rießen 2024: 267ff).

Auch die kulturellen Vorstellungen, die in ländlichen Räumen oft noch stark verwurzelt sind, beeinflussen den Zugang zu sozialen Angeboten. Konservative Werte, religiöse Prägungen oder ein traditionelles Familienbild bestimmen das soziale Miteinander und damit auch die Bereitschaft, sich Unterstützung zu holen. Viele Initiativen leben vom Ehrenamt. Dazu zählen Vereine, Kirchengemeinden oder Nachbarschaftshilfe. Doch der gesellschaftliche Wandel, berufliche Anforderungen und die demografische Entwicklung machen eine Professionalisierung dieser Strukturen erforderlich.

Ein weiteres Problem ist die oftmals unzureichende Infrastruktur. Wer keinen eigenen PKW hat, kommt nur schwer von A nach B. Öffentliche Verkehrsmittel sind selten, soziale Einrichtungen oft weit entfernt. Besonders betroffen sind dabei Menschen mit eingeschränkter Mobilität, wie ältere Menschen, Jugendliche oder Menschen mit Behinderung. Auch Treffpunkte und Freizeitangebote fehlen vielerorts. Das erschwert nicht nur die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, sondern verstärkt soziale Isolation (vgl. Tiedemann/ Herzer 2025: 4ff).

Diese Gegebenheiten wirken sich auch auf die Arbeit sozialer Fachkräfte aus. Sie müssen lange Wege zurücklegen, arbeiten oft mit knappen Ressourcen und erreichen viele Menschen nur schwer. Um dennoch wirksam helfen zu können, braucht es flexible Ansätze. Mobile Angebote, Hausbesuche und vor allem eine dauerhafte örtliche Präsens von Sozialarbeiter:innen die für alle Dorfbewohner:innen einfach zu erreichen sind, ist an dieser Stelle unerlässlich.

Die Digitalisierung bietet in diesem Zusammenhang Chancen und Herausforderungen zugleich. Online-Beratungsformate können räumliche Distanzen überbrücken und Sozialarbeit ortsunabhängiger machen. Besonders in Pandemiezeiten haben sich digitale Lösungen als praktikabel erwiesen. Jedoch ist der Zugang zu digitalen Angeboten im ländlichen Raum nicht immer gegeben. Nicht alle Haushalte verfügen über eine stabile Internetverbindung oder über das technische Wissen, entsprechende Plattformen zu nutzen. Besonders ältere Menschen fühlen sich mit digitalen Kommunikationsformen oft überfordert, was wiederum das Risiko sozialer Isolation erhöht.

Ein weiteres Problem besteht in der mangelnden Sichtbarkeit Sozialer Arbeit in der öffentlichen und politischen Diskussion. In vielen Fällen sind soziale Angebote in Dörfern nur informell oder projektbezogen organisiert. Ihre Wirksamkeit wird oft nicht ausreichend wahrgenommen oder anerkannt was sich negativ auf die Finanzierung und damit auf die Planungssicherheit auswirkt. Sozialarbeiter:innen müssen immer wieder neue Anträge schreiben, sich auf befristete Projekte einstellen und können kaum langfristige Beziehungen zu ihren Klient:innen aufbauen. Eine dauerhafte Verankerung Sozialer Arbeit in den kommunalen Strukturen wäre hier ein wichtiger Schritt (vgl. Franz/ Spatscheck/ van Rießen 2024: 35ff).

Hinzu kommt die hohe Rollenvielfalt, die Fachkräfte auf dem Land einnehmen müssen. Sie agieren nicht nur als Berater:innen, sondern auch als Netzwerker:innen, Projektleiter:innen, Kriseninterventionsfachkraft und Moderator:innen in Gemeindekonflikten, sondern auch als Unterstützer:innen für ehrenamtliches Engagement. Diese Multiprofessionalität ist zwar bereichernd, erfordert jedoch auch ein hohes Maß an Belastbarkeit und Selbstreflexion. In kleinen Gemeinden sind die Grenzen zwischen beruflicher und privater Sphäre oft fließend, was die Gefahr emotionaler Überforderung erhöht (vgl. Tiedemann/ Herzer 2025: S. 4ff).

Auch Fortbildungs- und Supervisionsangebote sind im ländlichen Raum deutlich schwerer zugänglich. Oft müssen Fachkräfte lange Wege in Kauf nehmen oder sich mit digitalen Formaten behelfen. Damit durch den Mangel an kollegialem Austausch, fachlicher Begleitung und Reflexion langfristig kein Qualitätsverlust entsteht ist es notwendig, regionale Netzwerke und Plattformen zu schaffen, die Fachkräfte im ländlichen Raum den Austausch erleichtern (vgl. Franz/ Spatscheck/ van Rießen 2024: 35ff).

Ein vielversprechender Ansatz ist die gemeinwesenorientierte Soziale Arbeit. Sie setzt darauf, soziale Netzwerke zu stärken, Selbsthilfepotenziale zu aktivieren und Beteiligung zu fördern. In ländlichen Regionen, in denen traditionelle Gemeinschaftsstrukturen oft noch bestehen, kann dieser Ansatz besonders wirksam sein. Er hilft dabei, soziale Ressourcen zu mobilisieren und Eigenverantwortung zu stärken, ohne dass professionelle Hilfe ihre Relevanz verliert. Durch gute Moderation und nachhaltige Begleitung können Sozialarbeiter:innen zu echten Impulsgeber:innen werden (vgl. Rohrmoser 2004: 35ff).

Langfristig braucht es jedoch einen politischen Paradigmenwechsel. Soziale Arbeit darf im ländlichen Raum nicht länger als „Ergänzung“ betrachtet werden, sondern muss als Teil der Daseinsvorsorge anerkannt und entsprechend finanziert werden. Nur so lassen sich stabile, professionelle Strukturen aufbauen, die den Menschen dauerhaft zur Verfügung stehen. Dabei sollten die spezifischen Bedürfnisse ländlicher Regionen im Fokus stehen und nicht städtische Modelle unkritisch übertragen werden.

Die Soziale Arbeit auf dem Land ist keine ländliche Variante städtischer Konzepte, sondern erfordert eigene Lösungen, eigene Methoden und angepasste Rahmenbedingungen. Sie ist mit besonderen Herausforderungen konfrontiert, hat aber auch besondere Stärken. Wenn es gelingt, diese gezielt zu fördern, kann sie einen entscheidenden Beitrag zur Lebensqualität, zum sozialen Zusammenhalt und zur Entwicklung ländlicher Regionen leisten.

Die Bedeutung Sozialer Arbeit auf dem Land

In ländlichen Regionen nimmt die Soziale Arbeit eine zentrale Rolle ein, die weit über reine Hilfsangebote hinausgeht. Sie ist häufig die tragende Struktur im sozialen Gefüge kleiner Gemeinden, die sich in ihrer gesellschaftlichen Vernetzung deutlich von städtischen Ballungszentren unterscheidet. Während in Großstädten spezialisierte Dienste und ein breites Angebot an sozialen Einrichtungen zur Verfügung stehen, gestaltet sich die Situation auf dem Land oft deutlich schwieriger und es bietet sich ein Spannungsfeld in dem Soziale Arbeit besonders flexibel und anpassungsfähig agieren muss, um die vielfältigen sozialen Bedarfe vor Ort zu decken. Sozialarbeiter:innen die in ländlichen Regionen dauerhaft eta-

bliert sind können von ihrer tiefen Verwurzelung in der lokalen Gemeinschaft profitieren, was ihnen oftmals besseren Zugang zu Hilfesuchenden verschaffen kann (vgl. Andresen/ Müller/ Schmidt 2021: 34ff).

Die breite Aufgabenpalette der Sozialarbeit in ländlichen Gebieten umfasst weit mehr als reine Kriseninterventionen. Sozialarbeiter:innen beraten nicht nur in akuten Lebenslagen, sondern übernehmen häufig auch Funktionen, die in städtischen Kontexten auf verschiedene spezialisierte Stellen verteilt sind. Sie begleiten Menschen bei Behördengängen, vermitteln generationenübergreifend zwischen Jung und Alt, organisieren Freizeitangebote für Jugendliche, organisieren die Betreuung älterer Menschen, sowie weitere Aufträge. Diese vielfältigen Aufgaben erfordern neben fachlichem Wissen auch viel Einfühlungsvermögen, Ortskenntnis und Belastbarkeit. Die enge Verbindung zu den Menschen vor Ort macht Sozialarbeiter:innen oft zu wichtigen Bezugspersonen, die auch außerhalb ihrer professionellen Rolle großes Vertrauen genießen (vgl. ebd: 42ff).

Diese Nähe zur Gemeinschaft hat jedoch auch ihre Schattenseiten. In kleinen Dörfern kennt man sich meist sehr gut, was dazu führen kann, dass Menschen aus Angst vor Stigmatisierung oder sozialer Ausgrenzung Hilfe nicht in Anspruch nehmen. Besonders bei sensiblen Themen wie psychischen Erkrankungen, familiären Konflikten oder Suchtproblemen herrscht oft Schweigen. Deshalb ist ein besonders sensibles Vorgehen seitens der Sozialarbeiter:innen nötig, das Diskretion und Vertrauen in den Mittelpunkt stellt. Nur so können Hemmschwellen überwunden und Menschen zur aktiven Nutzung von Hilfsangeboten ermutigt werden (vgl. Kraus 2014: 57ff).

Als besondere Stärke der Sozialarbeit auf dem Land ist ihre präventive Funktion zu werten. Durch ihre enge Einbindung in die Gemeinschaft sind Fachkräfte häufig in der Lage, problematische Entwicklungen frühzeitig zu erkennen, sei es familiäre Krisen, Vereinsamung älterer Menschen oder bestimmtes Verhalten bei Jugendlichen. Diese frühzeitige Wahrnehmung ermöglicht es, gezielt und rechtzeitig Hilfen anzubieten, um langfristige negative Folgen zu vermeiden und somit die Lebensqualität von betroffenen Menschen zu verbessern. Gerade in überschaubaren Gemeinden lassen sich solche sozialen Dynamiken besser einschätzen, was eine proaktive Sozialarbeit erleichtert, und den sozialen Frieden stärkt.

Außerdem leistet Soziale Arbeit durch die Organisation von Nachbarschaftsinitiativen, Jugendgruppen, Elterntreffen oder generationenübergreifenden Veranstaltungen einen wichtigen Beitrag zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Gerade in Zeiten, in denen das Ehrenamt durchzunehmende Berufstätigkeit, Abwanderung, vor allem junger Menschen, und gesellschaftlichen Wandel unter Druck gerät, unterstützen sie die Erhaltung und Entwicklung sozialer Netzwerke und schaffen Räume für Begegnungen. So fungieren sie häufig als Vermittler:innen und Brückenbauer:innen zwischen unterschiedlichen

Altersgruppen, sozialen Milieus und lokalen Akteuren (vgl. Andresen/ Müller/ Schmidt 2021: 65ff).

Trotz ihrer zentralen Bedeutung stoßen Fachkräfte der Sozialen Arbeit in ländlichen Räumen auf zahlreiche Herausforderungen. Die finanziellen Mittel sind oft knapp bemessen, politische Aufmerksamkeit fehlt vielfach, und Förderprogramme sind häufig befristet. Hinzutreten kommen lange Anfahrtswege, die nicht nur für die Sozialarbeiter:innen, sondern auch für die Hilfesuchenden eine erhebliche Hürde darstellen. Der öffentliche Nahverkehr ist vielerorts nur unzureichend ausgebaut, was die Mobilität einschränkt, und die Zugänglichkeit sozialer Angebote erschwert. Die Folge sind Überlastung und Frustration bei den Fachkräften, die oft für große, weitläufige Regionen zuständig sind. Dies führt zu einer hohen Fluktuation und beeinträchtigt die Kontinuität der Betreuung (vgl. Franz/ Spatscheck/ van Rießen 2024: 13ff).

Ein weiterer kritischer Punkt ist der Fachkräftemangel, der besonders den ländlichen Raum betrifft. Studien zeigen, dass die Situation durch Abwanderung junger Fachkräfte in urbanere Gebiete, die niedrige Attraktivität ländlicher Stellen, sowie die oft geringeren Gehälter verschärft wird. Viele Sozialarbeiter:innen klagen über eine Überforderung durch die Vielzahl an Aufgaben und die schlechte personelle Ausstattung. Hochschulen und Bildungseinrichtungen versuchen dem entgegenzuwirken, indem sie vermehrt praxisnahe Studiengänge mit Fokus auf ländliche Sozialarbeit anbieten, um Studierende für die Arbeit in diesen Regionen zu gewinnen (vgl. Tiedemann/ Herzer 2025: 4ff).

Neben den personellen Engpässen sind auch infrastrukturelle Defizite zu nennen. Die oftmals mangelhafte digitale und analoge Infrastruktur erschwert die Arbeit sozialer Fachkräfte und den Zugang der Menschen zu Beratungsstellen. Die Versorgung mit Internet ist in vielen ländlichen Gemeinden unzureichend, was digitale Beratungs- und Unterstützungsangebote erschwert. Zudem fehlen häufig geeignete Räumlichkeiten für soziale Angebote oder Begegnungsstätten. Diese infrastrukturellen Lücken wirken sich unmittelbar auf die Lebensqualität und Teilhabechancen der Bewohner:innen aus.

Politisch ist ein Umdenken notwendig, das über kurzfristige Projektförderungen hinausgeht. Nachhaltige Finanzierungen, feste Stellen mit klaren Zuständigkeiten und ausreichend qualifiziertes Personal sind unabdingbar, um die Soziale Arbeit im ländlichen Raum dauerhaft zu sichern. Ebenso wichtig sind gezielte Fortbildungen, die die besonderen Anforderungen der Arbeit auf dem Land berücksichtigen. Durch eine verbesserte Vernetzung mit anderen Bereichen, wie Gesundheit, Bildung und Integration lassen sich Synergien nutzen und Angebote besser aufeinander abstimmen (vgl. Andresen/ Müller/ Schmidt 2021: 50ff).

Nicht zuletzt zeigt sich, dass die Soziale Arbeit im ländlichen Raum eine integrale Funktion für den gesellschaftlichen Zusammenhalt übernimmt. Sie stabi-

lisiert Gemeinschaften, fördert Teilhabe und wirkt präventiv gegen soziale Isolation und Ausgrenzung. Gerade vor dem Hintergrund demografischer Veränderungen, zunehmender psychischer Belastungen und sozialer Ungleichheiten ist ihr Beitrag unverzichtbar. Umso wichtiger ist es, ihre Rolle anzuerkennen, ihre Strukturen zu stärken und ihr Potenzial nachhaltig zu fördern (vgl. ebd: 50ff).

Interview mit einer Sozialarbeiterin zum Thema Soziale Arbeit auf dem Land

Ein Interview mit Natascha R., einer erfahrenen Sozialarbeiterin, die seit vielen Jahren in einer ländlicher Region tätig ist und bereits verschiedene Positionen bekleidet hat, bietet einen lebendigen Einblick in die vielfältigen Herausforderungen und Chancen, die die Soziale Arbeit prägen. Sie beantwortet unsere Fragen mit ihrer fachlichen Expertise und gibt einen persönlichen Eindruck davon, wie Sozialarbeit im Dorf jenseits der üblichen urbanen Strukturen ihrer Meinung nach funktionieren kann.

1. Was sind aus Ihrer Sicht die größten sozialen Herausforderungen in ländlichen Gemeinden?

„Auf dem Land sind es vor allem die fehlenden Infrastrukturangebote, die die Menschen stark belasten. Arztpraxen oder Kitas schließen, die Busverbindungen sind oft spärlich, und viele ältere oder wirtschaftlich benachteiligte Menschen kommen kaum noch zu notwendigen Terminen. Dazu kommt, dass die soziale Isolation besonders in kleineren Orten sehr ausgeprägt ist. Das betrifft vor allem Alleinlebende, Alleinerziehende oder Familien in schwierigen Lebenssituationen. Die Anonymität der Stadt fehlt, gleichzeitig aber auch die entsprechenden Hilfen.“

2. Inwiefern unterscheidet sich für Sie Soziale Arbeit im Dorf von der Arbeit in einer Stadt?

„Der größte Unterschied liegt für mich in der Beziehungsgestaltung. Im Dorf kenne ich viele Menschen persönlich, wir begegnen uns oft im Alltag, sei es im Supermarkt oder beim Sportverein. Diese Nähe schafft Vertrauen, das für eine erfolgreiche Sozialarbeit unerlässlich ist. Andererseits bedeutet das aber auch, dass Discretion oft schwieriger ist. Man muss sehr sensibel sein, um Scham oder Ängste bei den Klientinnen und Klienten nicht zu verstärken. Außerdem bedeutet die enge

soziale Vernetzung, dass Konflikte sehr schnell eskalieren können, wenn mal etwas schief läuft. Ich kann mir vorstellen, dass man als fest etablierte Sozialarbeiterin in einem Dorf manchmal auch mit Erwartungen konfrontiert wird, die in der Stadt so nicht vorkommen würden. Zum Beispiel wenn man in dem eigenen Dorf arbeitet und „doppelter“ Ansprechpartner ist, gleichzeitig Kollegin, Nachbarin, Vertrauensperson. Diese Mehrfachrollen können belastend sein, bieten aber meiner Meinung auch die Chance, sehr nah am Geschehen zu sein und präzise zu intervenieren. Natürlich fordert diese Rolle ein hohes Maß an Professionalität, um emotionale Verstrickungen und ein unausgewogenes Nähe und Distanzverhältnis zu vermeiden.“

3. Meinen Sie, dass es Menschen aufgrund von Stigmatisierungsangst auf dem Dorf schwerer fallen könnte in schwierigen Lebenslagen Hilfe anzunehmen?

„Ich denke, dass das durchaus zutreffen und eine der größten Herausforderungen darstellen kann. Viele Leute scheuen sich, Unterstützung anzunehmen, weil sie fürchten, dass im Dorf „ihre Geschichte“ in aller Munde sein wird. Hier hilft nur ein behutsames Vorgehen und sehr viel Geduld, um Vertrauen über einen längeren Zeitraum aufzubauen. Vertrauensarbeit ist keine kurzweilige Angelegenheit und benötigt mehr als ein sozialarbeiterisches Projekt mit zeitlicher Begrenzung. Sicherlich sind auch niederschwellige Angebote sinnvoll, etwa offene Gruppen oder Beratung ohne Voranmeldung, um die Hemmschwelle zu senken. Grundsätzlich denke ich, dass Menschen, die in der Stadt leben schneller Hilfe in der Sozialen Arbeit suchen, da es mehr, vielfältige und einfach erreichbare Angebote gibt. Ich erinnere mich an eine junge Mutter, die aus Angst vor Verurteilung in der Gemeinde wochenlang keine Hilfsangebote angefragt hat, obwohl sie dringend Unterstützung brauchte. Erst als ich in der Schule, während meiner Arbeit als Schulsozialarbeiterin zufällig bei einer Cafeteria-Aktion mit ihr ins Gespräch kam und ihr meine vertrauliche Begleitung zusicherte, kam sie langsam aus ihrer Isolation heraus. Das hat mir wieder einmal gezeigt, wie wichtig es ist, dass es eine niedrigschwellige Anlaufstelle gibt. Viele Menschen auf dem Dorf, kommen in ihrem Alltag nicht mit Sozialarbeiter:innen in Berührung. Dabei empfinde ich es von elementarer Bedeutung, dass jeder, egal wo er lebt, eine einfach erreichbare Anlaufstelle für Probleme jeglicher Art hat.“

4. Wie stellen Sie sich die Rolle eines/ einer Sozialarbeiter:in auf dem Dorf vor?

„Ich sehe Soziale Arbeit auf dem Dorf tatsächlich als eine Art Generalistenrolle. Neben der Beratung ist viel Vernetzungsarbeit nötig. Enge Zusammenarbeit mit

Schulen, Vereinen und Kirchen ist da notwendig. Auch Konfliktmanagement und Projektarbeit gehören dazu. Das ist einerseits sehr bereichernd, weil man flexibel auf die Bedürfnisse reagieren kann. Andererseits ist es auch anstrengend, weil man ständig zwischen verschiedenen Aufgaben hin und herspringt. Daher finde ich, dass in diesem Kontext Zeitmanagement und Selbstfürsorge enorm wichtig sind und nicht außer Acht gelassen werden darf. Auch deshalb ist ein gutes Netzwerk wichtig. Ohne dieses wäre gute Sozialarbeit auf dem Dorf kaum machbar.“

5. Was denken Sie, welche strukturellen Rahmenbedingungen müssen für eine fest etablierte Stelle als Sozialarbeiter:in auf dem Dorf gegeben sein?

„Ganz klar ausreichend Ressourcen. Aktuell sind Sozialarbeiter:innen im Dorf oft nur mit befristeten Projektstellen ausgestattet, was die Kontinuität der Arbeit erschwert. Außerdem fehlen feste Kolleg:innen, vor Ort, sodass die Arbeit oft isoliert und sehr belastend wird. Personalmangel ist ein großes Thema. Auch die Finanzierung ist ständig unsicher, und das schlägt sich in der Qualität und Verlässlichkeit der Angebote nieder.“

„Ein weiterer Punkt ist die mangelnde Anerkennung. Oft wird Sozialarbeit auf dem Land als ‚nice to have‘ gesehen, nicht als unverzichtbare Aufgabe. Das führt dazu, dass ständig um Unterstützung gekämpft werden muss, während die Probleme immer komplexer werden. Ohne stabile Strukturen und ausreichende Mittel kann Sozialarbeit ihre Wirkung nicht voll entfalten.“

6. Wie wirkt sich die schlechte Infrastruktur, etwa im öffentlichen Nahverkehr, auf Ihre Arbeit aus?

„Die schlechte Anbindung macht vieles schwierig. Viele Klientinnen und Klienten können nicht einfach zu Terminen außerhalb ihrer Ortschaft kommen oder Angebote wahrnehmen, weil sie kein Auto haben oder sich keine Fahrten leisten können. Das führt dazu, dass Menschen darauf verzichten Hilfsangebote wahr- oder anzunehmen. Gleichzeitig fehlt es an digitalen Alternativen, weil die Internetversorgung gerade in abgelegenen Regionen oft schlecht ist. Diese Mobilitätsprobleme schränken die Zugänglichkeit von Hilfen massiv ein. Gerade ältere Menschen sind oft nicht internetaffin, was digitale Angebote erschwert. Hier stoßen wir an Grenzen, denn persönliche Nähe ist durch nichts zu ersetzen.“

7. Wo sehen Sie besonders große Chancen für die Soziale Arbeit im ländlichen Raum?

„Das große Potenzial liegt in der engen Vernetzung der verschiedenen Akteure. Vereine, Schulen, Ehrenamtliche und Kirchengemeinden sind oft sehr engagiert. Soziale Arbeit kann hier als Brücke wirken, die diese unterschiedlichen Ressourcen zusammenbringt und gemeinsam an Lösungen arbeitet. Außerdem haben wir die Möglichkeit, partizipativ mit den Menschen vor Ort Projekte zu entwickeln, die genau auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten sind, das schafft echte Teilhabe.“

„Ich habe zum Beispiel mal ein generationenübergreifendes Projekt initiiert, bei dem Senioren und Jugendliche zusammen Gärten anlegen und pflegen. Das hat nicht nur das Gemeinschaftsgefühl gestärkt, sondern auch viele stille Ängste und Vorurteile abgebaut. Solche Initiativen sind im ländlichen Raum besonders wirkungsvoll, weil alle ein Stück weit eingebunden sind und sich das Dorf als Ganzes davon profitiert.“

8. Welche Bedeutung hat der gemeinwesenorientierte Ansatz in Ihrer Arbeit?

„Eine sehr große Gemeinwesenorientierung bedeutet für mich, nicht nur Einzelpersonen zu unterstützen, sondern das soziale Gefüge als Ganzes zu stärken. Es geht darum, die Menschen zu aktivieren, vorhandene Ressourcen zu nutzen und gemeinsam Probleme anzugehen. In kleinen Dörfern funktioniert das oft besser als in der Stadt, weil die Strukturen überschaubarer und die Menschen enger miteinander verbunden sind. Ein gutes Beispiel ist die regelmäßige Dorfversammlung. Dort können alle ihre Anliegen vorbringen von der Verkehrssituation bis hin zu Freizeitangeboten. So entsteht ein direkter Dialog zwischen Bürgern, Vereinen und Verwaltung. Soziale Arbeit kann hier zum Beispiel als Moderator tätig sein und diesen Prozess unterstützen, was nicht nur die Lebensqualität erhöht, sondern auch die Identifikation der Menschen mit ihrem Wohnort stärkt.“

9. Welche Veränderungen würden Sie sich von politischer Seite wünschen, um die Soziale Arbeit auf dem Land zu verbessern?

„Feste Stellen, gute Bezahlung und stabile Finanzierung sind für mich die wichtigsten Forderungen. Außerdem brauchen wir bessere Infrastruktur, sei es im Nahverkehr, im Gesundheitswesen oder bei der digitalen Ausstattung. Es muss auch eine Gesamtstrategie geben, die die Besonderheiten des ländlichen Raums wirklich anerkennt und nicht nur Lippenbekenntnisse abgibt. Soziale Arbeit muss als unverzichtbarer Bestandteil der Daseinsvorsorge betrachtet und entsprechend

unterstützt werden. Ich wünsche mir auch mehr Beteiligungsmöglichkeiten für die Menschen vor Ort. Oft werden Entscheidungen zentral getroffen, ohne die tatsächlichen Bedürfnisse zu kennen. Sozialarbeit kann hier vermitteln und sicherstellen, dass die Stimmen der Dorfbewohner gehört werden. Das erfordert, aber politische Offenheit und die Bereitschaft, Ressourcen in nachhaltige Strukturen zu investieren.“

10. Was möchten Sie Menschen mit auf den Weg geben, die sich vorstellen können, in der Sozialarbeit auf dem Land tätig zu werden?

„Es ist eine unglaublich erfüllende, aber auch anspruchsvolle Aufgabe. Man hat hier die Möglichkeit, wirklich etwas zu bewegen, weil man Menschen langfristig begleiten kann und viel Gestaltungsspielraum hat. Gleichzeitig sollte man sich bewusst sein, dass man sich auf ein enges soziales Umfeld einlässt, das besondere Anforderungen an Sensibilität und Professionalität stellt. Wer sich darauf einlässt, erlebt eine Form der Sozialarbeit, die sehr vielfältig, lebendig und nahe am Menschen ist.“

„Außerdem sollte man Geduld mitbringen. Veränderungen und Vertrauen brauchen Zeit. Aber wenn man dranbleibt, sieht man, wie wertvoll und wirkungsvoll diese Arbeit ist. Die Dankbarkeit der Menschen, wenn man sie unterstützt, macht vieles wett.“

11. Inwiefern spielt die Digitalisierung in Ihrer Arbeit eine Rolle?

„Die Digitalisierung bietet Chancen, vor allem, um Distanzen zu überbrücken. Gerade während der Pandemie haben wir erlebt, wie hilfreich digitale Beratungen sein können. Allerdings gibt es auch viele Hürden: Internetzugang ist in vielen ländlichen Gegenden schlecht, viele Menschen, vor allem Ältere, sind mit der Technik überfordert oder misstrauisch. Deshalb ist es sinnvoll, digitale Angebote immer als Ergänzung zu verstehen, nicht als Ersatz für persönliche Kontakte. Wichtig ist, niemanden abzuhängen, deshalb wäre es denkbar regelmäßig Schulungen und technische Unterstützung anzubieten. Die Digitalisierung kann eine Brücke sein, aber sie ersetzt nicht die Nähe, die gerade in der Sozialarbeit so wichtig ist.“

12. Welche Rolle spielt die Sozialarbeiterin oder der Sozialarbeiter als politische Stimme im Dorf?

„Das sehe ich als eine sehr wichtige Aufgabe. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter erleben direkt, wo es hakt, welche Probleme die Menschen bewegen und wo strukturelle Defizite bestehen. Diese Erfahrungen müssen in politische Diskussionen einfließen.“

nen und Entscheidungen einfließen. Wir können Missstände benennen, Veränderung anstoßen und für mehr Gerechtigkeit kämpfen. Dabei ist es wichtig, professionell zu bleiben und gleichzeitig authentisch zu sein. Manchmal ist es gar nicht so leicht, die Balance zwischen politischem Engagement und der Rolle als Vertrauensperson zu halten. Aber wenn wir, als mögliche Sozialarbeiter:innen in einem Dorf uns nicht zu Wort melden, bleiben viele Probleme sicherlich unsichtbar.“

Interviewanalyse

Das vorliegende Interview mit der erfahrenen Sozialarbeiterin Natascha R. bietet einen tiefgehenden, praxisnahen Einblick in die vielfältigen sozialen Herausforderungen und zugleich Chancen, denen Fachkräfte in ländlich geprägten Regionen begegnen. Dabei zeigt sich deutlich, dass Soziale Arbeit auf dem Land nicht einfach eine verkleinerte Version urbaner Hilfestrukturen darstellt, sondern eine eigenständige Form sozialer Praxis mit spezifischen Rahmenbedingungen und Anforderungen ist.

Im Mittelpunkt der Ausführungen von Frau R. steht die Komplexität der individuellen Problemlagen, die durch besondere strukturelle Bedingungen im ländlichen Raum verstärkt werden. Dazu zählen insbesondere die große räumliche Distanz zwischen Wohnorten, eine geringe Versorgungsdichte im Bereich sozialer und medizinischer Dienstleistungen sowie die dichte soziale Vernetzung in überschaubaren Gemeinschaften. Diese Gegebenheiten führen dazu, dass soziale Arbeit auf dem Land sowohl vor methodischen als auch strukturellen Herausforderungen gestellt wird. Gleichzeitig eröffnen sie aber auch Möglichkeiten für eine gemeinschaftsorientierte und nachhaltige soziale Entwicklung, die in urbanen Kontexten in dieser Form kaum denkbar ist.

Ein zentrales Merkmal, das Natascha R. immer wieder betont, ist die Notwendigkeit verlässlicher und vertrauensvoller Beziehungsarbeit. Im Gegensatz zu anonymen Strukturen in Städten, wo Klientinnen und Klienten häufig zwischen verschiedenen Anlaufstellen wechseln, ist der Aufbau langfristiger Beziehungen im ländlichen Raum eine unverzichtbare Grundlage für erfolgreiche Interventionen. Vertrauen entsteht hier durch Kontinuität, persönliche Präsenz und einen respektvollen Umgang auf Augenhöhe. Frau R. verdeutlicht, dass diese Beziehungsarbeit sich durch alle Bereiche sozialarbeiterischer Praxis zieht, von der Einzelhilfe über Familienberatung bis hin zu gemeinwesenorientierten Projekten und Kriseninterventionen.

Gleichzeitig weist sie auf die Ambivalenzen dieser Nähe hin. Die enge Verflechtung sozialer Netzwerke führt oft zu sozialer Kontrolle und dem Entstehen von Tabus. Viele Menschen scheuen deshalb den Gang zu Hilfsangeboten aus

Angst vor Stigmatisierung, Gerede oder einem tiefesitzenden Misstrauen gegenüber Behörden und sozialen Institutionen. Diese Schattenseiten der ländlichen Gemeinschaften stellen die Soziale Arbeit vor die Herausforderung, unsichtbare Notlagen sichtbar zu machen und durch behutsame Kultur- und milieusensible Ansätze Schwellenängste abzubauen. Hier offenbart sich ein Spannungsfeld zwischen der Förderung von Hilfe zur Selbsthilfe und der Übernahme struktureller Verantwortung, die besonders anspruchsvoll ist.

Ein weiterer Schwerpunkt des Interviews liegt auf der Multifunktionalität der Rolle von Sozialarbeiterinnen im ländlichen Raum. Wie Frau R. erklärt, sind die vorhandenen Versorgungsstrukturen oft fragmentiert oder fehlen ganz. Daraus resultiert, dass sie die Rolle der Sozialarbeiter:in auf dem Dorf als Generalistenrolle wahrnimmt: Neben der klassischen Beratung ist es nötig Aufgaben als Netzwerker:in, Vermittler:in, Konfliktmanager:in und Projektentwickler:in zu übernehmen. Weiterhin sieht sie die Aufgabe der Sozialarbeiter:in auch darin, gelegentlich als Sprachrohr für jene zu fungieren, deren Anliegen in politischen oder institutionellen Diskursen kaum Gehör finden. Diese Vielschichtigkeit ist einerseits eine Stärke, da sie flexible und passgenaue Hilfe ermöglicht, stellt andererseits aber hohe Anforderungen an die fachliche Kompetenz, Selbstorganisation und emotionale Belastbarkeit der Fachkräfte dar.

Die strukturellen Bedingungen erschweren die Arbeit zusätzlich. Frau R. berichtet von befristeten Projektstellen, unzureichender Finanzierung und fehlenden kollegialen Netzwerken, die zu chronischer Überlastung und nicht selten zu Frustration und beruflicher Fluktuation führen können. Sie macht deutlich, dass diese Probleme Ausdruck eines strukturellen Versäumnisses der politischen Verantwortungsträger sind, den spezifischen Bedarfen des ländlichen Raumes gerecht zu werden. Soziale Arbeit wird dort oft nicht als zukunftssichernde Investition betrachtet, sondern als nachrangige Aufgabe, deren Finanzierung aktuell eher projektgebunden ist und ständig neu verhandelt werden muss.

Erschwerend kommen laut Frau R. die eklatante Infrastrukturproblematik, fehlender öffentlicher Nahverkehr, unzureichende medizinische und psychotherapeutische Angebote, sowie mangelhafte digitale Anbindung, hinzu. Diese Defizite wirken sich nicht nur negativ auf die Lebensqualität der Menschen aus, sondern behindern auch die praktische Sozialarbeit. Viele Klientinnen und Klienten sind nicht mobil oder können sich keine langen Fahrten leisten. In solchen Fällen wird der/ die Sozialarbeiter:in auf dem Dorf oft zur einzigen erreichbaren Instanz. Dies macht die Notwendigkeit mobiler, aufsuchender und digital ergänzender Hilfsformen evident. Dennoch weist Frau R. darauf hin, dass insbesondere ältere Menschen oder solche mit geringem Bildungsniveau oft nur begrenzt vom digitalen Zugang profitieren können. Hier stößt die Digitalisierung an ihre Grenzen.

Neben der Darstellung von Herausforderungen hebt Frau R. auch das große Potenzial hervor, das Soziale Arbeit im ländlichen Raum besitzt. Die enge Vernetzung mit Schulen, Vereinen, Kirchengemeinden, Bürgerinitiativen und ehrenamtlich Engagierten eröffnet wichtige Chancen zur partizipativen Entwicklung und zur kollektiven Problemlösung. Soziale Arbeit wird in diesem Kontext zur Brücke zwischen institutioneller Hilfe und informellen Unterstützungsstrukturen. Dadurch kann sie nicht nur unmittelbare Notlagen lindern, sondern aktiv soziale Innovationen fördern. Besonders Beispiele aus der Kinder- und Jugendbeteiligung, der Integration von Geflüchteten, sowie generationenübergreifende Projekte illustrieren dies eindrucksvoll.

Ein besonderer Stellenwert kommt dabei dem gemeinwesenorientierten Ansatz zu. Während dieser in urbanen Kontexten oft unter bürokratischen Hürden leidet, entfaltet er auf dem Land, bei entsprechender Unterstützung, seine volle Wirksamkeit. Sozialarbeiter:innen wie Frau R. agieren hier nicht nur als Unterstützer:innen einzelner Personen, sondern als Moderator:innen sozialer Prozesse. Sie erkennen lokale Bedarfe, aktivieren vorhandene Ressourcen und stärken das soziale Miteinander. Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Spaltung und wachsender Polarisierung leistet diese Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Demokratieförderung und sozialer Kohäsion.

Damit diese Potenziale genutzt werden können, fordert Frau R. dringend langfristige und verlässliche Rahmenbedingungen. Dazu gehören feste Stellen, eine gute Bezahlung, regelmäßige Supervisionen und gezielte Fortbildungsangebote. Diese Forderungen sind nicht nur aus Sicht der Fachkräfte selbst von großer Bedeutung, sondern auch im Interesse einer Gesellschaft, die soziale Gerechtigkeit ernst nimmt. Es sei nicht hinnehmbar, dass gerade in den Regionen, in denen sozialer Zusammenhalt gebraucht wird, die verantwortlichen Fachkräfte strukturell benachteiligt werden.

Ergänzend braucht es aus Sicht von Frau R. eine umfassende politische Gesamtstrategie, die die besonderen Bedingungen des ländlichen Raumes nicht nur in Sonntagsreden anerkennt, sondern in konkrete und nachhaltige Maßnahmen umsetzt. Hierzu zählt unter anderem der Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs, die Verbesserung der digitalen Infrastruktur, die gezielte Förderung der Sozialarbeit im ländlichen Raum durch kommunale und bundesweite Programme, sowie die Integration sozialer Perspektiven in kommunale Entwicklungspläne. Soziale Arbeit müsse darüber hinaus auch als politischer Akteur wahrgenommen werden, der Missstände benennt und aktiv Veränderungen einfordert.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Soziale Arbeit im ländlichen Raum eine zentrale Rolle in der sozialen Infrastruktur einnimmt. Sie kann zur Erhöhung der Lebensqualität beitragen, verhindert Ausgrenzung, stärkt den sozialen Zusammenhalt und fungiert als Motor für partizipative Entwicklungspro-

zesse. Dabei bewegt sie sich in einem Spannungsfeld zwischen individueller Hilfe und struktureller Verantwortung, Nähe und professioneller Distanz, Mangelverwaltung und Innovationspotenzial.

Das Interview mit Frau R. macht deutlich, dass diese Form sozialer Praxis mehr Anerkennung, gezielte Förderung und fachliche Unterstützung braucht, um ihre vielfältigen Aufgaben wirkungsvoll erfüllen zu können. Nur so kann Soziale Arbeit im ländlichen Raum ihre volle Wirkung entfalten und zwar nicht nur als Krisenhelferin, sondern als aktive Mitgestalterin des gesellschaftlichen Wandels.

Bezug zu Sozialen Theorien

Die Wichtigkeit von fest etablierter Sozialer Arbeit auf dem Land lässt sich sowohl anhand des Triple Mandats als auch an der Lebensweltorientierung nach Hans Thiers belegen.

Das Triple- Mandat nach Staub-Bernasconi und Soziale Arbeit auf dem Land

Die Soziale Arbeit im ländlichen Raum ist in den letzten Jahren zunehmend in den Fokus wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Diskussionen gerückt. Während städtische Gebiete häufig über eine dichte Infrastruktur sozialer Dienste verfügen, sind viele Dörfer und kleinere Gemeinden in Deutschland nach wie vor unversorgt. Die Einrichtung einer fest etablierten Stelle für Soziale Arbeit auf dem Land ist daher nicht nur eine fachliche, sondern auch eine gesellschaftspolitische Notwendigkeit. Besonders interessant wird diese Betrachtung, wenn man sie im Lichte des sogenannten Triplemandats der Sozialen Arbeit betrachtet, mit besonderem Augenmerk auf des System der Hilfe und Kontrolle, der Verpflichtung gegenüber den Adressat:innen, der Bevölkerung sowie dem eigenen professionellen Ethos (vgl. Staub-Bernasconi 2018).

1. Das Triplemandat als theoretischer Rahmen

Das von Silvia Staub-Bernasconi entwickelte Triplemandat beschreibt die drei zentralen Bezugsgrößen professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit: das Mandat der Adressat:innen, das Mandat der Gesellschaft bzw. der Institutionen, und das Mandat der Profession selbst. Soziale Arbeit steht demnach immer in einem Spannungsfeld zwischen individueller Unterstützung, gesellschaftlicher Ordnung und fachlicher Eigenständigkeit. Dieses Konzept ist entscheidend, um die komplexe Rolle von Sozialer Arbeit auf dem Land zu verstehen, denn sie muss zwischen unterschiedlichen Erwartungen vermitteln, ohne ihre professionelle Haltung zu verlieren (vgl. Staub-Bernasconi 2018).

Das erste Mandat, das der Adressat:innen, bezieht sich auf die unmittelbaren Bedürfnisse der Menschen, mit denen die Sozialarbeiter:innen arbeiten. Es geht

um die Unterstützung bei der Bewältigung des Alltags, um Hilfe zur Selbsthilfe und um das Ernstnehmen individueller Lebenslagen. Das zweite Mandat, das der Gesellschaft oder der Institution, steht für die strukturellen und rechtlichen Rahmenbedingungen, die Sozialarbeit mitgestalten und begrenzen. Es kann Erwartungen beinhalten, gesellschaftliche Normen zu wahren oder bestimmte Ordnungen aufrechtzuerhalten. Das dritte Mandat schließlich, das der Profession, verpflichtet Sozialarbeiter:innen zu einer ethisch reflektierten, wissenschaftlich fundierten und menschenrechtsorientierten Praxis (vgl. Staub-Bernasconi 2018).

2. Besonderheiten der Sozialarbeit auf dem Land

In ländlichen Räumen treffen diese drei Mandate auf besondere Bedingungen. Hier ist die soziale Infrastruktur häufig schwach ausgeprägt: Beratungsstellen, Jugendzentren, Kliniken oder spezialisierte Fachdienste sind weit entfernt. Viele Probleme, wie Armut, familiäre Konflikte oder psychische Erkrankungen bleiben im Verborgenen, weil im Dorf oft jeder jeden kennt. Gleichzeitig sind traditionelle Werte wie Gemeinschaftssinn, Nachbarschaftshilfe und Ehrenamt stark ausgeprägt. Diese Mischung aus Nähe und Kontrolle, Vertrauen und Scham macht die Soziale Arbeit auf dem Land zu einem sensiblen Arbeitsfeld (vgl. Schmitt, 2018).

Ein/e fest etablierte Sozialarbeiter:in auf dem Dorf ist hier ein zentraler Ankerpunkt. Sie schafft eine verlässliche Anlaufstelle, die dauerhaft präsent und erreichbar ist. Diese Kontinuität ist entscheidend, um Vertrauen aufzubauen und somit eine Grundvoraussetzung, damit Menschen bereit sind, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Während wechselnde oder projektgebundene Angebote oft Distanz erzeugen, ermöglicht eine feste Stelle langfristige Beziehungen und nachhaltige Wirkung. Im Rahmen des Triplemandats kann die Fachkraft dadurch alle drei Dimensionen ihres Auftrags besser ausbalancieren: Sie kennt die Lebenswelten der Menschen (Adressat:innen-Mandat), versteht die sozialen und politischen Strukturen der Gemeinde (Gesellschaftsmandat) und kann ihr Handeln auf Basis professioneller Standards reflektieren (Professionsmandat) (vgl. Staub-Bernasconi 2018).

3. Das Mandat der Adressat:innen: Nähe, Vertrauen und Alltag

Das erste Mandat des Triplemandats stellt die direkte Beziehung zu den Adressat:innen in den Mittelpunkt. In der ländlichen Sozialarbeit ist diese Beziehung oft besonders eng, da die Fachkraft die Menschen nicht nur in Beratungssituatien, sondern auch im Alltag trifft zum Beispiel beim Einkaufen, auf Dorffesten oder in Vereinen. Diese Alltagsnähe ermöglicht es, Probleme frühzeitig zu erkennen und niedrigschwellig anzusprechen. Gleichzeitig kann sie auch zu Rollenkonflikten führen, etwa wenn berufliche und private Kontakte sich überschneiden. Ein/e fest etablierte Sozialarbeiter:in kann diese Balance besser halten, weil

sie über Zeit, Erfahrung und feste Strukturen verfügt, um Nähe professionell zu gestalten (vgl. Schmitt, 2018).

Ein konkretes Beispiel verdeutlicht das: In einem kleinen Dorf im Harz arbeitet eine Sozialarbeiterin seit mehreren Jahren in der Familienhilfe. Sie kennt viele Familien persönlich, weiß um die informellen Netzwerke und versteht die sozialen Dynamiken vor Ort. Wenn sie merkt, dass eine Familie überfordert ist, kann sie frühzeitig Unterstützung anbieten, oft noch bevor eine Krise eskaliert. Ihre dauerhafte Präsenz schafft Verlässlichkeit, was die Akzeptanz der Hilfe deutlich erhöht. Diese Arbeit auf Augenhöhe entspricht dem ersten Mandat der Sozialen Arbeit: den Menschen in seinem Alltag ernst zu nehmen und Unterstützung dort anzubieten, wo sie gebraucht wird.

4. Das Mandat der Gesellschaft: Verantwortung und Vermittlung

Das zweite Mandat bezieht sich auf die Erwartungen der Gesellschaft und der Institutionen an die Soziale Arbeit. Auf dem Land wird von Sozialarbeiter:innen vielleicht erwartet, dass sie „alles ein bisschen“ machen. Von Jugendhilfe über Altenarbeit bis hin zur Beratung bei finanziellen Problemen. Diese breite Zuständigkeit kann einerseits als Überforderung erlebt werden, bietet aber auch Chancen: Die Fachkraft kann Themen ganzheitlich betrachten und sektorübergreifend arbeiten. Sie wird zur wichtigen Vermittlung zwischen Bürger:innen, Verwaltung, Schulen und anderen Akteuren.

Darüber hinaus übernimmt sie eine Brückenfunktion zwischen den Bedürfnissen der Bevölkerung und den Strukturen der Gesellschaft. Sie kann soziale Missstände sichtbar machen, zum Beispiel wenn Familien keinen Zugang zu Kinderbetreuung haben oder Jugendliche mangels öffentlicher Verkehrsmittel keine Ausbildung erreichen können. In diesem Sinne erfüllt der/ die fest etablierte Sozialarbeiter:in eine gesellschaftspolitische Aufgabe: Sie übersetzt individuelle Lebenslagen in strukturelle Anliegen und trägt so dazu bei, soziale Gerechtigkeit herzustellen. Durch ihre dauerhafte Verankerung im Dorf kann sie politische Prozesse aktiv mitgestalten und nachhaltige Veränderungen anstoßen.

5. Das Mandat der Profession: Ethik, Fachlichkeit und Reflexion

Das dritte Mandat betrifft die professionelle Verantwortung. Es verpflichtet die Sozialarbeiter:innen dazu, auf Grundlage fachlicher Standards und ethischer Prinzipien zu handeln. Gerade im ländlichen Raum, wo persönliche Beziehungen eng sind und emotionale Bindungen eine große Rolle spielen, ist diese professionelle Reflexion besonders wichtig. Die Fachkraft muss sich immer wieder fragen, wo ihre Grenzen liegen, wie sie Neutralität wahrt und wie sie mit Loyalitätskonflikten umgeht. Eine fest etablierte Stelle bietet dafür den nötigen institutionel-

len Rahmen: regelmäßige Supervision innerhalb des Netzwerks, fachlichen Austausch und Zeit für Reflexion.

Darüber hinaus stärkt das Professionsmandat die Eigenständigkeit der Sozialen Arbeit gegenüber politischen oder institutionellen Erwartungen. Eine Fachkraft, die dauerhaft angestellt ist und eine klare fachliche Position hat, kann ihre Arbeit besser gegenüber Einmischungen von außen verteidigen. Sie kann argumentieren, warum bestimmte Entscheidungen im Sinne der Betroffenen sind und wie sie den berufsethischen Standards entsprechen. Diese Unabhängigkeit ist im Sinne des Triplemandats zentral, um nicht nur ausführendes Organ staatlicher oder kommunaler Vorgaben zu sein, sondern aktive Gestalterin sozialer Lebensbedingungen.

6. Warum eine fest etablierte Sozialarbeiterin auf dem Land unverzichtbar ist
Die feste Verankerung von Sozialer Arbeit auf dem Land bringt zahlreiche Vorteile mit sich. Erstens sorgt sie für Kontinuität: Soziale Beziehungen und Vertrauensaufbau brauchen Zeit, besonders in kleinen Gemeinden, wo Fremde oft skeptisch betrachtet werden. Eine konstante Bezugsperson signalisiert Verlässlichkeit und Zugehörigkeit. Zweitens ermöglicht eine dauerhafte Stelle Netzwerkpflege. Die Fachkraft kann langfristige Kooperationen mit Schulen, Vereinen, Kirchen und Verwaltungen aufbauen. Drittens schafft sie institutionelles Gedächtnis, denn sie kennt die Geschichte des Ortes, weiß, welche Projekte funktioniert haben und wo es Widerstände gibt. All das sind Voraussetzungen für nachhaltige und wirksame Soziale Arbeit auf dem Dorf.

Zudem ist ein/e fest etablierte Sozialarbeiter`in auch für die Gemeinde selbst von großem Wert. Sie kann präventiv tätig werden, bevor Probleme eskalieren, und damit Folgekosten vermeiden. Sie trägt zur sozialen Stabilität bei, stärkt das Zusammenleben und fördert das ehrenamtliche Engagement. Gerade in Zeiten des demografischen Wandels, in denen viele junge Menschen abwandern und ältere Menschen bleiben, braucht es Personen, die soziale Teilhabe ermöglichen und Isolation verhindern. Der/die Sozialarbeiter:in wird so zu einer Schlüsselfigur des Gemeinwohls, zu jemandem, der Menschen verbindet, Ressourcen aktiviert und gesellschaftlichen Zusammenhalt fördert.

7. Herausforderungen und Perspektiven

Trotz aller Vorteile gibt es auch Herausforderungen. Eine fest etablierte sozialarbeiterische Fachkraft muss häufig viele Rollen gleichzeitig erfüllen: sie ist Ansprechpartnerin, Vermittlerin, Moderatorin und manchmal auch Konfliktlöserin. Die Grenzen zwischen professioneller und privater Ebene sind dabei fließend. Umso wichtiger ist es, dass Kommunen klare Rahmenbedingungen schaffen. Dies kann in Form von Fortbildungen, Supervision und Vernetzungstreffen

sein. Nur so kann das Triplemandat in seiner ganzen Komplexität gelebt werden: als Balance zwischen individueller Unterstützung, gesellschaftlicher Verantwortung und professioneller Autonomie.

Für die Zukunft wäre es wichtig, die Rolle der Sozialarbeit auf dem Land politisch stärker abzusichern. Dazu gehört eine feste Finanzierung kommunaler Stellen, der Ausbau digitaler Beratungsangebote sowie eine bessere Anbindung an regionale Fachnetzwerke. Denn nur wenn Sozialarbeiter:innen langfristig präsent sind, kann Soziale Arbeit im Sinne des Triplemandats wirksam werden und nicht nur als Vermittlung zwischen Mensch und Gesellschaft agieren, sondern auch als Anwalt:in sozialer Gerechtigkeit und als Vertreter:in professioneller Werte handeln.

8. Fazit

Die feste Etablierung eines/r Sozialarbeiter:in auf dem Dorf ist keine bloße organisatorische Frage, sondern Ausdruck eines bestimmten Verständnisses von Sozialer Arbeit. Im Rahmen des Triplemandats wird deutlich, dass sie auf drei Ebenen wirkt: Sie unterstützt Menschen individuell, gestaltet gesellschaftliche Strukturen mit und reflektiert ihr eigenes professionelles Handeln. Gerade in ländlichen Räumen, wo soziale Dienste oft fehlen, ist diese Dreifachfunktion unverzichtbar. Ein/e fest etablierte Sozialarbeiter:in schafft Vertrauen, fördert Teilhabe und sorgt dafür, dass Soziale Arbeit mehr ist als punktuelle Hilfe und zu einem dauerhaften Bestandteil des sozialen Lebens vor Ort wird.

Lebensweltorientierung nach Thiersch und Soziale Arbeit auf dem Land

Soziale Arbeit auf dem Land unter der Betrachtung der Lebensweltorientierung nach Hans Thiersch lässt sich wie folgt darstellen:

Hans Thiersch hat mit der Lebensweltorientierung einen Ansatz entwickelt, der sehr gut zu ländlichen Gegebenheiten passt. Er beschreibt Soziale Arbeit als eine Praxis, die sich am Alltag der Menschen orientiert. Nach Thiersch sollen Fachkräfte verstehen, wie Menschen ihr Leben gestalten, welche Schwierigkeiten sie dabei erleben und welche Ressourcen sie bereits nutzen. Das Ziel ist nicht, fremde Lösungen vorzugeben, sondern die Menschen darin zu unterstützen, ihr Leben nach ihren eigenen Möglichkeiten und Vorstellungen zu bewältigen (vgl. Thiersch 2012).

Damit rückt Thiersch den Menschen mit seiner individuellen Lebensgeschichte und seinem sozialen Umfeld in den Mittelpunkt des professionellen Handelns.

Gerade auf dem Land wird dieser Ansatz besonders greifbar. Hier sind die Lebenswelten der Menschen meist stärker miteinander verflochten. Man kennt

sich, trifft sich beim Einkaufen, auf dem Wochenmarkt oder im Verein. Sozialarbeiter:innen die dauerhaft in einer Gemeinde arbeiten, können so leichter Vertrauen aufbauen, aber sie stehen auch vor der Herausforderung, berufliche Distanz zu wahren. Sie müssen die Balance finden zwischen persönlicher Nähe und professioneller Rolle. Dies ist eine Kompetenz, die laut Thiersch zentral für lebensweltorientierte Soziale Arbeit ist (vgl. Thiersch 2012).

Ein konkretes Beispiel zeigt, wie das aussehen kann: Eine Sozialarbeiterin bemerkt, dass viele ältere Menschen im Dorf allein leben und unter Einsamkeit leiden. Statt eine klassische Beratungsstunde im Büro anzubieten, organisiert sie regelmäßige Nachmittage im Gemeindehaus, an denen gemeinsam gekocht, gespielt oder einfach geredet wird. Dadurch entsteht ein Raum, in dem sich die Menschen begegnen, wohlfühlen und austauschen können. Diese Arbeit ist lebensweltorientiert, weil sie an den alltäglichen Bedürfnissen der Menschen ansetzt. Hier an der Einsamkeit, die Teil ihrer Lebenswelt geworden ist.

Ebenso wichtig ist die Jugendarbeit im ländlichen Raum. Jugendliche haben dort oft wenig Möglichkeiten, ihre Freizeit selbstbestimmt zu gestalten. Viele müssen in die Stadt pendeln, um weiterführende Schulen zu besuchen oder kulturelle Angebote zu nutzen. Eine Sozialarbeiterin oder ein Sozialarbeiter kann hier aktiv werden, indem sie gemeinsam mit Jugendlichen eigene Projekte entwickeln. Beispielsweise den Aufbau eines Jugendtreffs oder eines Skateplatzes. Dabei werden die Jugendlichen ernst genommen und in Entscheidungen einbezogen. Das stärkt ihre Selbstwirksamkeit und ihr Zugehörigkeitsgefühl, was zentrale Ziele lebensweltorientierter Sozialer Arbeit sind.

Auch die Gemeinwesenarbeit spielt im ländlichen Raum eine große Rolle. Da viele soziale Herausforderungen strukturell bedingt sind, reicht es nicht, nur einzelne Personen zu unterstützen. Sozialarbeiter:innen auf dem Land können Initiativen anstoßen, die ganze Gruppen betreffen, zum Beispiel einen Fahrdienst für ältere Menschen oder Nachbarschaftshilfen. Sie können Netzwerke aufbauen, in denen sich Bürgerinnen und Bürger gegenseitig unterstützen, oder Kooperationen zwischen Vereinen, Kirchen und Verwaltung fördern. So entsteht eine Form von Sozialer Arbeit, die sowohl individuell hilft als auch das soziale Miteinander stärkt.

Thiersch betont in seinem Konzept außerdem die Bedeutung von Alltagsnähe und Verlässlichkeit. Soziale Arbeit soll dort stattfinden, wo die Menschen tatsächlich leben. Sie soll in ihren vertrauten Umgebungen geschehen, nicht in anonymen Büros. Das ist im ländlichen Raum leichter umzusetzen als in der Stadt, weil die Sozialarbeiter:innen oft direkt vor Ort sein können. Hausbesuche, Gespräche auf der Straße oder Besuche bei Dorffesten gehören hier selbstverständlich zur Arbeit. Dadurch wird Hilfe sichtbarer und greifbarer. Gleichzeitig ist es für Fachkräfte wichtig, ihre Rolle zu reflektieren, um nicht zu sehr Teil der Dorf-

gemeinschaft zu werden und professionelle Grenzen zu wahren (vgl. Schmitt, 2018).

Ein weiterer zentraler Punkt der Lebensweltorientierung ist das Prinzip der Partizipation. Menschen sollen nicht nur Empfänger von Hilfe sein, sondern aktiv mitgestalten können, was mit ihnen passiert. Auf dem Land bietet sich dafür besonders die Arbeit in Projekten oder Vereinen an. Ein Beispiel: In einer Gemeinde schließen sich Familien, eine Sozialarbeiterin und die Kommune zusammen, um einen alten Spielplatz zu renovieren. Die Kinder können mitentscheiden, was dort entstehen soll, die Eltern helfen beim Bau, und die Sozialarbeiterin koordiniert das Projekt. Auf diese Weise entsteht nicht nur ein neuer Treffpunkt, sondern auch ein Gemeinschaftsgefühl was ein zentraler Gedanke der lebensweltorientierten Arbeit ist (vgl. Thiersch 2012).

Neben den Chancen gibt es aber auch Herausforderungen. Eine davon ist die eingeschränkte Anonymität. Wenn man im selben Ort arbeitet, in dem man lebt, ist es schwierig, private und berufliche Kontakte zu trennen. Manche Menschen trauen sich vielleicht nicht, Hilfe zu suchen, weil sie Angst haben, dass andere im Dorf davon erfahren. Hier braucht es viel Fingerspitzengefühl und ein Bewusstsein für Datenschutz und Schweigepflicht. Auch die Finanzierung und Anerkennung der Sozialarbeit auf dem Land ist oft ein Problem. Viele Projekte hängen von befristeten Fördergeldern ab, und es fehlt an langfristigen Strukturen, die eine dauerhafte Präsenz ermöglichen.

Thiersch sieht in der Lebensweltorientierung nicht nur eine Methode, sondern eine Haltung. Sie bedeutet, dass Fachkräfte die Lebensrealität der Menschen ernst nehmen und ihnen auf Augenhöhe begegnen. Das gilt unabhängig davon, ob man mit Jugendlichen, Familien, Menschen mit Behinderung oder älteren Personen arbeitet. Entscheidend ist, dass man gemeinsam mit den Betroffenen überlegt, was sie brauchen und welche Wege zu ihnen passen. Diese Haltung stärkt die Selbstbestimmung der Menschen. Dies ist ein Ziel, das gerade im ländlichen Raum wichtig ist, wo viele auf sich allein gestellt sind und wenig professionelle Unterstützung kennen (vgl. Thiersch 2012).

Ein Beispiel aus der Familienhilfe zeigt, wie das praktisch aussehen kann: Eine junge Mutter lebt mit ihren zwei Kindern in einem abgelegenen Ort. Der nächste Kindergarten ist zehn Kilometer entfernt, und sie hat kein Auto. Die Sozialarbeiterin hilft ihr, Kontakt zu einer Nachbarin aufzubauen, die ebenfalls Kinder hat und bereit ist, sie regelmäßig mitzunehmen. Gleichzeitig unterstützt sie die Mutter dabei, Anträge auf Zuschüsse zu stellen und ein eigenes Fahrrad mit Anhänger zu organisieren. So wird Lebensweltorientierung praktisch: Sie stärkt Eigenständigkeit und soziale Einbindung, statt nur Hilfen von außen zu geben.

Im ländlichen Raum kommt außerdem der Vernetzung eine besondere Be-

deutung zu. Sozialarbeitende arbeiten hier oft eng mit anderen Institutionen wie Schulen, Kirchen, Vereinen, Landfrauen oder der Dorffreizeit zusammen. Diese Zusammenarbeit kann neue Wege eröffnen, um soziale Themen anzugehen. So könnte eine Sozialarbeiterin zusammen mit der örtlichen Schule ein Präventionsprojekt starten, das Kindern soziale Kompetenzen vermittelt und Eltern über Unterstützungsangebote informiert. Auf diese Weise wird das Dorf als Ganzes ein Ort sozialer Verantwortung, und die Lebensweltorientierung wird auf eine gemeinschaftliche Ebene erweitert (vgl. Thiersch 2012).

Lebensweltorientierte Soziale Arbeit auf dem Land hat auch eine politische Dimension. Wer die Lebenswelt der Menschen kennt, erkennt schnell, wo Strukturen verändert werden müssen. Wieder ist hier der öffentlichen Nahverkehr, die medizinischen Versorgung oder die Digitalisierung zu nennen. Sozialarbeiter:innen können diese Erfahrungen nutzen, um sich für bessere Rahmenbedingungen einzusetzen. Sie vertreten damit nicht nur Einzelpersonen, sondern auch die Interessen ganzer Gruppen. Diese Form der Sozialanwaltschaft, wie Thiersch sie nennt, gehört ebenso zur lebensweltorientierten Arbeit wie die Unterstützung im Alltag (vgl. ebd.).

Abschließend lässt sich sagen, dass Soziale Arbeit auf dem Land und die Lebensweltorientierung nach Thiersch eng zusammengehören. Beide richten sich auf das konkrete Leben der Menschen, auf ihre individuellen Erfahrungen und sozialen Bezüge. Die feste Verankerung einer Sozialarbeiterin oder eines Sozialarbeiters in der Gemeinde ermöglicht es, Vertrauen aufzubauen, Beziehungen zu pflegen und langfristige Unterstützung anzubieten. So kann Soziale Arbeit im ländlichen Raum Brücken schlagen zwischen Individuum und Gemeinschaft, Alltag und professioneller Hilfe, persönlichem Erleben und gesellschaftlichen Strukturen. Damit erfüllt sie genau das, was Thiersch als Kernaufgabe Sozialer Arbeit versteht: an Lebenswelten der Menschen anzuknüpfen ohne ihnen ihre Eigenständigkeit zu nehmen (vgl. Thiersch 2012).

Unsere Position

Warum aus unserer Sicht eine fest etablierte Sozialarbeiterin auf dem Dorf unverzichtbar ist, erklären wir nachfolgend.

Als Studierende der Sozialen Arbeit beschäftigen wir uns immer wieder mit der Frage, wie Soziale Arbeit im ländlichen Raum effektiv gestaltet werden kann. Dabei ist uns besonders aufgefallen, dass in vielen Dörfern und kleineren Gemeinden dauerhafte Ansprechpartner:innen fehlen, die die Menschen langfristig begleiten. Aus unserer Sicht ist ein/e fest etablierte Sozialarbeiter:in auf dem Dorf daher kein Luxus, sondern eine notwendige Einrichtung, die sowohl fachlich als auch gesellschaftlich große Vorteile bietet. Vor allem im Kontext des Tri-

plemandats der Sozialen Arbeit wird deutlich, warum diese Rolle so zentral ist (vgl. Staub-Bernasconi 2018).

Das Leben auf dem Land hat viele Vorteile: Ruhe, Gemeinschaft, Natur und ein starkes nachbarschaftliches Netz. Gleichzeitig sehen wir in unseren Praxisphasen, dass der Zugang zu sozialen Hilfen deutlich eingeschränkt ist. Beratungsstellen, Jugendzentren oder spezialisierte Fachkräfte für psychische Gesundheit oder Suchtprobleme sind oft weit entfernt. Viele Probleme, wie familiäre Konflikte, Isolation oder finanzielle Engpässe, bleiben dadurch lange unentdeckt. Die Menschen warten häufig, bis die Situation so ernst wird, dass eine professionelle Intervention unvermeidbar ist.

Genau hier setzt unserer Meinung nach ein/e fest etablierte Sozialarbeiter:in an: Sie ist dauerhaft vor Ort, kennt die Menschen, ihre Geschichten und die sozialen Dynamiken. Das schafft Vertrauen und ermöglicht frühzeitige Hilfen, bevor sich Probleme verschärfen.

Konkrete Aufgaben auf dem Dorf

In der Praxis kann eine solche Sozialarbeiterin viele unterschiedliche Rollen übernehmen. Wir stellen uns das folgendermaßen vor:

Familienarbeit: Die Fachkraft begleitet junge Familien, bietet Elterncafés, Hausbesuche und Beratung bei Alltagsproblemen oder Konflikten an. So können Belastungen früh erkannt und Lösungen gefunden werden, bevor sie zu größeren Krisen führen.

- Jugendarbeit: Aufbau eines Jugendtreffs, Ferienprogramme oder Freizeitangebote, bei denen Jugendliche selbst entscheiden, wie sie ihre Freizeit gestalten wollen. Dadurch entsteht Bindung an den Ort und es werden Perspektiven aufgezeigt.
- Seniorenarbeit: Organisation von Treffen, Nachbarschaftshilfen oder generationenübergreifenden Projekten, um Vereinsamung zu verhindern und ältere Menschen einzubinden.
- Gemeinwesenarbeit: Unterstützung von Bürgerprojekten, Vernetzung von Ehrenamtlichen und Förderung sozialer Initiativen.
- Krisenintervention: Frühzeitiges Eingreifen bei Konflikten, psychischen Belastungen oder familiären Krisen. Bei Bedarf Vermittlung an spezialisierte Stellen.

Diese Bandbreite zeigt, dass Soziale Arbeit auf dem Land vielschichtig und ganzheitlich ist. Eine fest etablierte Fachkraft kann flexibel reagieren und die spezifischen Bedarfe des Ortes kontinuierlich beobachten.

Vorteile für die Gemeinde und den Staat

Aus unserer Sicht bringt dieses Modell erhebliche Vorteile:

- Früherkennung und Prävention: Probleme werden erkannt, bevor sie eskalieren. Ein Beispiel: familiäre Spannungen werden aufgefangen, bevor Jugendhilfemaßnahmen nötig werden. Das spart erhebliche Kosten.
- Stärkung sozialer Netzwerke: Die Fachkraft aktiviert vorhandene Ressourcen, koordiniert Ehrenamtliche und schafft Strukturen für Teilhabe.
- Langfristige Kosteneinsparungen: Prävention senkt den späteren Bedarf an teuren Interventionen, wie stationären Unterbringungen, teuren Therapien oder intensiver Sozialhilfe. Ein gut geführtes, präventives Angebot amortisiert sich also langfristig (vgl. Thole 2014).

Finanzierungsmöglichkeiten

Ein häufiger Kritikpunkt ist die Finanzierung. Wir sehen verschiedene Möglichkeiten:

- Kommunale Finanzierung: Die Kommune stellt die Räumlichkeiten und einen Teil der Mittel.
- Landes- oder Bundesprogramme: Viele Programme fördern soziale Infrastruktur im ländlichen Raum.
- Kooperationen mit Wohlfahrtsverbänden: Die Fachkraft kann angestellt sein, während der Verband Supervision und fachliche Begleitung stellt.
- Langfristig würde sich die Investition für den Staat lohnen, weil präventive Arbeit Folgekosten deutlich reduziert.

Gesellschaftlicher Mehrwert

Ein/e fest etablierte Sozialarbeiter:in stärkt den sozialen Zusammenhalt. Sie wirkt gegen Isolation, fördert den Austausch zwischen Generationen und unterschiedlichen Gruppen und unterstützt eine aktive Dorfgemeinschaft. Vor allem in Zeiten demografischer Veränderungen ist dies ein zentraler Beitrag für das Gemeinwohl. Jugendliche sehen, dass soziale Berufe auch im Dorf wichtig sind, was langfristig Abwanderung entgegenwirken kann.

Herausforderungen und Lösungen

Natürlich gibt es auch Herausforderungen: Die Fachkraft übernimmt viele Rollen gleichzeitig und muss ihre eigene Belastung managen. Wichtig ist daher, dass sie fachlich unterstützt, gut vernetzt ist und regelmäßige Supervision erhält. Auch die Bevölkerung muss Vertrauen aufbauen, denn manche verbinden Soziale Arbeit noch mit Kontrolle oder staatlicher Überwachung. Die dauerhafte Präsenz einer neutralen, verlässlichen Fachkraft hilft, dieses Bild positiv zu verändern (vgl. Schmitt 2018).

Abschluss

Wir sind überzeugt: Das Modell eines/r fest etablierten Sozialarbeiter:in auf dem Dorf ist für alle Beteiligten vorteilhaft.

Menschen bekommen frühzeitig Hilfe und Unterstützung in ihrem Alltag.

Die Dorfgemeinschaft wird gestärkt, Konflikte werden präventiv gelöst.

Der Staat spart langfristig Kosten durch Prävention und frühzeitige Intervention.

Die dauerhafte Verankerung einer Fachkraft schafft Vertrauen, ermöglicht präventives Handeln und stärkt die Profession der Sozialen Arbeit. Aus unserer Sicht sollte dieses Modell flächendeckend umgesetzt werden, um die Lebensqualität auf dem Land nachhaltig zu sichern.

Quellen

- Andresen, S., Müller, K. und Schmidt, T. (2021). Soziale Arbeit in ländlichen Räumen: Herausforderungen und Perspektiven: Berlin: Springer VS.
- Franz, J., Spatscheck, C. und van Rießen, A. (Hrsg.) (2024). Fachkräftemangel und De-Professionalisierung in der Sozialen Arbeit. Barbara Budrich. PDF verfügbar unter: <https://shop.budrich.de/wp-content/uploads/2024/05/9783847419945.pdf> [Zugriff am: 02.10.2025].
- Franz, J., Spatscheck, C. und van Rießen, A. (Hrsg.) (2024). Fachkräftemangel und De-Professionalisierung in der Sozialen Arbeit. Verlag Barbara Budrich. PDF verfügbar unter: <https://shop.budrich.de/wp-content/uploads/2024/05/9783847419945.pdf> [Zugriff am: 22.09.2025]
- Krajewski, C., Wiegandt, C. (Hrsg.) (2020). Land in Sicht. Ländliche Räume in Deutschland zwischen Prosperität und Peripherisierung. Bonn: Zarbock GmbH & Co. KG.
- Kraus, W. (2014). Soziale Netzwerke und Gemeinschaften im ländlichen Raum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rohrmoser, A. (Hrsg.) (2004). GemeinWesenArbeit im ländlichen Raum: Zeitgeschichtliche und aktuelle Modelle aus den Bereichen Bildung, Kultur, Sozialarbeit und Regionalentwicklung. Innsbruck: Studien Verlag.
- Schmitt, A. (2018). Soziale Arbeit im ländlichen Raum: Herausforderungen und Perspektiven einer lebensweltorientierten Praxis. Weinheim: Beltz Juventa.
- Staub-Bernasconi, S. (2018). Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis. Opladen: Barbara Budrich.
- Thiersch, H. (2012). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit: Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim: Beltz Juventa.
- Thole, W. (2014). Grundriss Soziale Arbeit: Ein einführendes Handbuch. Weinheim: Juventa.
- Tiedemann, J., Herzer, P. (2025). Die Fachkräftesituation im ländlichen Raum: PDF verfügbar unter: https://www.iwkoeln.de/fileadmin/user_upload/Studien/KOFA_kompakt_und_Studien/2025/KOFA-Studie-01-2025-L%C3%A4ndlicher-Raum.pdf [Zugriff am: 16.09.2025]



Das Konzept eines Sozialdienst-Busses

Einleitung

Die soziale Infrastruktur in ländlichen Räumen steht zunehmend wachsenden Herausforderungen entgegen, durch die Bevölkerungsabnahme, den demografischen Wandel und den Rückbau dörflicher Infrastruktur sinkt die soziale Teilhabe, während die Isolation, gerade von älteren und sozial benachteiligten Menschen steigt. Durch die Veränderungen in den dörflichen Strukturen fallen immer mehr niederschwellige Freizeit-, aber auch Beratungsangebote weg. Betroffen davon sind nicht nur ältere Menschen, sondern in gleichem Maße auch Kinder und Jugendliche sowie Familien mit geringem Einkommen. Vorhandene Treffpunkte und Freizeitangebote verschwinden, während die Mobilität stark eingeschränkt bleibt.

Diese Ausgangslage bildet die Grundlage des hier vorgestellten Konzeptes eines Sozialdienst-Busses. Dieser Bus soll noch bestehenden Vereinen und Verbänden in den Dörfern helfen, ihre Strukturen zu halten und ihre Angebote präsenter zu machen und auch neue Angebote zu gestalten. Weiterhin dient der Bus allen Anwohnern als Anlaufstelle für die verschiedensten Themen, oder einfach nur als Treffpunkt für soziale Kontakte. Der Sozialdienst-Bus kombiniert somit Beratung, Begleitung und Begegnung und bringt frische Ideen zur Partizipation und Entwicklung mit.

Soziale Infrastruktur im ländlichen Raum

Die soziale Infrastruktur umfasst Einrichtungen (Schulen, Kindertagesstätten, medizinische Versorgung, Vereinsstätten, Nahversorger und Orte zur Freizeitgestaltung, Kulturteilhabe und Begegnung), die die tägliche Grundversorgung sichern, den sozialen Zusammenhalt fördern und somit zu einem lebenswerten Umfeld beitragen. Im ländlichen Raum finden sich immer weniger dieser oben

genannten Einrichtungen, diese sind inzwischen quasi ausschließlich in den größeren Ortschaften angesiedelt, Strecken von 10km zum nächsten Supermarkt oder zur nächsten Kindertagesstätte sind heutzutage keine Ausnahmen mehr. Positiv lässt sich bemerken, dass die Veränderungen in den dörflichen Strukturen auch mancherorts zu der Umsetzung von „neuen“ Ideen geführt haben. Zum Beispiel haben sich im Zuge der dörflichen Entwicklung teilweise neue soziale Strukturen gebildet, dazu gehören die Dorfläden und auch die Gemeinschaftsgärten. Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass die noch vorhandenen sozialen Strukturen die Dörfer „am Leben“ erhalten, da sie, zusammen mit den Vereinen, entscheidende Strukturen für Kommunikation, Integration und gesellschaftliche Teilhabe darstellen (vgl. Mayer 2025). Inzwischen stehen ländliche Räume vor immer mehr Herausforderungen, die der Rückzug der Infrastruktur mit sich bringt. Dazu zählen z. B. die fehlenden Ärzte auf dem Land und die abnehmenden Mobilitätsangebote. Diese Punkte führen langfristig zu sozialer Isolation in Dörfern, da sie die Menschen rigoros von der Teilhabe ausschließt. Wer nicht mobil ist, kann an keinem Angebot teilhaben und wird möglicherweise noch stigmatisiert, da gerade auf dem Land keine Anonymität möglich ist. Trotz der beschriebenen Problematiken haben sich auch vielerorts neue, positive Strukturen entwickelt, wie z. B. Mitfahrinitiativen oder die schon aufgeführten Dorfläden.

Theoretischer Rahmen

Sozialarbeit – Begriffe, Ziele und Kernprinzipien

Bei der Sozialen Arbeit handelt es sich um ein multidisziplinäres Arbeitsfeld, welches die Aufgabe hat, Menschen zu unterstützen. Gerade im Hinblick auf ihre individuellen Lebenslagen und auch im Hinblick auf die gesellschaftlichen Lebenslagen. Die Soziale Arbeit stellt sich dabei als professionelle Praxis dar, die sich um soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte, kollektives Gemeinwohl und das Empowerment von Individuen, Familien und Gemeinschaften bemüht. Dabei wird besonders auf die Werte der Solidarität, des Respekts und der Förderung von Chancengleichheit geachtet (vgl. IFSW 2014). Der Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit DBSH definiert Soziale Arbeit als professionelles Handeln, welches Menschen befähigen soll, ihre Lebenssituation zu verbessern. Dazu gehören auch die Wahrnehmung der Rechte und die gesellschaftliche Teilhabe (vgl. Grunwald, Thiersch 2016). Kernpunkte sind die Hilfe zur Selbsthilfe, die Ressourcenorientierung und die Aktivierung individueller und sozialer Potenziale.

Autonome Soziale Arbeit

Unter autonomer Sozialer Arbeit wird im Allgemeinen die niederschwellige, aufsuchende Soziale Arbeit verstanden, die anders als die klassische, gebundene Beratung meist im direkten Kontakt mit den Menschen vor Ort stattfindet. Autonome Soziale Arbeit orientiert sich an der Lebenswelt der Klientel und verfolgt als Ziel die Minderung von Abhängigkeiten gegenüber bürokratischen Strukturen und die Erweiterung der individuellen Handlungsmöglichkeiten. Dieser Ansatz spielt besonders im ländlichen Raum eine besondere, wichtige Rolle. Besonders im ländlichen Raum sind die sozialen Sicherungssysteme für die Klientel schwerer zu greifen, oftmals sind vorhandene Angebote von der Klientel schlichtweg nicht zu erreichen und können dadurch gar nicht genutzt werden. Im Rahmen der autonomen Sozialen Arbeit macht es Sinn, auch Konzepte der Gemeinwesenarbeit zu betrachten und zu berücksichtigen, denn auch hier liegt der Fokus auf lokalen Ressourcen und Nachbarschaftshilfe, welche mit der dörflichen autonomen Sozialarbeit auch gefördert und gestärkt werden soll (vgl. Debiel et al 2013). Daher trägt das Projekt Sozialdienst-Bus auch Anteile der Gemeinwesenarbeit.

Sozialarbeit im ländlichen Raum

Deutschland und auch Europa haben in Bezug auf den ländlichen Raum in den letzten Jahrzehnten einen merkbaren Wandel erlebt, der die Soziale Arbeit besonders in den Fokus rückt und vor besondere Anforderungen stellt. In Deutschland ist dies besonders spürbar durch deutlich verringerte Bevölkerungsdichte in ländlichen Bereichen, den mangelhaften Ausbau der Infrastruktur und die dadurch entstandenen langen Wege, auch bedingt durch die doch sehr eingeschränkt vorhandenen öffentlichen Verkehrsmittel (vgl. Debiel et al 2013). Gerade der letzte Punkt schränkt nicht nur alle Anwohner ein, die z.B. zur Arbeit, zum Einkaufen oder ihren Hobbies gelangen möchten, sondern besonders auch die Kinder und Jugendlichen, die ohne Hilfe von Erwachsenen kaum selbstständig mobil sind. Durch diese Situation haben nicht mobile Menschen jeden Alters aus ländlichen Strukturen nur schwer Zugang zu z. B. sozialen Dienstleistungen, leiden eher unter sozialen Ungleichheiten und können die Leistungen der Sozialen Arbeit nur in einem eingeschränkten Spielraum wahrnehmen. Besonders betroffen sind Menschen mit geringem Einkommen, Alleinerziehende und ältere Menschen im ländlichen Raum, hier zeigt sich die soziale Isolation am ehesten (vgl. BMEL 2020). Kinder und Jugendliche beklagen häufig einen Mangel an Freizeit-, Bildungs- und Begegnungsräumen. Die ehemals vorhandenen Vereinsstrukturen werden immer weniger, oftmals erfolgt ein Zusammenschluss mehrerer Sportgruppen aus mehreren Ortsteilen, damit wenigstens ein Verein seine Aktivität

aufrechterhalten kann. Somit findet das (wöchentliche) Training auch nicht mehr nur in einem Ort statt, sondern wechselt, solange es die Gegebenheiten zulassen. In diesem Fall sind die Kinder und Jugendlichen wieder auf Unterstützung angewiesen, da meist keine öffentlichen Verkehrsmittel fahren und die mangelhafte Infrastruktur z.B. an vielbefahrenen Bundesstraßen keine Sicherheit für Fahrradfahren bietet. Zudem sind die Angebote der örtlichen Vereine durch die immer geringer werdende Beteiligung deutlich geschrumpft, was zur Folge hat, dass das vorhandene Angebot stark eingeschränkt ist und es oftmals ein weiterer Weg ist, zu dem Hobby zu gelangen. Dies zeigt deutlich die Abhängigkeit von Kindern und Jugendlichen zu ihren Eltern auf. Diese Situation trägt auch maßgeblich dazu bei, dass es Jugendliche in die Stadt zieht.

Betrachtet man diese Ausgangslage in dörflichen Strukturen, wird deutlich, dass ein Sozialdienst-Bus ein Ansatz ist, der soziale Teilhabe, Unterstützung und flexiblen Service kombiniert und sich positiv für die Dorfbewohner:innen auswirken kann. Hier können lokale Missstände aufgedeckt werden und es können Resourcen gebildet werden, um eben diesen entgegen zu wirken.

Gesellschaftlicher Kontext: Herausforderungen im Dorf

Demographischer Wandel und Abwanderung

Gerade im ländlichen Raum steigt der Altersdurchschnitt der Bevölkerung an, auch, weil jüngere Menschen für Ausbildung und Arbeit in die Stadt bzw. in städtische Zentren abwandern (vgl. Statistisches Bundesamt 2023). Dadurch entwickelt sich ein Ungleichgewicht bezüglich der Altersstruktur und einem erhöhten Bedarf an Angeboten für Senioren.

Infrastrukturbau

In Dörfern nimmt die Infrastruktur beständig ab, bis diese quasi auf ein Minimum heruntergefahren ist. Der Abbau der Infrastruktur betrifft nicht nur die Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr, sondern auch die Schließungen von Postämtern (auch in den größeren Ortschaften), Bankfilialen, Arztpraxen und Beratungsstellen. Durch diese Schließungen gehen Versorgungslücken einher und der Verlust von zentralen Begegnungsorten.. Anwohner sind immer davon abhängig, in mindestens den nächsten größeren Ort zu fahren, um die Dinge des täglichen Lebens zu erledigen. Und auch dies wird zunehmend schwieriger, Postfilialen schließen inzwischen auch in den größeren Ortschaften und werden durch Abholstationen ersetzt, Briefmarken können evtl. im ortsansässigen Getränkemarkt erworben werden. Gerade der für ältere Menschen so wichtige

Kontakt zum Mitarbeiter zum Klären von Fragen fehlt. Auch Bankfilialen werden immer öfter auch in größeren Ortschaften geschlossen, im besten Fall gibt es dann noch einen Bankautomaten. Menschen, die auf dem Dorf wohnen können meistens noch die Dinge des täglichen Bedarfs (Supermarkt) in der nächsten Ortschaft kaufen, für Kleidung, Bankgeschäfte oder Postangelegenheiten muss häufig in deutlich größere Ortschaften gefahren werden. Gerade für Personen, die nicht mobil sind, bedeutet das einen großen Aufwand für Kleinigkeiten und schränkt den Raum für Begegnungsmöglichkeiten stark ein. Auch profitieren die älteren Menschen nicht von der zunehmenden Digitalisierung und dem Online-Kauf, da dies oftmals noch eine Barriere für diese Menschen darstellt. (vgl. BMEL 2020).

Soziale Isolation und fehlende Freizeitangebote

Durch diese oben genannten Punkte leiden viele Menschen an Vereinsamung und an eingeschränkter sozialer Teilhabe. Dies trifft nicht nur ältere Menschen, sondern auch Kinder und Jugendliche, die in Bezug auf Mobilität sehr abhängig sind. Durch den demographischen Wandel, der sich in den Dörfern vollzieht, erleiden die Vereine und Dorfgemeinschaften einen Mitgliederschwund. Dies führt wiederum dazu, dass es immer weniger niederschwellige Treffpunkte und Angebote für Kinder und Jugendliche gibt. Gerade Jugendliche haben es nicht einfach in den dörflichen Strukturen ihren Platz zu finden. Selbstgesuchte Treffpunkte der Jugendlichen wie z.B. die Bushaltestelle werden oft nicht von den Anwohnern toleriert. Diese sorgen sich wegen dem Lärm, dem Müllaufkommen und haben (meist ungerechtfertigt) Angst vor Ausschreitungen und Gewalt. Daher werden in vielen Dörfern Jugendliche von möglichen Treffpunkten schnell vertrieben, um möglichen Ärger und Aufruhr zu umgehen. Leider haben die Jugendlichen keine Ausweichmöglichkeiten und geraten dadurch in Konflikte mit den Anwohnern. Verständlicherweise benötigen Jugendliche Raum außerhalb von Elternhaus und Schule, in der Realität gibt es allerdings kaum Lokalitäten, geschweige denn Räumlichkeiten für die Bedürfnisse der Jugendlichen. Der Sozialdienst-Bus kann in solchen Fällen eine vermittelnde Rolle einnehmen. Der Mitarbeiter:In des Sozialdienst-Busses kann beide Parteien zusammenbringen und versuchen, eine Lösung zu finden, mit der Beteiligten einverstanden sind. Durch die „runde Tisch“ Funktion können Konflikte schon im Anfangsstadium bearbeitet und wahrscheinlich auch gelöst werden.

Zugang zu Beratung und sozialen Leistungen

Benötigen die Anwohner einen Zugang zu Sozialleistungen, psychosozialer Beratung oder Bildungsförderung, stehen ihnen oftmals weite Anfahrtswege bevor. Dies ist wiederum für Menschen mit eingeschränkter Mobilität eine große Herausforderung (vgl. Debiel et al 2013). Auch in diesen Fällen kann der Sozialdienst-Bus Abhilfe schaffen. Niederschwellig ist hier der Zugang zu notwendigen Formularen möglich, auch Fragen können vor Ort geklärt werden.

Konzeptbeschreibung: Der mobile Sozialdienst-Bus

Ausstattung

Der geplante Bus ist multifunktional konzipiert. Das Fahrzeug sollte so gut wie möglich für alle anfallenden Belange und Tätigkeiten für den Sozialarbeiter:In und die Klient:Innen nutzbar sein. Der Bus ist nicht nur als Fahrzeug für den Sozialarbeiter:In geplant, sondern das Fahrzeug soll als Beratungs- und Begegnungsraum dienen. Dazu ist es notwendig, dass der Bus eine vernünftige Sitzgelegenheit bietet. Diese sollte schon einen gewissen Komfort mitbringen, damit auch ausführliche Gespräche angenehm möglich sind. Ein kleiner, möglicherweise klappbarer Tisch würde die Situation im Hinblick auf Schreibarbeiten, wie z. B. das Ausfüllen von Anträgen erleichtern. Zur bürotechnischen Ausstattung des Busses sollten ein Laptop mit Internetanbindung und eine Druckmöglichkeit vorhanden sein. Dadurch ist es möglich, Klient:Innen den notwendigen Antrag auszudrucken, diesen gegebenenfalls direkt am Laptop auszufüllen und schließlich auch zu versenden. Weiterhin sollte der Bus eine Mitnahmemöglichkeit für Bestuhlung für den Außenbereich haben, auch ein klappbarer Tisch für den Außenbereich ist als sinnvoll zu erachten. Somit ist es nicht nur möglich, bei guter Wetterlage Gespräche im Außenbereich zu führen (sofern diese nicht private Belange enthalten), sondern ermuntert auch andere Dorfbewohner:Innen, sich in einer gemütlichen Runde mit anderen auszutauschen und so neue Ideen für die Dorfgemeinschaft zu entwickeln. Dazu wäre es auch von Vorteil, wenn sich am Bus eine großzügige Markise oberhalb der Schiebetür befinden würde. Diese bietet Sonnenschutz und einen gewissen Schutz beim Ein- und Aussteigen in den Bus auch bei schlechten Witterungsbedingungen. Um ein angenehmes Klima in Inneren des Fahrzeuges zu gewährleisten ist eine Standheizung unabdingbar und auch die Ausstattung mit einer Klimaanlage für heiße Tage ist notwendig, um dauerhaft ganzjährig eine angenehme Temperatur im angenehmen Bereich zu halten. Weiterhin sollte der Bus auch Materialen für Kleinkinder, Kinder und

Jugendliche enthalten. Dazu würden sich Spiele für drinnen und draußen, Bälle, Bastelmaterialien, Bücher und auch digitale Medien gut eignen. Spiele bieten eine ideale Möglichkeit, mit den Kindern und Jugendlichen in Kontakt zu kommen und stellen ein niedrigschwelliges Freizeitangebot und auch Bildungsangebot dar. Spiele und Beschäftigungsmöglichkeiten für Kleinkinder erleichtern den Kontakt mit Müttern und die Erarbeitung verschiedenster Dinge mit den Müttern, die sich mit ansprechender Ablenkung für ihre Kinder auch besser auf Gespräche und Angebote einlassen können.

Arbeitsweise

Geplant ist, je nach Größe des Einzugsgebiets, ein Aufenthalt des Busses pro Dorf 1-2 x pro Woche. Das Angebot sollte allerdings auch nicht starr sein, sondern auch den Bedürfnissen der Anwohner angepasst werden können. Sollte es Zeiten mit erhöhtem Bedarf geben, sollte es möglich sein, diesen Rahmen auch so



gut wie möglich zu füllen. Der Standort des Sozialdienst-Busses sollte möglichst zentral im jeweiligen Dorf sein. Der Sozialarbeiter:In ist Ansprechpartner:In für alle Altersgruppen und bietet Unterstützung bei sämtlichen Anliegen. Auch die Organisation von niederschwelligen Angeboten für Kinder und Jugendliche gehören zum Aufgabenfeld, darunter können kreative Workshops oder auch die Organisation einer Nachmittagsbetreuung fallen. Die Angebote des Busses sollen abgestimmt werden mit den Angeboten der ansässigen Vereine, Ehrenamtlichen und Kirchengemeinden, hier können Synergien gut genutzt werden und eine für alle bereichernde Zusammenarbeit gestärkt und gefördert werden. Dadurch wird das Gemeinwesen im Dorf gestärkt.

Zielgruppen

Der Bus und seine Angebote richtet sich an alle Einwohner:innen des Dorfes. Natürlich werden besonders Menschen in besonderen Lebenslagen angesprochen, dazu gehören Familien mit niedrigem Einkommen, ältere Menschen (Zuhause wohnend) und Jugendliche ohne besondere Freizeitmöglichkeiten. Dabei umfasst das Angebot des Sozialarbeiter:ins die Beratung und Unterstützung der Menschen bei Anträgen für Sozialleistungen, Rehabilitation, Kuren, Unterstützungsanträgen und dem Ausfüllen von Anträgen jeglicher Art. Weiterhin gehört zum Portfolio der Angebote Konflikt und Krisenintervention, Freizeit- und auch Bildungsangebote für junge Menschen. Das Angebot des Sozialdienst-Busses soll weiterhin ältere Menschen ein Angebot darstellen, welches sie aktiv im Dorfleben einbinden kann, die Menschen vor die Haustür und dadurch in den Kontakt bringt und so vor Vereinsamung schützt.

Niedrigschwelligkeit und Partizipation

Der Bus ist für jede Person im Dorf ansprechbar, für Jung und Alt, für Groß und Klein. Es besteht nicht der Zwang der Voranmeldung, um ein Gespräch, eine Beratung oder ein anderes Angebot zu nutzen. Alle Angebote des Sozialdienst-Busses sind selbstverständlich kostenfrei. Im und rund um den Bus soll die Atmosphäre von Offenheit und Respekt geprägt sein, den Menschen im Dorf sollen keine Hürden in den Weg gelegt werden, die sie am Besuch bzw. dem Nutzen des Sozialdienst-Busses hindert. Daher besteht dieses Angebot in eben dieser Form, es bilden sich keine bürokratischen Hürden oder weite Anfahrtswege, es muss keine Anmeldung vorgenommen werden. Jede Person aus dem Dorf hat beim Dasein des Busses die Möglichkeit, mit dem dortigen Sozialarbeiter:In in Kontakt zu treten, Hilfsangebote anzunehmen oder sich informieren zu lassen.

Chancen und Potenziale

Durch das niederschwellige Angebot eines Sozialdienst-Busses werden viele Chancen für die Dorfbewohner möglich:

- Verbesserung der sozialen Teilhabe: Dorfbewohnern mit verschiedensten Problemen wie Mobilitätsschwierigkeiten, sozialen Unsicherheiten und anderen Schwierigkeiten erhalten dadurch einen niedrigschwelligen, leichten Zugang zu Beratungsangeboten.
- Stärkung des sozialen Zusammenhaltes: Im besten Fall wird der Bus zu einem sehr gut angenommenen Treffpunkt für alle Dorfbewohner, der den Austausch unter den Menschen fördert und die Nachbarschaftshilfe anregt, unterstützt und fördert.
- Niedrigschwelliger Zugang zu Behördenleistungen: Durch Unterstützung bei Formularen und Anträgen wird der Zugang zu staatlichen Leistungen erleichtert.
- Förderung von Kindern und Jugendlichen: Der Sozialdienst-Bus ist in der Lage, neue Freizeiträume für und mit den Kindern und Jugendlichen zu erschließen. Auch können bei Bedarf neue Lernräume gestaltet werden. Beide Komponenten sollen perspektivisch betrachtet der Jugendflucht in die städtischen Regionen vorbeugen.
- Sichtbarmachung Sozialer Arbeit: Der Sozialdienst-Bus repräsentiert die Soziale Arbeit nach außen. Die Arbeit der Sozialen Arbeit wird im öffentlichen Raum sichtbar gemacht und das Thema der sozialen Unterstützung wird im öffentlichen Raum enttabuisiert.
- Gemeinwesenorientierung: Die Soziale Arbeit fördert die Vernetzung mit lokalen Initiativen. Dadurch werden nachhaltige, selbsttragende soziale Strukturen gefördert.

Herausforderungen und Grenzen

Diese Aufgabe birgt nicht nur Vorteile, sondern auch Herausforderungen. Für dieses Projekt des Sozialdienst-Busses muss viel Vorarbeit geleistet werden. In diesem Vorbereitungsrahmen müssen einige Themen zwingend vorab geklärt und gesichert werden:

- Finanzierung: Alleine die Anschaffung des Sozialdienst-Busses muss finanziert werden. Dies alleine ist ein hoher Kostenpunkt, der eine Vorabklärung der Finanzierung durch Projekte, Spenden und /oder Förderungen zwingend notwendig macht. Dazu kommt weiterhin die Finanzierung der Ausstattung (Innenausstattung mit Schränken, Sitzplätzen, kleiner Kaffee-Ecke, Kühlschrank, Drucker/Laptop, Sichtschutz an den Fenstern,

Markise, Standklimaanlage und diverse Kleinigkeiten) und der Bestückung mit Material. Weiterhin muss der Kostenaufwand für Kraftstoffe und Instandhaltung berücksichtigt werden. Im Verlauf der Arbeit des Sozialdienst-Busses müssen finanzielle Mittel zur Bereithaltung und Instandhaltung der Materialien gegeben sein. Auch die Personalkosten dürfen nicht vernachlässigt werden. Je nach Größe des Gebietes reicht möglicherweise die Anschaffung eines Sozialdienst-Busses nicht aus, das Projekt der Betreuung der dörflichen Strukturen mit einem Sozialdienst-Bus ist nur erfolgreich, wenn gerade in der Start- und Aufbauphase eine enge und regelmäßige Anfahrt der einzelnen Ortschaften gesichert ist. Nur so kann ein vertrauensvoller Kontakt zu den Anwohnern aufgebaut werden.

Alle diese genannten Kosten sind langfristig zu sichern, auch wenn sie kostenintensiv sind.

- **Datenschutz:** Das Raumangebot im Sozialdienst-Bus ist sehr begrenzt. Es ist wichtig, dass der Bus in hohem Maße schallgeschützt ist, damit die Vertraulichkeit sicher gewahrt werden kann. Es ist darauf zu achten, dass im Außenbereich durchgeführte Gespräche rechtzeitig ins Innere des Busses verlegt werden, wenn der Datenschutz und die Privatsphäre nicht gewahrt werden können. Auch bei der Aufbewahrung von Dokumenten, Anträgen oder ähnlichem muss zwingend der Datenschutz gewahrt werden.
- **Reichweite:** Es muss vorab umfänglich geprüft werden, wie der Einsatz des Sozialdienst-Busses erfolgen soll. Wie viele „Dörfer“ gehören zum Einzugsgebiet? Wie hoch soll die Anfahrtzahl pro Woche oder pro Monat sein? Ist es möglich, in der Region auch noch weitere Fahrzeuge mit diesem Auftrag zu implementieren? Dabei ist immer zu bedenken, dass die Aufgabe des Sozialdienst-Busses nur verantwortungsvoll ausgeführt werden kann, wenn durch regelmäßige Besuche das Vertrauen der Anwohner der einzelnen Ortschaften gewonnen werden kann. Dies bedeutet gerade in der Anfangszeit, aber auch in der Aufbau- und Stabilisierungsphase einen hohen Aufwand und eine gute Kontinuität der Besuche der Ortschaften. Ein Vertrauensaufbau zu den Anwohnern kann nur gelingen, wenn ein regelmäßiger und kontinuierlicher Besuch in den Ortschaften erfolgt.
- **Finanzierung:** Sollte die Finanzierungslage die Anschaffung mehrerer Sozialdienst-Busse nicht ermöglichen, ist es wichtig, dass die Ausgangslage in den Ortschaften geklärt wird. Wo ist welcher Bedarf vorhanden? In welchen Ortschaften ist der Einsatz des Sozialdienst-Busses besonders wichtig? Lässt sich in Zusammenarbeit mit z.B. der freiwilligen Feuerwehr ein Fahrdienst einrichten, der es Anwohnern aus benachbarten Ortschaften möglich macht, das Angebot des Sozialdienst-Busses zu nutzen? Wie

ist die vorhandene Struktur in den einzelnen Ortschaften, gibt es Vereinsstrukturen, die möglichweise von dem Sozialdienst-Bus genutzt werden können?

- Personalbindung: Für den Einsatz im Sozialdienst-Bus sollte eine beständige Bezugsperson ausgewählt werden. Bei der Arbeit im Sozialdienst-Bus ist es wichtig, dass die Anwohner konstante Bezugspersonen haben. In der Situation einer womöglich nur wöchentlichen Betreuung einer Ortschaft ist es wichtig, den Vertrauensaufbau zu fördern durch Sozialarbeiter:Innen, die fest zu betreuende Ortschaften zugeteilt bekommen haben. Durch die lediglich temporäre Ansprechbarkeit der Personen im Sozialdienst-Bus dauert der Vertrauensaufbau länger als sonst im Vergleich und sollte nicht noch zusätzlich durch wechselndes Personal verzögert werden.
- Akzeptanz: Es ist davon auszugehen, dass die Dorfgemeinschaft eine gewisse Zeit benötigt, um dieses Angebot anzunehmen. Dies benötigt Zeit, die diesem Projekt unbedingt für den Aufbau gegeben werden muss. Weiterhin muss das Personal des Sozialdienst-Busses aktiv auf die Menschen im Dorf zugehen und aktive Öffentlichkeitsarbeit betreiben. Gerade dörfliche Strukturen benötigen in der Anfangsphase mehr Ansprache und Ausdauer, um das Projekt erfolgreich ins Rollen zu bringen.
- Grenzen der Beratung: Der Sozialdienst-Bus hat nur die Aufgabe der Unterstützung, Beratung und Initiierung von Projekten. Gerade bei komplexen Fällen und auch bei rechtlichen Fragen ist es wichtig, dass die Ratschenden verstehen, dass sie nur unterstützt werden können, aber dass die Sozialarbeiter:Innen keine vollständige Vertretung übernehmen können.

SWOT Analyse des Projekts

Eine SWOT Analyse ist ein bewährtes Instrument, um zentrale Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken eines Projekts zu bewerten und systematisch gegenüberzustellen. Mit Hilfe dieser Methode werden die wichtigsten Erkenntnisse komprimiert zusammengefasst und sichtbar gemacht. Diese Analyse bietet eine wichtige Grundlage für eine Diskussion zur Projektumsetzung, da sie eine kritische Reflexion ermöglicht und die Basis für konkrete Handlungsempfehlungen darstellt.

SWOT Analyse:

Stärken	<ul style="list-style-type: none"> • Niedrigschwelliger Zugang für alle Dorfbewohner zu Beratung und Unterstützung • Förderung der sozialen Teilhabe und des Zusammenhaltes • Sichtbarmachung Sozialer Arbeit im öffentlichen Raum • Gemeinwesenorientierung fördert lokale Initiativen und nachhaltige Strukturen
Schwächen	<ul style="list-style-type: none"> • Hoher Finanzierungsbedarf für das Fahrzeug, die Ausstattung und den Betrieb • Begrenzte Reichweite mit nur einem Fahrzeug • Raum- und Datenschutzproblem im Bus • Aufbau von Akzeptanz und Vertrauen erfordert Zeit und konstantes Personal
Chancen	<ul style="list-style-type: none"> • Vorbeugung sozialer Isolation, besonders für ältere Menschen und Jugendliche • Förderung von Freizeit- und Bildungsangeboten • Enttabuisierung sozialer Hilfsangebote • Kooperation mit bestehenden Angeboten für Synergien
Risiken	<ul style="list-style-type: none"> • Unsichere und ggf. langfristig schwierige Finanzierung • Mögliche mangelnde Akzeptanz der Dorfgemeinschaft • Grenzen in der Beratung und Unterstützung komplexer sozialer Probleme • Vertrauensaufbau erschwert durch fehlende Kontinuität bzw. Personalknappheit

Diskussion: Chancen der Umsetzung und Ausblick

Bei der Betrachtung des Sozialdienst-Busses sind einige Parallelen zu anderen mobilen Angeboten zu erkennen. Zu den bereits bestehenden mobilen Angebo-

ten gehören z. B. die rollende Bibliothek oder die rollenden Jugendzentren. Je nach Vorhandensein dieser in der Region ist auf jeden Fall über eine gewisse Zusammenarbeit nachzudenken, damit die vorhandenen Angebote möglichst effektiv ineinander greifen und eine Zusammenarbeit / Absprache stattfindet. Zu diesem vorgeschlagenen Projekt lassen sich bei internationalem Blick einige ähnliche Projekte finden. In Skandinavien laufen ähnliche Projekte in dünn besiedelten Gebieten, die eine gute Resonanz erzeugen. Auch dort handelt es sich hauptsächlich um mobile, niedrigschwellige Angebote (vgl. Söderström, Lundgren 2019), die regional gut angenommen werden.

Zur Gewährleistung einer nachhaltigen Wirkung ist es wichtig, das Projekt in kommunale Strukturen wie die Sozialpolitik einzubinden und Förderprogramme zu nutzen. Nur bei guter Einbindung und Nutzung von Fördermaßnahmen ist eine langfristige Umsetzung eines doch sehr kostenintensiven Projektes möglich.

Das Projekt des Sozialdienst-Busses dient der Stärkung der ländlichen Räume und erhöht auch die Attraktivität dieser für Zuziehende. Durch den Aufbau solcher Strukturen ist es möglich, vorhandene Strukturen zu unterstützen und zu fördern und damit auch den Erhalt der vorhandenen Strukturen zu bestärken und voranzutreiben. Weiterhin kann der Sozialdienst-Bus eine Strategie in der Arbeit gegen die Landflucht sein, dieses Projekt fördert die Dorfgemeinschaft und trägt zum Erhalt lebendiger Gemeinschaften bei und arbeitet an Strategien gegen soziale Ungleichheiten auf dem Land. Um ein solches Projekt erfolgreich umzusetzen, benötigt es klare Konzepte zur Finanzierung und Personalentwicklung. Es ist weiterhin unabdingbar, mit lokalen Akteuren zusammenzuarbeiten.

Fazit

Das Konzept des Sozialdienst-Busses stellt einen praxisnahen und zeitgemäßen Ansatz dar. Dieses Konzept des Sozialdienst-Busses dient der Stärkung sozialer Infrastruktur und der Förderung der sozialen Teilhabe in ländlichen Gebieten. Durch das Konzept wird ein flexibler, niedrigschwelliger Zugang zu den verschiedensten Angeboten ermöglicht. Insbesondere ältere Menschen, Kinder und Jugendliche erhalten so die Möglichkeit des Zugangs zu Beratungs- und Freizeitangeboten und erhalten einen Raum für ihre Belange. Gerade durch den mobilen Ansatz werden neue Begegnungsräume geschaffen und durch die präventiven Angebote des Sozialdienst-Busses wird die Erreichbarkeit von Hilfs- und Unterstützungsangeboten für die Menschen deutlich verbessert. Der Sozialdienst-Bus baut die soziale Isolation ab und unterstützt lokale Vereine und Ehrenamtliche bei der Entwicklung resilenter, selbsttragender sozialer Strukturen. Dadurch wird die Soziale Arbeit im Dorf sichtbar gemacht und die Menschen spüren und erleben deren Auswirkungen. Als eine Herausforderung wird sich die Sicherung

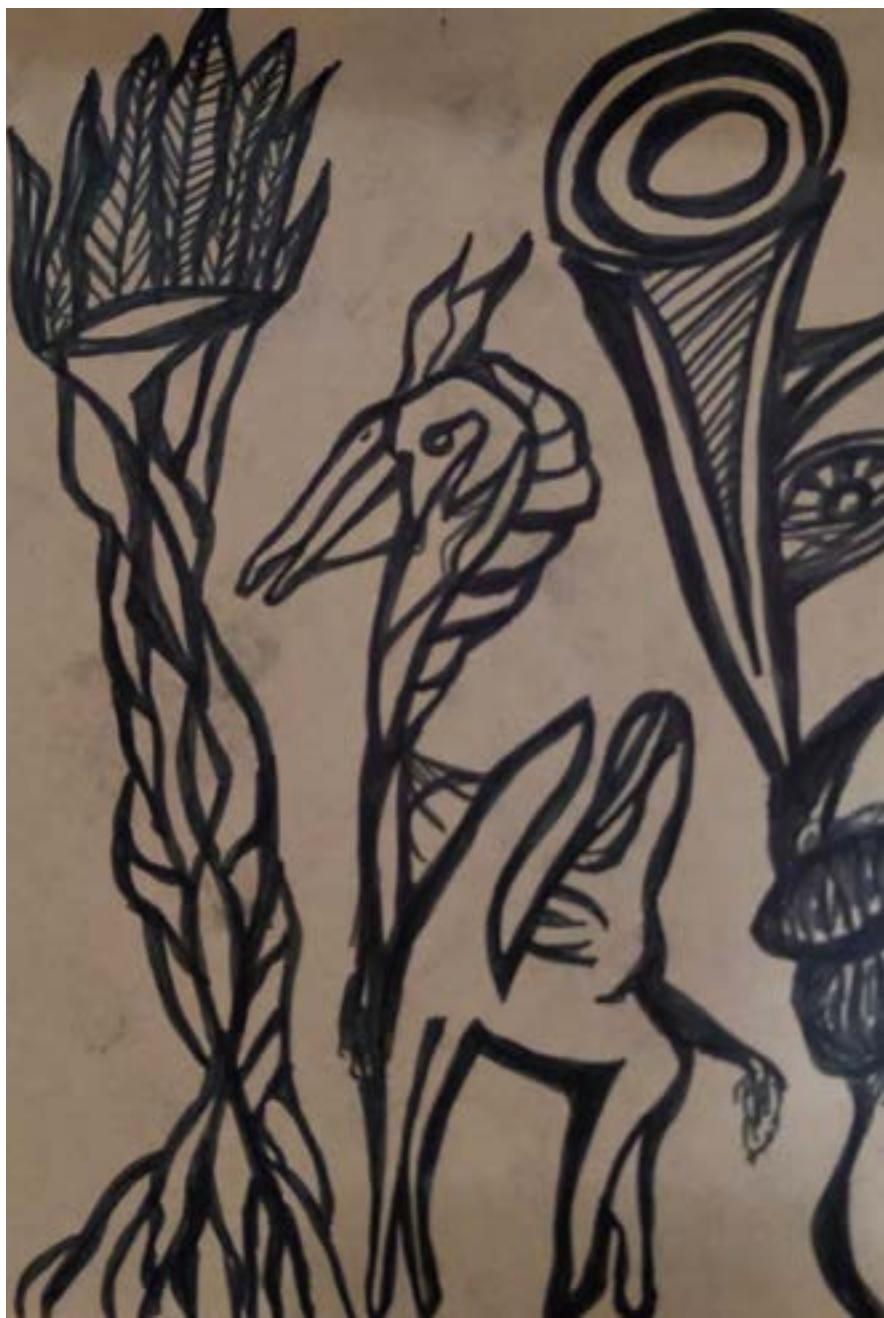
der finanziellen und personellen Ressourcen erweisen. Es bleibt zu berücksichtigen, dass für den Erfolg dieses Konzeptes die kontinuierliche Präsenz unabdingbar ist und nur über einen langfristigen Zeitraum die mobile soziale Arbeit erfolgreich in dörflichen Strukturen arbeiten kann.

Quellen

- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft, 2020. Das Land lebt! Abruf am 15.09.2025 aus https://www.bmlehr.de/SharedDocs/Downloads/DE/_laendliche-Regionen/regierungsbericht-laendliche-raeume-2020.pdf?__blob=publicationFile&v=3
- Debiel, Stefanie, Engel, Alexander, Hermann-Stietz, Ina, Litges, Gerhard, Penke, Swantje, Wagner, Leonie (2012). Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Grunwald, Klaus, Thiersch, Hans 2016. Praxishandbuch Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. 3. Auflage. Weinheim; Basel: Beltz Juventa
- International Federation of Social Workers, 2014 Global Definition of Social Work. Abruf am 15.09.2025 aus <https://www.ifsw.org/what-is-social-work/global-definition-of-social-work/#:~:text=%E2%80%9CSocial%20work%20is%20a%20practice,are%20central%20to%20social%20work>
- Mayer, Sophie 2025. Soziale Innovationen im ländlichen Raum. Abruf am 25.09.2025 von www.ioew.de/publikationen/soziale_innovationen_im_laendlichen_raum
- Söderström, O., Lundgren, U. P. 2019. Mobile Social Services in Rural Scandinavia. Nordic Social Work Research
- Statistisches Bundesamt 2023. Bevölkerung nach Altersgruppen. Abruf am 15.09.2025 aus <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabelle/bevoelkerung-altersgruppen-deutschland.html>

Abbildungsverzeichnis

- https://firefly.adobe.com/generate/image?ff_campaign=embed_generate_acom&promo-id=TG8SL6TN&mv=other



Partizipation durch Information

Die Idee

Im Vorfeld habe ich mich mit Personen aus meinem privaten Umfeld über das anstehende Projekt unterhalten. Wie könnte eine Etablierung der Sozialen Arbeit im ländlichen Raum gestaltet werden? Die erste Reaktion, der Personen, mit denen ich darüber im Austausch war, war in der Regel identisch und hat sich in der Gegenfrage ausgedrückt: „was macht die Soziale Arbeit überhaupt?“. Menschen sollten wissen, was „die Soziale Arbeit“ tut, damit sie deren Angebote auch in Anspruch nehmen können. Sozialarbeiter:innen sind in vielfältigen Tätigkeitsbereichen eingesetzt, unter anderem im Bereich der (sozialrechtlichen) Beratung.

Der Kerngedanke meiner Projektidee umfasst eine Form der aufsuchenden Sozialarbeit, die Bürger:innen im ländlichen Raum über sozialrechtliche Ansprüche informiert und sich auf diese Weise nebenbei als Profession bekannt macht. Die Umsetzung erfolgt in Form von themenspezifischen Informationsabenden, die in öffentlichen Gebäuden der jeweiligen Ortschaft stattfinden und durch Sozialarbeiter:innen im Auftrag des Landes Niedersachsen durchgeführt werden. Die mit meiner Projektidee verbundene Annahme ist, dass Menschen durch die oben genannten Informationen dazu befähigt werden, an der Gesellschaft zu partizipieren. Gleichzeitig erfahren sie, dass Sozialarbeiter:innen diejenigen sind, die sie in diesem Kontext unterstützen können.

Die Relevanz für die Soziale Arbeit

Die Relevanz meines Vorhabens wurde mir bereits nach kurzer Recherche deutlich. Das WSI (Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut) und die EAH (Ernst-Abbe-Hochschule Jena) weisen darauf hin, dass ein nicht unerheblicher Anteil an leistungsberechtigten Personen die ihnen zustehenden Sozialeistun-

gen zur Existenzsicherung nicht in Anspruch nehmen. Im Kontext von nicht in Anspruch genommenen SGB II-Leistungen, dem Bürgergeld, wird eine durchschnittliche Zahl von etwa 40% angegeben. Bei der Nichtinanspruchnahme von SGB XII-Leistungen zur Grundsicherung von Personen im Rentenalter ist die Zahl noch weitaus höher. Es werden etwa 60% der Ansprüche nicht geltend gemacht. Die hierfür in den Quellen genannten Gründe, sind einerseits Scham, verbunden mit der Befürchtung, als arm gelten zu können. Andererseits werden mangelnde Kenntnisse über geltende Rechtsansprüche und als zu kompliziert wahrgenommene Antragsverfahren benannt.

Aber wie steht dies im Zusammenhang mit der Sozialen Arbeit? Die Antwort hierauf führt zu der ursprünglichen Frage zurück: „was macht die Soziale Arbeit überhaupt?“. Eine Antwort auf diese Frage lässt sich aus der Definition von Sozialer Arbeit durch die ISFW (International Federation of Social Workers) ableiten, welche in Zusammenarbeit mit Sozialarbeiter:innen aus 116 Ländern, auch unter Beteiligung des DBSH (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit), erarbeitet wurde. Der DBSH hat eine deutsche Übersetzung der Definition herausgegeben: „*Soziale Arbeit fördert als praxisorientierte Profession und wissenschaftliche Disziplin gesellschaftliche Veränderungen, soziale Entwicklungen und den sozialen Zusammenhalt sowie die Stärkung der Autonomie und Selbstbestimmung von Menschen. Die Prinzipien sozialer Gerechtigkeit, die Menschenrechte, die gemeinsame Verantwortung und die Achtung der Vielfalt bilden die Grundlage der Sozialen Arbeit. Dabei stützt sie sich auf Theorien der Sozialen Arbeit, der Human- und Sozialwissenschaften und auf indigenes Wissen. Soziale Arbeit befähigt und ermutigt Menschen so, dass sie die Herausforderungen des Lebens bewältigen und das Wohlergehen verbessern. Dabei bindet sie Strukturen ein ...*“ (zit. DBSH 2016).

Die Soziale Arbeit wird, wissenschaftlich fundiert, in allen sozialen Belangen einer Gesellschaft aktiv. Das oben geschilderte Beispiel, der trotz bestehender Berechtigung nicht abgerufenen Leistungen zur Existenzsicherung, beinhaltet viele Facetten der Sozialen Arbeit. Beispielsweise stellen Sozialarbeiter:innen solche Missstände fest, entwickeln Ideen zur Bewältigung, befähigen Betroffene ihre Situation zu verbessern, beraten über Sozialleistungen, verweisen an zuständige Stellen, bearbeiten Anträge auf Sozialleistungen und begleiten und evaluieren Hilfeprozesse. Das oberste Prinzip hierbei ist die Hilfe zur Selbsthilfe. Diesem Prinzip liegt die Annahme zu Grunde, dass jeder Mensch eigenverantwortlich ist und die Fähigkeit besitzt, sich selbst zu helfen, sofern er über die passenden Bedingungen und Ressourcen verfügt. Sozialarbeiter:innen kommt hierbei die Aufgabe zu, ihre Klient:innen zur Selbsthilfe zu befähigen. In Beratungsstellen tätige Sozialarbeiter:innen leisten im Rahmen ihrer Tätigkeit eben diese Hilfe zur Selbsthilfe. Dennoch besteht die oben beschriebene Situation fort, dass Leistungen trotz Anspruchsberechtigung nicht abgerufen werden. Um sich

Hilfe durch Beratungsstellen einholen zu können, müssen Menschen zunächst wissen, dass sie in ihrer individuellen Situation ggf. Anspruch auf sozialrechtliche Leistungen haben und sie sich diesbezüglich beraten lassen können. Hinzu kommt die Frage nach der Verfügbarkeit und Erreichbarkeit entsprechender Angebote, insbesondere im ländlichen Raum. Zumal Beratungsstellen in der Regel ihr Angebot in ihren Räumlichkeiten vorhalten und nicht aufsuchend erbringen.

Gesellschaftliche Relevanz

Die gesellschaftliche Relevanz meiner Projektidee begründet sich in dem Gedanken, Menschen durch Information zur Partizipation zu verhelfen. Partizipation ist ein wesentliches Merkmal einer Demokratie (vgl. BMZ 2025a). Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung definiert Partizipation wie folgt: „Der Begriff Partizipation geht auf das lateinische Wort „particeps“ (= „teilnehmend“) zurück und steht für Beteiligung, Teilhabe, Mitwirkung oder Einbeziehung. Partizipation ist ein wichtiges Gestaltungsprinzip der deutschen Entwicklungszusammenarbeit. Sie bedeutet, dass sich Menschen (Bevölkerungsgruppen, Organisationen, Verbände, Parteien) aktiv und maßgeblich an allen Entscheidungen beteiligen, die ihr Leben beeinflussen. Partizipation trägt dazu bei, dass die Zielgruppen und Partnerorganisationen der Entwicklungszusammenarbeit ihre Interessen artikulieren und durchsetzen können (Empowerment). Partizipation bedeutet außerdem, dass die Menschen ihre Erfahrungen und Wertvorstellungen in die gemeinsame Arbeit einbringen. Dadurch machen sie sich die Vorhaben zu eigen und übernehmen die Verantwortung für ihren Erfolg (Ownership)“ (zit. BMZ 2025b).

Weitere Quellen, die Partizipation im Zusammenhang mit Demokratie thematisieren, beschreiben, dass Menschen in einer Demokratie die Möglichkeit haben, sich an politischen Prozessen zu beteiligen, z. B. durch die Wahrnehmung des Wahlrechts oder durch politisches Engagement in einer Partei (vgl. Gabriel 2022: 1 ff. / Vetter und Remer-Bollow 2017: 16 ff.). Das heißt, Menschen können politisch und gesellschaftlich partizipieren, sofern sie das möchten. Allerdings drängt sich mir hier der Gedanke auf, dass dies in der aktuellen Zeit, in der im medialen Diskurs Schlagworte wie „Politikverdrossenheit“ oder „Vertrauensverlust“ zur Normalität geworden sind, vielleicht nicht mehr ausreichend ist. Vielleicht sollten Bürger:innen aktiv durch „den Staat“ partizipiert werden, indem sie informiert werden. Menschen könnten in ihrer Teilhabe unterstützt werden, indem sie Informationen darüber erhalten, in welchen Lebenslagen Sozialarbeiter:innen ihnen behilflich sein können bzw. wann und wie sie sozialstaatliche Hilfemaßnahmen in Anspruch nehmen können. Dieses Wissen ermöglicht ihnen, auch in prekären Situationen ihre Teilhabe an der Gesellschaft nicht zu verlieren.

Nun könnte die Sorge entstehen, dass Informationsveranstaltungen über sozialrechtliche Ansprüche, wie es meine Projektidee vorsieht, eine Welle von entsprechenden Anträgen nach sich ziehen. Der oben beschriebenen Erkenntnis folgend, dass Leistungen trotz Berechtigung nicht beantragt werden, scheint dies ein erwartbares Szenario zu sein. Vor dem Hintergrund, dass unser Sozialstaat bereits jetzt mit erheblichen Finanzierungsschwierigkeiten konfrontiert ist und die Kostenträger nicht nur finanziell, sondern auch personell am Limit sind, könnte meine Projektidee auf Gegenwehr treffen. Ich möchte aber an dieser Stelle betonen, dass sich diese Ansprüche aus dem Sozialstaatsprinzip, welches im Grundgesetz verankert ist, ableiten. Es geht also um gesetzlich begründete Ansprüche, für deren Bezug eine Prüfung der Berechtigung Grundlage ist. Sollte es also in Folge der aktiven Information über sozialrechtliche Ansprüche zu einer vermehrten Antragsstellung und -gewährung kommen, heißt dies, dass Menschen in prekären Lebenssituationen staatliche Hilfeleistungen erhalten, die sie zur würdevollen Gestaltung und Bewältigung ihrer Lebensumstände benötigen. Sie haben ein Rechtsanspruch auf diese Form der Unterstützung durch den Sozialstaat. Die Unwissenheit oder die Scham von Menschen in Kauf zu nehmen, um in der aktuellen Lage die Finanzierbarkeit des Sozialstaates aufrechtzuerhalten, wäre meiner Meinung nach nicht nur fragwürdig, sondern würde dem Grundgesetz sowie dem §1 des SGB I, der die Ausgestaltung des Sozialstaats festschreibt, sowie §13 SGB I der die Auskunftspflicht der Leistungsträger definiert, entgegenstehen.

Ein weiteres Argument für die aktive Information von Bürger:innen über sozialrechtliche Ansprüche ist, dass es, zumindest für den Bereich Kinder, Jugend und Familie, Belege dafür gibt, dass Hilfeleistungen die frühestmöglich zum Tragen kommen, einen höheren ökonomischen Nutzen aufweisen. So hat der Kooperationsverbund Gesundheitliche Chancengleichheit im Jahr 2019 einen Bericht veröffentlicht, der die Wirksamkeit von früh einsetzenden Unterstützungsangeboten für Kinder, Jugendliche und deren Familien darstellt. In diesem werden verschiedene Untersuchungen abgebildet, die alle zu einem ähnlichen Ergebnis kommen. Werden Kinder mit einer schlechten Sozialprognose früh gefördert, erreichen sie höhere Bildungsabschlüsse, zahlen als Erwachsene potenziell mehr Steuern und werden seltener kriminell als Kinder aus Kontrollgruppen, die nicht gefördert wurden (vgl. KGC 2019). Auch wenn sich dieser Bericht auf einen eingegrenzten Teil der Bevölkerung bezieht, lässt sich die getroffene Aussage nach meinem Verständnis auch auf andere Personengruppen bzw. soziale Problemstellungen übertragen. Denn letztlich lässt sich die Aussage dahingehend zusammenfassen, dass wenn Problemstellungen frühzeitig begegnet wird und die betroffenen Menschen somit frühestmöglich befähigt werden, Herausforderungen selbst zu bewältigen, insgesamt weniger sozialstaatliche Res-

sourcen aufgewendet werden müssen. Wolfgang Hinte argumentiert in seiner Theorie zur Sozialraumorientierung ähnlich. Er plädiert dafür, Menschen Hilfen frühestmöglich zukommen zu lassen und geht dabei sogar noch einen Schritt weiter, in dem er fordert, die Hilfen nicht erst dann zu gewähren, wenn Menschen einen attestierten Anspruch auf diese haben. Dabei betont er die Wichtigkeit einer Befähigung der Menschen, möglichst selbstständig ihre Problemlage zu bewältigen. Hilfesysteme, die Menschen nicht dazu befähigen, diese auch wieder zu verlassen, machen sie im schlimmsten Fall dauerhaft abhängig von Hilfeleistungen, da ihnen mit zunehmender Gewohnheit alternative Lebensentwürfe immer unrealistischer erscheinen. In Hintes Überlegungen geht es nicht nur um die Einsparung von Kosten, im Fokus ist auch eine Steigerung der Effizienz von Aufwendungen. In dem Sinne, dass wenn öffentliche Gelder für Hilfeleistungen aufgewendet werden, dies in zielgerichteter und nachhaltiger Weise erfolgen soll (vgl. Hinte 2016).

In meinen Überlegungen für das hier vorgestellte Projekt steht besonders das Empowerment (das Befähigen und Bestärken im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe) und die Befähigung zu, respektive die Wiederherstellung von, gesellschaftlicher Teilhabe im Vordergrund. Ich möchte einen Beitrag dazu leisten, dass Bürger:innen über die Unterstützungsmöglichkeiten des Sozialstaats informiert sind und frühestmöglich Hilfeleistungen in Anspruch nehmen und auf diese Weise an der Gesellschaft partizipieren können. An dieser Stelle möchte ich zudem auf die mögliche Symbolkraft eines solchen Unterfangens hinweisen: Sozialarbeiter:innen suchen, im Auftrag des Landes Niedersachsen, Bürger:innen in ihrem Wohnort auf, um sie über ihre Rechte aufzuklären. Ein solches (wortwörtliches) Entgegenkommen wäre ein deutliches Zeichen, dass die Sorgen und Nöte von Bürger:innen ernst genommen und nicht bloß als eine finanzielle Belastung für die öffentlichen Kassen gesehen werden. Auch der eingangs beschriebenen Problematik, dass Menschen aus Scham vermeiden Hilfeleistungen in Anspruch zu nehmen, könnte auf diese Weise entgegengewirkt werden.

Warum im ländlichen Raum?

Das Wissen über sozialstaatliche Leistungen ist für alle Bürger:innen, losgelöst davon, ob sie im städtischen oder ländlichen Raum leben, die Grundlage dafür, ob sie diese in Anspruch nehmen können. Sicher sind bestimmte Leistungen langläufig bekannt, insbesondere die, die im medialen Diskurs häufig thematisiert werden, wie bspw. das Bürgergeld. Bürgergeld, als auch Begrifflichkeiten wie Wohngeld oder Aufstockung, haben wohl die meisten Bürger:innen schonmal gehört. Jedoch ist dies nicht damit gleichzusetzen, dass auch ein Wissen über eine eigene Anspruchsberechtigung besteht. Auch wage ich die These, dass den

meisten Bürger:innen die Vielfältigkeit der verschiedenen Leistungsbereiche, die über die zuvor genannten hinausgehen, nicht bekannt ist. Insofern ist meine Projektidee nicht ausschließlich für den ländlichen Raum geeignet. Allerdings sind neben dem Wissen über diese Leistungen auch die Verfügbarkeit und Erreichbarkeit dieser Angebote von zentraler Bedeutung.

Während im urbanen Raum das Angebot an Beratungsstellen (z.B. durch Kostenträger, unabhängige Beratungsstellen), die Bürger:innen über sozialrechtliche Ansprüche informieren, eine höhere Dichte aufweist, ist diese im ländlichen Raum deutlich geringer. Für Bürger:innen im ländlichen Raum, die auf entsprechende Angebote angewiesen sind, bedeutet dies nicht selten einen höheren zeitlichen Aufwand, um diese Stellen aufzusuchen. Dies begründet sich in der räumlichen Distanz zwischen Wohnort und Kostenträger bzw. Beratungsstelle und der weithin bekannten Problematik der lückenhaften Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr. Bürger:innen auf dem Land sind in der Regel auf die infrastrukturellen Begebenheiten eingestellt und viele von ihnen verfügen über eigene Kraftfahrzeuge. Der Besitz eines eigenen Kraftfahrzeugs vereinfacht das Aufsuchen der entsprechenden Stellen, jedoch handelt es sich bei den Personen, die diese Beratungsangebote benötigen um Menschen, die sich in finanziellen und/oder gesundheitlich prekären Situationen befinden, in denen der Besitz und das Führen eines Kraftfahrzeugs ggf. nicht möglich oder erschwert ist.

Nun gibt es zwar die Möglichkeit, diverse Beratungsangebote online wahrzunehmen als auch einige Anträge auf Leistungen online bei den Kostenträgern einzureichen. Allerdings unterliegt auch dies gewissen Faktoren, die die Umsetzung beeinflussen. Abgesehen davon, dass der flächendeckende Breitbandausbau im ländlichen Raum noch nicht final realisiert ist, ist die Digitalisierung in den Kommunen unterschiedlich weit fortgeschritten. Insofern unterscheidet sich auch das vorgehaltene Angebot an Online-Anträgen oder Beratungen. Hinzu kommt, dass es Beratungsangebote gibt, die einer Anwesenheits- und Meldepflicht unterliegen (bspw. Beratung im Jobcenter). Selbst wenn der Breitbandausbau und die Digitalisierung so flächendeckend wären, dass jedwede Beratung oder Antragsstellung online möglich sind, stellt sich die Frage, ob die betroffenen Personen befähigt sind, diese Möglichkeiten zu nutzen und ob sie, ganz praktisch, einen Zugang dazu haben. Auch die Frage nach dem Willen, digitale Angebote nutzen zu wollen, ist von Relevanz. Der persönliche Kontakt mit Sachbearbeiter:innen und Berater:innen wird aus unterschiedlichen Gründen nicht selten bevorzugt.

Die hier vorgestellte Projektidee kann einerseits Bürger:innen einen Zugang zum Wissen über sozialstaatliche Leistungen eröffnen und zum anderen ermöglichen, dass anspruchsberechtigte Personen einen leichteren Zugang zu den zuständigen Stellen finden. Sicherlich würden auch Bürger:innen im urbanen

Raum von einem solchen Angebot profitieren. Die oben ausgeführten infrastrukturellen Erschwernisse sind für mich ausschlaggebend dafür, ein solches Projekt zunächst im ländlichen Raum zu verorten. In einem zweiten Schritt könnte eine Erweiterung des Adressatenkreises erfolgen, in dem eine Umsetzung des Projekts für den städtischen Raum adaptiert wird.

Die Umsetzung

Zur Realisierung meiner Projektidee halte ich es für sinnvoll, die bestehenden regionalen sozialrechtlichen Beratungsstellen in die Planung mit einzubeziehen. Zum einen, weil die dort tätigen Sozialarbeiter:innen ggf. die Durchführung der Informationsveranstaltungen übernehmen könnten. Zum anderen, weil deren vorhandenes Verweisungswissen, im Sinne von kooperativen Netzwerken, genutzt werden kann. Dies wäre sinnvoll und zweckmäßig, im Sinne der Zugangserleichterung und der Zielgerichtetetheit des Angebots. Zudem könnte das Erfahrungswissen der Beratungsstellen, die bereits innerhalb einer Region tätig sind, es ermöglichen, besondere Bedarfe und wiederkehrende Problemlagen der jeweiligen Region zu eruieren und in die Planung einer sozialrechtlichen Aufklärungskampagne einfließen zu lassen.

Vor der Umsetzung sollte zunächst Kontakt zum/zur Bürgermeister:in der jeweiligen Ortschaft aufgenommen und dieses Person für das Vorhaben gewonnen werden, in der die Informationsveranstaltung stattfinden soll.

Diese/r sollte über das nötige Wissen über mögliche Veranstaltungsorte (z.B. Dorfgemeinschaftshaus, Schützenhaus, Vereinsheim etc.) und bestehende Netzwerke und Schlüsselpersonen im Ort verfügen. Besteht in einem Ort eine Vereinsstruktur, sollte diese bestehende Vernetzung genutzt werden, um die Bürger:innen zu der Veranstaltung einzuladen (z.B. Social Media, Messenger-Gruppen). Zusätzlich sollten weitere öffentlichkeitswirksame Maßnahmen (bspw. Zeitungsinsereate, Plakate, Wurf-Post) genutzt werden, um auch die Personen zu erreichen, die nicht in die Vereinsstrukturen eingebunden sind.

Hinsichtlich der konkreten Umsetzung der Informationsveranstaltung scheint es mir zweckmäßig zu sein, den zeitlichen Rahmen auf 90 Minuten zu beschränken. Zu Beginn sollte eine Vorstellung des/der Referent:in sowie eine Darstellung des Ablaufs der Veranstaltung (ca. 10 Minuten) erfolgen. Darauf folgt eine Präsentation (ca. 45 Minuten), die die folgenden Fragen abhandelt: Wer hat Anspruch auf welche Leistung? Wo kann der Anspruch geltend gemacht werden? Welche Dokumente braucht es dafür? Welche Beratungsstellen im Umkreis können unterstützen? Die Präsentation sollte durch eine Visualisierung gerahmt sein (z.B. Power-Point-Präsentation), die so konzipiert ist, dass sie sich auf die regionalen Gegebenheiten bezieht. Zum Abschluss der Informationsveranstaltung

sollte Zeit für Fragen und/oder einen offenen Austausch über die referierte Thematik eingeplant werden (ca. 30 Minuten). Des Weiteren sollte ein Zeitpuffer eingeplant werden (ca. 5 Minuten).

In einem 45-minütigen Vortrag können selbstverständlich nicht alle Sozialleistungen oder Hilfsangebote, die durch Sozialarbeiter:innen geleistet werden, vorgestellt werden. Auch eine differenzierte Darstellung von Sozialleistungen (z. B. Bürgergeld) ist in diesem Rahmen nicht darstellbar. Aus diesem Grund sollte eine zielgruppenorientierte Themenauswahl (z.B. Existenzsicherung oder Kinder und Familie) vorgenommen werden. Dies führt in der Folge dazu, dass mehrere Informationsveranstaltungen für verschiedene Zielgruppen geplant werden müssen oder eine Zielgruppe priorisiert angesprochen wird, da bekannt ist, dass diese in der Region besonders vulnerabel ist. Eine weitere Eingrenzung der Informationsmenge erfolgt dadurch, dass lediglich über die Voraussetzungen, die zu einer Anspruchsberechtigung führen und die zuständigen Kostenträger, bei denen diese geltend gemacht werden können, informiert wird. Die in aussichtstehenden Leistungen sollten lediglich grob beschrieben werden, da die individuelle Anspruchsberechtigung von diversen Faktoren abhängt und einer genauen Prüfung durch den Kostenträger bedarf. Jedoch kann zur Klärung der Frage, welche Hilfeleistungen beantragt werden können und ob Aussicht auf eine Anspruchsberechtigung besteht, auf die entsprechenden regionalen Beratungsstellen verwiesen werden. Auch kann bei Unterstützungsbedarf in der Antragsstellung an diese Stellen verwiesen werden.

Um der oben beschriebene Problematik der Erreichbarkeit Rechnung zu tragen, sollten während der Informationsveranstaltung Adressen und Öffnungszeiten des zuständigen Kostenträgers oder umliegender Hilfsangebote mitgeteilt werden. Außerdem sollten notwendige Dokumente, die zur Bearbeitung des Antrags benötigt werden, benannt werden, um den Prozess der Antragstellung zu vereinfachen.

Zur Sicherung der Nachhaltigkeit muss bedacht werden wie die Teilnehmer: innen die gehörten Informationen auch in Zukunft verwenden können. Die dem Zeitgeist entsprechende Lösung wäre, dass die teilnehmenden Bürger: innen explizit die Erlaubnis erhalten, die für sie relevanten Folien der Präsentation abzufotografieren. Für Personen ohne Smartphone könnten Folienausdrucke vorgehalten und ggf. relevante Telefonnummern und Adressen notiert werden.

Themenvorschläge für Informationsveranstaltungen

Wie oben erwähnt, ist eine zielgruppenorientierte Themenauswahl für die Umsetzung einer Informationsveranstaltung zweckmäßig. Es folgt eine Liste an Themen und damit verbundener Anspruchsparagrafen, die als Planungshilfe herangezogen werden kann. Meiner Auffassung nach eignen sich diese für eine breit aufgestellte Informationskampagne, da sie Bürger:innen in unterschiedlichen Lebenslagen anspricht. Ich erhebe mit dieser Liste keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder darauf, dass diese alle umgesetzt werden sollten. Die Umsetzung einer Informationskampagne, im Sinne der vorliegenden Arbeit, sollte sich stets an den individuellen Bedarfen der jeweiligen Ortschaft orientieren.



Der Volltext zu den im Folgenden aufgeführten Paragrafen kann online unter dem Link/QR-Code abgerufen werden:

Sozialstaatsprinzip

Artikel 20 Abs. 1 GG

Art 28 Abs. 1 GG

§ 1 SGB I Aufgaben des Sozialgesetzbuchs

§ 13 SGB I Aufklärung

GG - Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland

SGB I - Sozialgesetzbuch (SGB) Erstes Buch (I) - Allgemeiner Teil

Familie und Kinder

§ 1 Abs. 1,2 SGB VIII Recht auf Erziehung, Elternverantwortung, Jugendhilfe

§ 1 BEEG Berechtigte

§ 15 BEEG Anspruch auf Elternzeit

§ 12 Abs. 1,2 BEEG Zuständigkeit; Bewirtschaftung der Mittel

§ 1 BKGG Anspruchsberechtigte

§ 7 Abs. 1,3 BKGG Zuständigkeit

§19 Abs.2 SGB II Bürgergeld und Leistungen für Bildung und Teilhabe

§ 28 Abs. 1 SGB II Bedarfe für Bildung und Teilhabe

§ 1 MuSchG Anwendungsbereich, Ziel des Mutterschutzes

SGB VIII - Sozialgesetzbuch (SGB) Achtes Buch (VII) Kinder- und Jugendhilfe

BEEG - Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz

BKGG - Bundeskindergeldgesetz

SGB II - Sozialgesetzbuch (SGB) Zweites Buch (II) Bürgergeld, Grundsicherung für Arbeitsuchende

MuSchG - Mutterschutzgesetz

Existenzsicherung

§ 19 Abs. 1 Satz 1 SGB II Bürgergeld und Leistungen für Bildung und Teilhabe

§ 7 Abs. 1 SGB II Leistungsberechtigte

§ 8 SGB II Erwerbsfähigkeit

§ 9 SGB II Hilfebedürftigkeit

§ 30 Abs. 3 Satz 2 SGB I Geltungsbereich

§ 6 Abs. 1 SGB II Träger der Grundsicherung für Arbeitsuchende

§ 2 SGB XII Nachrang der Sozialhilfe

§ 18 SGB XII Einsetzen der Sozialhilfe

§ 9 Abs. 1 SGB XII Sozialhilfe nach der Besonderheit des Einzelfalles

§ 8 SGB XII Leistungen

§ 3 SGB XII Träger der Sozialhilfe

SGB II - Sozialgesetzbuch (SGB) Zweites Buch (II) Bürgergeld, Grundsicherung für Arbeitsuchende

SGB I - Sozialgesetzbuch (SGB) Erstes Buch (I) - Allgemeiner Teil

SGB XII - Sozialgesetzbuch (SGB) Zwölftes Buch (XII) - Sozialhilfe

Beratung

§ 14 SGB I Beratung

§ 16a SGB II Kommunale Eingliederungsleistungen

§ 11 SGB XII Beratung und Unterstützung

§ 7a SGB XI Pflegeberatung

§ 7c SGB XI Pflegestützpunkte, Verordnungsermächtigung

§ 39 Abs. 1a SGB V Krankenhausbehandlung

§ 9a SGB VIII Ombudsstellen (Kinder- und Jugendhilfe – SGB VIII)

§ 10a SGB VIII Beratung

§ 10b SGB VIII Verfahrenslotse

SGB I - Sozialgesetzbuch (SGB) Erstes Buch (I) - Allgemeiner Teil
SGB II - Sozialgesetzbuch (SGB) Zweites Buch (II) Bürgergeld, Grundsicherung für Arbeitsuchende
SGB XII - Sozialgesetzbuch (SGB) Zwölftes Buch (XII) - Sozialhilfe
SGB XI - Sozialgesetzbuch (SGB) Elftes Buch (XI) - Soziale Pflegeversicherung
SGB V - Sozialgesetzbuch (SGB) Fünftes Buch (V) - Gesetzliche Krankenversicherung
SGB VIII - Sozialgesetzbuch (SGB) Achttes Buch (VII) - Kinder- und Jugendhilfe

Pflege im Alter

- § 14 SGB XI Begriff der Pflegebedürftigkeit
- § 15 SGB XI Ermittlung des Grades der Pflegebedürftigkeit, Begutachtungs-instrument
 - § 61 SGB XII Leistungsberechtigte
 - § 62a SGB XII Bindungswirkung
 - § 9 SGB XII Sozialhilfe nach der Besonderheit des Einzelfalles

SGB XI - Sozialgesetzbuch (SGB) Elftes Buch (XI) - Soziale Pflegeversicherung
SGB XII - Sozialgesetzbuch (SGB) Zwölftes Buch (XII) - Sozialhilfe

Quellen

- Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2025) Partizipation (Zugriff am 9.9.2025) von: <https://www.bmz.de/de/service/lexikon/partizipation-14752>
- Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2025) Demokratie (Zugriff am 9.9.2025) von: <https://www.bmz.de/de/service/lexikon/demokratie-14208>
- Deutscher Bundesverband für Soziale Arbeit (2016) Deutschsprachige Definition Sozialer Arbeit des Fachbereichstag Soziale Arbeit und DBSH (Zugriff am 8.9.2015) von: <https://www.dbsh.de/profession/definition-der-sozialen-arbeit/deutsche-fassung.html>
- Ernst-Abbe-Hochschule Jena (2023) Neue Studie zur Nichtinanspruchnahme von Grundsicherungsleistungen in Thüringen und Deutschland (Zugriff am 9.9.2025) von: <https://www.eah-jena.de/hochschule/nachricht/neue-studie-zur-nichtinanspruchnahme-von-grundsicherungsleistungen-in-thueringen-und-deutschland>
- Gabriel, O. W. (2022) Politische Partizipation, Eine Einführung in Theorie und Empirie. Wiesbaden: Springer Natur
- Kooperationsverbund Gesundheitliche Chancengleichheit (2019) Zur Wirksamkeit früher Unterstützungsangebote für Kinder, Jugendliche und ihre Familien (Zugriff am 9.9.2025) von: https://www.gesundheitliche-chancengleichheit.de/fileadmin/user_upload/pdf/Handreichungen/19-12-03_Wirksamkeit_Unterstuetzungsangebote_Kinder_Jugendliche_und_ihre_Familien.pdf
- Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (2022) „das tue ich mir einfach nicht an“ (Zugriff am 9.9.2025) von: <https://www.wsi.de/de/blog-17857-das-tue-ich-mir-einfach-nicht-an-43358.htm>
- Nationales Zentrum Frühe Hilfen (2025) Psychosoziale Belastungen und Inanspruchnahme Früher Hilfen von Familien in Armutsrisikolagen (Zugriff am 9.9.2025) von: https://www.fruehehilfen.de/fileadmin/user_upload/fruehehilfen.de/pdf/faktenblaetter/Faktenblatt-8-NZFH-Praevalenzforschung-Psychosoziale-Belastungen-und-Inanspruchnahme-FH-von-Familien-in-Armutsrisikolagen.pdf
- Hinte, W. (2016) Wolfgang Hinte über Sozialraumorientierung HD (Zugriff am 22.09.2025) von: <https://www.youtube.com/watch?v=RTS5EQ7-qyY>
- Vetter, A. / Remer- Bollow, U. (2017) Bürger und Beteiligung in der Demokratie, Eine Einführung. Wiesbaden: Springer

Integration im Dorf Wege zu einem gemeinsamen “WIR”.

Das Dorf und die Integration

Die Integration von Menschen, die neu ins Dorf ziehen, ist oft schwierig. Sie bietet aber auch Chancen für die Entwicklung des Dorfes. In vielen deutschen Dörfern gibt es starke soziale Strukturen. Alteingesessene Familien haben oft wichtige Positionen im Ort und sind eng miteinander verbunden. Für neue Bewohner ist es schwer, in diese Netzwerke hineinzukommen.

Dadurch entstehen oft Probleme: Die klassischen Integrationsmaßnahmen funktionieren nicht gut, und es bilden sich eigene Gruppen nebeneinander. Das führt nicht zu einer echten Gemeinschaft.

In dieser Arbeit geht es darum, wie man das ändern kann. Im Mittelpunkt steht die Idee einer eigenen Sozialarbeit im Dorf, die direkt vor Ort organisiert wird. Ziel ist es, getrennte Gruppen zusammenzubringen, Einsamkeit von Zugewanderten zu verhindern und ein gemeinsames „Wir-Gefühl“ zu schaffen.

Dafür erkläre ich zuerst welche Fragen die Arbeit untersucht und was damit erreicht werden soll. Danach beschreibe ich, was ein „Dorf“ genau bedeutet, um die Grundlage für die Analyse zu schaffen.

Interessenschwerpunkt

Die bisherigen Integrationsansätze funktionieren auf dem Land nur begrenzt. Daraus ergibt sich die zentrale Frage dieser Arbeit:

Wie kann man verschiedene Gruppen im Dorf zusammenbringen, um die Einsamkeit von Zugewanderten zu verhindern und ein gemeinsames „Wir-Gefühl“ zu schaffen?

Um diese Frage zu beantworten, wird auch ein Blick auf andere Länder geworfen. Dort läuft Integration teilweise anders, und daraus kann man lernen.

Der Schwerpunkt liegt auf einem Konzept für Sozialarbeit im Dorf. Diese soll

direkt vor Ort wirken, weil externe Projekte oft nicht ausreichen. Sie berücksichtigen die lokalen Netzwerke und die Dorfgemeinschaft nicht genug.

Die Idee: Eine im Dorf verankerte Sozialarbeit soll dafür sorgen, dass Menschen wirklich teilhaben können. Integration wird hier nicht als Anpassung der Zugewanderten verstanden, sondern als Prozess, an dem alle im Dorf beteiligt sind. Ziel ist es, dauerhafte Strukturen zu schaffen, Begegnungen zu fördern, Einigkeit zu verhindern und allen die Möglichkeit zu geben, aktiv am Dorfleben mitzuwirken.

Was bedeutet Dorf?

Um die Integration im Dorf zu verstehen, muss ich zuerst erklären, was ich unter „Dorf“ meine. Für mich ist ein Dorf nicht nur eine bestimmte Einwohnerzahl oder eine Verwaltungsgrenze. Ein Dorf ist vor allem ein sozialer Raum. Es lebt von den Beziehungen zwischen den Menschen, die dort wohnen.

In einem Dorf gibt es oft enge Netzwerke. Viele Familien leben schon seit Generationen dort. Man kennt sich, man hilft sich, und es gibt kurze Wege in der Kommunikation. Diese Nähe schafft ein starkes Wir-Gefühl und gibt Sicherheit. Viele Menschen fühlen sich deshalb sehr stark mit ihrem Dorf verbunden.

Eine wichtige Rolle spielen dabei die Vereine: Sportvereine, Schützenvereine oder kirchliche Gruppen. Sie sind Treffpunkte, an denen Menschen ihre Identität und ihr Gemeinschaftsgefühl stärken. Durch gemeinsame Feste oder regelmäßige Treffen wird der Zusammenhalt gefestigt.

Aber genau diese enge Struktur kann für neue Leute ein Problem sein. Wer von außen kommt, wird oft lange nicht vollständig aufgenommen. Manchmal gilt das sogar für Menschen, die schon viele Jahre dort leben. Traditionen und feste Rituale können wie unsichtbare Barrieren wirken.

Darum sehe ich das Dorf als einen Raum, der zwei Seiten hat: Einerseits erleichtern die engen Kontakte Integration, weil man sich direkt begegnet. Andererseits erschwert die starke Geschlossenheit, dass neue Menschen wirklich dazugehören. Genau an dieser Stelle setze ich mit meiner Arbeit an: Ich will zeigen, wie man diese Barrieren abbauen und das Miteinander stärken kann.

Analyse der Integrationsproblematik in deutschen Dörfern

Ein Dorf ist ein Ort mit engen sozialen Strukturen. Diese Strukturen geben den Menschen, die schon lange dort leben, Sicherheit und Identität. Für Zugewanderte können sie aber große Hindernisse sein. Genau das möchte ich hier untersuchen: Warum ist Integration im Dorf so schwierig?

Ich schaue mir dabei drei Punkte genauer an:

- Welche Kernprobleme es gibt, die Integration verhindern.
- Warum Einsamkeit für viele Zugewanderte im Dorf ein großes Problem wird.
- Warum klassische Integrationsansätze nicht ausreichen.
- Zuerst geht es also darum, die zentralen Probleme zu erkennen. Ich zeige, welche Folgen sie haben, und am Ende, warum die bisherigen Methoden nicht genügen. Diese Analyse ist wichtig, um später gute Lösungen entwickeln zu können.

Identifikation der Kernprobleme

Wenn ich mir die Integration im Dorf anschaue, sehe ich mehrere große Probleme, die zusammenhängen und sich gegenseitig verstärken.

Ein zentrales Problem ist der Arbeitsmarkt. Viele Zugewanderte haben im Ausland Berufe gelernt, die hier nicht anerkannt werden. Dadurch müssen sie einfache Jobs machen, obwohl sie eigentlich qualifiziert sind. Jugendliche mit Migrationshintergrund haben es auch schwerer, eine Ausbildung zu bekommen – selbst wenn sie die gleichen Noten wie andere haben. Dazu kommen Sprachprobleme: In vielen Kursen lernt man nur bis B1 oder B2, aber für gute Jobs braucht man C1. Gerade im Dorf gibt es kaum passende Angebote. Frauen mit kleinen Kindern müssen oft jahrelang warten, bis sie einen Kurs machen können, weil es keine Betreuung gibt.

Dann gibt es Probleme mit der Infrastruktur. Busse und Bahnen fahren selten, sodass viele Menschen isoliert sind. Wer kein Auto hat, kommt schlecht zu Arbeit, Schule oder Freizeitangeboten. Auch Wohnungen sind schwer zu finden, und Zugewanderte erleben dabei oft Diskriminierung. Zusätzlich gibt es in den Verwaltungen Unklarheiten: Gemeinden fühlen sich manchmal gar nicht zuständig und schieben die Verantwortung an den Landkreis.

Das größte Hindernis liegt aber in den sozialen Strukturen im Dorf selbst. Die Menschen dort haben ein starkes Gemeinschaftsgefühl, das oft auf Abgrenzung basiert. Wer neu ist, wird häufig nicht als gleichwertig anerkannt – selbst wenn er in Deutschland geboren ist. Oft wird erwartet, dass Zugewanderte sich komplett anpassen und ihre eigene Kultur aufgeben. Besonders muslimische Menschen erleben viele Vorurteile. Frauen mit Kopftuch haben es extrem schwer, eine Arbeit oder ein Praktikum zu bekommen. Selbst wer sich stark anpasst, wird oft weiterhin gefragt, wo er „eigentlich“ herkommt.

Diese Vorurteile schaffen Misstrauen und Ängste. In manchen Gegenden nutzen sogar Neonazis die Situation und versuchen, ihre Ideologien zu verbreiten.

Die Probleme bestehen aus fehlenden Chancen auf Arbeit, schwacher Infra-

struktur, unklarer Verwaltung und harten sozialen Grenzen. Alles zusammen führt dazu, dass Zugewanderte nicht wirklich Teil der Dorfgemeinschaft werden.

Die Vereinsamung von Ausländern als zentrales Problem

Die beschriebenen Barrieren haben eine klare Folge: Viele Zugewanderte fühlen sich im Dorf einsam und ausgeschlossen.

Am Anfang ist die Stimmung oft positiv. Wenn neue Menschen ins Dorf kommen, gibt es Hilfsbereitschaft, Feste oder Tage der offenen Tür. Doch diese Offenheit hält meist nicht lange. Nach einiger Zeit bleibt nur noch ein „freundliches Nebeneinander“. Man grüßt sich, aber es entstehen keine tiefen Kontakte. Ohne feste Begegnungsmöglichkeiten bricht der erste Schwung wieder weg.

Viele Zugewanderte ziehen sich dann in ihre eigenen kulturellen Gruppen zurück. Das ist keine bewusste Abgrenzung, sondern eher eine Reaktion auf die Ablehnung im Dorf. Dort finden sie Schutz, Gemeinschaft und Verständnis. Beispiele sind eigene Kirchengemeinden oder Moscheevereine. Das gibt Halt, verstärkt aber auch die Trennung vom Rest des Dorfes.

Auch die Sprache spielt dabei eine große Rolle. Wer schon als Kind nach Deutschland gekommen ist, hat häufiger deutsche Freunde. Wer später kommt, bleibt oft in der eigenen Gruppe. Das führt zu einem Teufelskreis: Ohne gute Sprachkenntnisse entstehen weniger Kontakte, und ohne Kontakte wird die Sprache nicht besser.

Diese Vereinsamung geht über normale Einsamkeit hinaus. Viele fühlen sich entfremdet – so, als ob sie in einer Welt leben, in der sie nicht dazugehören und nichts verändern können. Ihnen wird ständig signalisiert: „Eigentlich gehörst du nicht hierher.“

Das ist das Paradox im Dorf: Für die Einheimischen bedeutet die enge Gemeinschaft Sicherheit. Für die Zugewanderten bedeutet sie Kontrolle und Fremdsein. Oberflächliche Begegnungen, wie ein kurzes Grüßen, reichen nicht aus, um echte Integration zu schaffen.

Darum sage ich: Einsamkeit im Dorf ist kein persönliches Versagen der Zugewanderten, sondern ein strukturelles Problem, das durch die Dorfgemeinschaft erzeugt wird. Das sogenannte „freundliche Nebeneinander“ ist trügerisch – es sieht nach Harmonie aus, verhindert aber echtes Miteinander.

Klassische Integrationsansätze und ihre Grenzen

Wenn ich mir die klassischen Integrationsmaßnahmen anschau, merke ich: Sie reichen im Dorf nicht aus. Sie sehen Integration zu einseitig.

Meist geht es um Sprache und Arbeit. Wer Deutsch lernt und Arbeit findet,

gilt als integriert. Aber das reicht nicht. Denn im Dorf hängt Zugehörigkeit weniger von Papieren oder Abschlüssen ab, sondern davon, ob man in die engen Netzwerke aufgenommen wird.

Das Grundproblem dieser Ansätze ist, dass sie von einer Bringschuld ausgehen: Die Zugewanderten sollen sich anpassen, ihre Kultur aufgeben und möglichst „unsichtbar“ werden. Die Dorfgemeinschaft selbst muss sich dabei kaum verändern. So wird Integration wie eine Prüfung gesehen, die Migranten bestehen müssen.

Auch Vereine werden gerne als Integrationsmotor genannt. Doch sie sind oft auf alte Traditionen aufgebaut, zum Beispiel gemeinsames Trinken nach Aktivitäten. Für Menschen mit anderen Religionen oder Lebensweisen sind das unsichtbare Hürden.

Ein weiteres Problem: Viele Projekte werden von außen aufgezwungen. Zum Beispiel interkulturelle Gärten, die geplant wurden, aber kaum genutzt wurden, weil niemand aus der Zielgruppe wirklich Interesse hatte. Solche Ideen behandeln Zugewanderte wie passive Empfänger, anstatt sie selbst mitgestalten zu lassen.

Auch die Politik denkt oft nur in Zahlen und Verteilungsschlüsseln. Menschen werden nach Quoten auf Orte verteilt, ohne Rücksicht auf ihre Familien oder Netzwerke. Das führt dazu, dass Zugewanderte ohne Halt an einem Ort landen, der sie kaum auffängt.

Klassische Ansätze scheitern, weil sie zu oberflächlich sind. Sie fördern Anpassung, aber nicht echtes Miteinander. Sie schaffen ein „freundliches Nebeneinander“, aber kein echtes „Wir“. Deshalb braucht es einen neuen Ansatz – eine Sozialarbeit im Dorf, die Beziehungen, Begegnungen und Mitgestaltung in den Mittelpunkt stellt.

Lösungsansätze zur Förderung einer inklusiven Dorfgemeinschaft

Nachdem ich die Probleme beschrieben habe, will ich nun Lösungen aufzeigen. Die bisherigen Methoden funktionieren nicht, weil sie zu sehr von oben vorgegeben sind und nicht auf die Realität im Dorf eingehen.

Mein Ansatz ist ein Paradigmenwechsel:

- Weg von „Zugewanderte müssen sich anpassen“.
- Hin zu „alle im Dorf gestalten das Zusammenleben gemeinsam“.

Im Mittelpunkt steht eine Sozialarbeit im Dorf, die direkt vor Ort verankert ist. Sie soll nicht nur Regeln vorgeben, sondern echte Gelegenheiten schaffen, wo Menschen zusammenkommen, sich kennenlernen und Vertrauen aufbauen.

Dazu gehören drei Schwerpunkte:

- Maßnahmen, um Menschen zusammenzubringen und Begegnungen regelmäßig zu gestalten.
- Die Rolle öffentlicher Räume, wie Marktplätze oder Gemeinschaftszentren, die bewusst genutzt werden müssen.
- Das Entstehen eines Wir-Gefühls, das Zugehörigkeit und Anerkennung für alle schafft.

Ich sehe Integration nicht als fertigen Zustand, sondern als einen Prozess. Dieser Prozess entsteht, wenn Begegnung kein Zufall ist, sondern bewusst ermöglicht und unterstützt wird.

Maßnahmen zur Zusammenführung und aktiven Gestaltung von Integration

Ich habe gemerkt, dass Integration im Dorf nicht von selbst passiert. Am Anfang gibt es oft eine Welle der Hilfsbereitschaft, aber ohne feste Strukturen lässt diese schnell nach. Damit Zugewanderte nicht vereinsamen, müssen gezielte und dauerhafte Maßnahmen geschaffen werden.

Für mich beginnt das mit einer festen Koordinationsstelle im Dorf. Diese Person oder Einrichtung kümmert sich darum, dass Ehrenamtliche unterstützt werden, Angebote gebündelt werden und alle Beteiligten wissen, an wen sie sich wenden können. Dadurch bleibt Engagement nicht nur eine spontane Hilfe, sondern wird zu einer dauerhaften Struktur.

Ein zweiter wichtiger Punkt sind regelmäßige Begegnungsorte. Es reicht nicht, einmal im Jahr ein Fest zu machen. Es braucht Treffpunkte wie Cafés oder Gemeinschaftsräume, in denen Menschen sich zwanglos und immer wieder begegnen können. Dort geht es nicht nur um Sprache, sondern um echte Begegnungen auf Augenhöhe. Wichtig ist für mich, dass nicht nur neu Angekommene eingeladen sind, sondern auch Menschen, die schon seit Jahren im Dorf leben und trotzdem noch nicht richtig integriert sind.

Integration bedeutet für mich auch, Alltagsprobleme praktisch zu lösen. Wer im Dorf lebt, kennt die Schwierigkeiten: Busse fahren selten, Kinderbetreuung fehlt oft, und Arzttermine sind schwer zu erreichen. Wenn das Dorf gemeinsam Lösungen wie Carsharing, Fahrdienste, mobile Kitas oder gemeinsame Werkstätten organisiert, profitieren alle davon – Einheimische genauso wie Zugewanderte.

Sehr wichtig ist für mich auch, dass Zugewanderte selbst aktiv eingebunden werden. Integration darf keine Einbahnstraße sein. Wenn Zugewanderte Verantwortung übernehmen, Projekte mitgestalten und eigene Ideen einbringen, entsteht ein echtes Miteinander. Gemeinsame Ziele – wie ein Nachbarschaftsprojekt

oder ein Schulgarten – bringen Menschen näher zusammen als reine Pflichtprogramme.

Außerdem finde ich es entscheidend, die Beiträge von Zugewanderten sichtbar zu machen. Wenn sie bei Stadtfesten, Jubiläen oder großen Veranstaltungen mitwirken, sehen alle, dass sie nicht nur Gäste, sondern aktive Mitglieder der Gemeinschaft sind. Das verändert die Wahrnehmung und sorgt für mehr Respekt.

Ein weiterer Baustein ist die Zusammenarbeit mit Migranteneorganisationen. Moscheevereine oder andere Gemeinschaften sind keine Parallelwelten, sondern wertvolle Partner. Wenn man sie in Projekte einbindet, etwa bei Hausaufgabenhilfe oder Sprachkursen, können sie eine Brücke zur Dorfgemeinschaft schlagen.

Zusammengefasst bedeutet das für mich: Integration gelingt nur, wenn es sowohl eine professionelle Unterstützung von oben gibt als auch echte Beteiligung von unten. Diese Mischung sorgt dafür, dass aus einem Nebeneinander ein Mit einander wird.

Die Rolle des Marktplatzes und öffentlicher Räume

Integration im Dorf braucht Orte, an denen Menschen sich begegnen können. Es reicht nicht, wenn Begegnung zufällig passiert. Sie muss bewusst organisiert werden, und dafür sind öffentliche Räume wie Marktplätze, Parks oder Gemeinschaftszentren entscheidend. Dort wird das Gemeinschaftsgefühl sichtbar und gelebt.

Früher haben Zugewanderte oft öffentliche Plätze wie Bahnhöfe als Treffpunkte genutzt, weil es keine anderen Möglichkeiten gab. Doch das wurde von vielen Dorfbewohnern als störend empfunden. Deshalb haben sich viele Migrantengruppen in eigene Vereine oder geschlossene Räume zurückgezogen. Das hat zwar Sicherheit geschaffen, aber gleichzeitig die Trennung verstärkt. Genau hier sehe ich eine große Aufgabe: Öffentliche Räume müssen so gestaltet werden, dass sie für alle offen sind und echte Begegnung ermöglichen.

Das geht nicht von alleine, sondern braucht Planung und Beteiligung. Ich denke dabei an Beispiele wie in Merzenich, wo eine brachliegende Fläche zu einem neuen Treffpunkt für alle Generationen umgebaut wurde. Solche Projekte zeigen, dass es möglich ist, wenn die Menschen im Dorf gemeinsam planen und mitentscheiden. Auch Cafés oder Kulturzentren können eine große Rolle spielen, wenn sie offen gestaltet werden und nicht nur bestimmte Gruppen ansprechen.

Wichtig ist außerdem, dass diese Orte aktiv genutzt werden. Nur einen Platz zu haben, reicht nicht. Es braucht regelmäßige Veranstaltungen, wie ein „Markt der Möglichkeiten“, bei dem sich Vereine vorstellen können, oder interkulturelle Feste, bei denen Zugewanderte ihre Kultur einbringen. Auch wenn die Feuer-

wehr ein Fest in einer Moschee besucht oder Vereine gezielt Kontakte in migrantische Gemeinschaften suchen, entstehen echte Brücken.

Für mich ist der Marktplatz daher mehr als ein Stück Infrastruktur. Er ist das Herz des Dorfes, wo Begegnung, Austausch und gemeinsames Leben stattfinden. Wenn er bewusst als Ort der Integration gestaltet wird, kann er das Fundament für ein starkes „Wir-Gefühl“ legen.

Wie kann ein Wir-Gefühl geschaffen werden?

Für mich ist das Wir-Gefühl der wichtigste Baustein für gelungene Integration im Dorf. Ohne dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit bleibt es immer bei einem Nebeneinander. Ein echtes „Wir“ entsteht aber nicht von alleine, sondern muss gezielt aufgebaut werden.

Ein großes Problem ist, dass Zugewanderte oft als „die Anderen“ gesehen werden. Sie werden nicht als gleichwertige Mitglieder der Dorfgemeinschaft anerkannt. Viele spüren, dass sie auch nach Jahren nicht richtig dazugehören, weil Vorurteile tief in den Köpfen sitzen. Genau hier muss angesetzt werden: Ich will, dass alle Menschen im Dorf das Gefühl bekommen, Teil von etwas Gemeinsamen zu sein.

Dafür braucht es Begegnungen, bei denen nicht Herkunft oder Unterschiede im Vordergrund stehen, sondern gemeinsame Interessen. Wenn Menschen zusammen Sport machen, ein Fest organisieren oder ein Projekt im Dorf gestalten, dann lernen sie sich auf einer persönlichen Ebene kennen. Dadurch verschwinden Ängste und Vorurteile Schritt für Schritt.

Wichtig ist auch, dass die Beiträge von Zugewanderten gesehen und wertgeschätzt werden. Wenn jemand im Verein aktiv ist, beim Schützenfest mithilft oder eine neue Idee ins Dorf bringt, sollte das sichtbar anerkannt werden. So entsteht Respekt, und Respekt ist die Grundlage für ein Wir-Gefühl.

Für mich gehört dazu außerdem, dass Integration nicht nur Aufgabe der Zugewanderten ist. Auch die Dorfgemeinschaft muss bereit sein, sich zu öffnen und Neues zuzulassen. Das bedeutet, alte Strukturen zu hinterfragen und bewusst Platz für andere Kulturen, Lebensweisen und Ideen zu schaffen.

Ein Wir-Gefühl entsteht also, wenn Begegnung gefördert, Leistungen anerkannt und Strukturen geöffnet werden. Es entsteht nicht durch Zwang oder Anpassung, sondern durch gemeinsame Erfahrungen und gegenseitige Wertschätzung. Genau darauf zielt meine Idee einer dörflichen Sozialarbeit ab: Sie soll diesen Prozess begleiten und stärken, damit aus einem Nebeneinander ein echtes Miteinander wird.

Konzeptidee einer autonomen dörflichen Sozialarbeit

Nachdem ich die Probleme beschrieben und Lösungsansätze vorgestellt habe, will ich nun mein eigenliches Konzept erläutern: eine autonome dörfliche Sozialarbeit. Damit meine ich eine Form von Sozialarbeit, die nicht von außen bestimmt wird, sondern direkt im Dorf verankert ist. Sie soll unabhängig arbeiten, die Menschen vor Ort einbeziehen und an den tatsächlichen Bedürfnissen anknüpfen.

Bisher wird Sozialarbeit oft zentral von Städten, Kreisen oder großen Trägern organisiert. Das hat den Nachteil, dass die Angebote häufig nicht zum Leben im Dorf passen. Sie sind zu weit weg, zu bürokratisch oder orientieren sich nicht an den lokalen Strukturen. Darum will ich einen anderen Weg gehen.

Meine Idee ist, dass die Sozialarbeit im Dorf selbst entsteht und sich dort verankert. Sie soll die Besonderheiten des Dorfes kennen, die sozialen Netzwerke verstehen und direkt mit den Vereinen, Kirchen, Initiativen und auch mit den Zugewanderten arbeiten.

So können Probleme nicht nur von außen beobachtet, sondern gemeinsam mit den Menschen im Dorf gelöst werden.

Wichtig ist mir auch die Unabhängigkeit dieser Sozialarbeit. Sie darf nicht nur den Interessen der Gemeinde, der Verwaltung oder bestimmter Gruppen folgen. Sie muss neutral bleiben und für alle da sein. Nur so kann Vertrauen entstehen – sowohl bei den Alteingesessenen als auch bei den Zugewanderten.

Ich stelle mir vor, dass diese Sozialarbeit drei zentrale Aufgaben hat: Erstens, Begegnungen organisieren und dauerhaft ermöglichen. Zweitens, praktische Hilfe im Alltag leisten, zum Beispiel bei Mobilität oder Behördengängen. Und drittens, Zugewanderte aktiv einbinden und ihre Rolle in der Dorfgemeinschaft sichtbar machen.

Das Ziel ist, dass im Dorf Strukturen wachsen, die auch ohne ständige externe Projekte bestehen bleiben. Sozialarbeit im Dorf soll also nicht nur kurzfristig Probleme lösen, sondern langfristig eine Kultur der Offenheit und des Miteinanders schaffen.

Prinzipien und Arbeitsweise

Wenn ich mir vorstelle, wie eine autonome dörfliche Sozialarbeit funktionieren soll, dann brauche ich klare Prinzipien, nach denen sie arbeitet. Für mich sind das vor allem Nähe, Beteiligung und Neutralität.

Nähe bedeutet, dass die Sozialarbeit mitten im Dorf stattfindet. Sie darf nicht wie ein Amt wirken, bei dem man erst Formulare ausfüllen muss, sondern soll leicht erreichbar und vertraut sein. Menschen sollen hingehen kön-

nen, ohne Hemmungen zu haben. Es geht darum, Anlaufstellen zu schaffen, die wirklich genutzt werden – am besten an Orten, die ohnehin schon zum Alltag gehören, wie das Gemeindehaus, ein Vereinsheim oder ein Dorftreff.

Beteiligung heißt für mich, dass die Menschen im Dorf selbst aktiv eingebunden werden. Es reicht nicht, wenn Sozialarbeit von oben organisiert wird und dann Angebote „für Migranten“ macht. Stattdessen sollen alle, sowohl Einheimische als auch Zugewanderte, gemeinsam entscheiden, welche Projekte sinnvoll sind und wie sie gestaltet werden. So entsteht Verantwortung auf beiden Seiten und echte Teilhabe.

Neutralität ist ebenfalls entscheidend. Die Sozialarbeit darf nicht den Interessen einzelner Gruppen dienen oder politisch vereinnahmt werden. Sie muss für alle da sein und Vertrauen schaffen. Das bedeutet, dass die Fachkräfte unabhängig arbeiten und eine klare Haltung einnehmen: gegen Ausgrenzung, für Gleichberechtigung und für ein faires Miteinander.

In der Arbeitsweise stelle ich mir eine Mischung aus professioneller Begleitung und ehrenamtlichem Engagement vor. Die Fachkräfte bringen das Wissen und die Methoden, die Ehrenamtlichen bringen die lokale Vernetzung und das Vertrauen der Dorfgemeinschaft. Gemeinsam können sie Strukturen aufbauen, die langfristig tragen.

Mir ist auch wichtig, dass die Arbeit nicht nur auf Probleme schaut. Sie soll die Stärken der Dorfgemeinschaft und der Zugewanderten betonen und nutzen. Oft gibt es schon viel Potenzial, das nur sichtbar gemacht werden muss: handwerkliche Fähigkeiten, kulturelles Wissen oder neue Ideen für Vereinsarbeit. Wenn diese Stärken eingebracht werden, profitieren alle.

So verstehe ich die Prinzipien und die Arbeitsweise: nah am Menschen, mit echter Beteiligung, neutral und unabhängig, professionell begleitet, aber lokal verwurzelt. Nur so kann eine dörfliche Sozialarbeit das Wir-Gefühl stärken und dauerhafte Veränderungen schaffen.

Aufgabenfelder und Handlungsstrategien

Für mich hat eine autonome dörfliche Sozialarbeit drei zentrale Aufgabenfelder: Begegnung fördern, Alltag erleichtern und Teilhabe ermöglichen. Diese Bereiche greifen ineinander und müssen bewusst gestaltet werden.

Die Förderung von Begegnung bedeutet, dass ich Räume und Anlässe schaffe, bei denen Menschen im Dorf regelmäßig zusammenkommen. Das können Feste, Workshops, Sportangebote oder gemeinsame Projekte sein. Wichtig ist, dass diese Treffen nicht nur für Zugewanderte gedacht sind, sondern alle einbeziehen. So wird verhindert, dass wieder Parallelstrukturen entstehen. Begegnung ist für mich der Kern der Integration, weil dort Vertrauen und persönliche Beziehungen wachsen.

Der Alltag im Dorf bringt für Zugewanderte viele Hürden mit sich, die leicht übersehen werden. Darum sehe ich als zweites Aufgabenfeld die praktische Unterstützung. Das kann Hilfe bei Behördengängen sein, Unterstützung bei der Wohnungssuche oder gemeinsame Lösungen für Mobilität, zum Beispiel Mitfahrbörsen oder Carsharing. Auch die Organisation von Kinderbetreuung oder Hausaufgabenhilfe gehört dazu. Wenn solche Probleme gelöst werden, können Zugewanderte viel leichter aktiv am Dorfleben teilnehmen.

Das dritte Aufgabenfeld ist die Teilhabe. Für mich heißt das, dass Zugewanderte nicht nur Angebote nutzen, sondern selbst Verantwortung übernehmen und sichtbar mitgestalten. Sie sollen in Vereinen mitarbeiten, bei Dorffesten mitorganisieren oder eigene Projekte starten können.

So werden sie nicht mehr als „Gäste“ wahrgenommen, sondern als gleichberechtigte Mitglieder der Dorfgemeinschaft.

Die Handlungsstrategien ergeben sich direkt aus diesen Aufgabenfeldern. Ich setze auf Kooperation statt Konkurrenz. Das heißt, dass ich mit Vereinen, Kirchen, Initiativen, aber auch mit Migrantенorganisationen zusammenarbeite, anstatt sie zu umgehen. Außerdem setze ich auf Kontinuität. Einmalige Projekte reichen nicht, es braucht langfristige Strukturen, die bleiben. Und schließlich ist mir Partizipation wichtig: Ich will, dass Zugewanderte nicht nur Teilnehmende sind, sondern aktiv Entscheidungen mitgestalten können.

Meines Erachtens ist es wichtig, Begegnungen zu organisieren, Alltagshürden abzubauen und Teilhabe zu sichern – mit klaren Strategien, die auf Kooperation, Kontinuität und Partizipation beruhen.

Herausforderungen und Chancen

Mir ist bewusst, dass eine autonome dörfliche Sozialarbeit nicht nur Vorteile bringt, sondern auch viele Herausforderungen mit sich. Eine große Schwierigkeit ist die Ressourcenfrage. Im Dorf gibt es oft weniger Geld, weniger Fachkräfte und weniger Strukturen als in der Stadt. Das bedeutet, dass ich mit begrenzten Mitteln arbeiten muss und kreative Lösungen finden muss.

Ein weiteres Problem ist die Akzeptanz. Manche Dorfbewohner sehen Integration nicht als Chance, sondern als Bedrohung. Sie haben Vorurteile oder lehnen Veränderungen grundsätzlich ab. Damit umzugehen, wird eine der größten Aufgaben sein. Ohne die Unterstützung der Dorfgemeinschaft kann eine Sozialarbeit vor Ort nicht erfolgreich sein.

Auch die Neutralität ist eine Herausforderung. Wenn ich mit allen Gruppen im Dorf zusammenarbeiten will, muss ich unabhängig bleiben und darf mich nicht auf eine Seite schlagen. Gleichzeitig muss ich eine klare Haltung gegen Dis-

kriminierung und Ausgrenzung zeigen. Das kann zu Konflikten führen, ist aber unverzichtbar.

Auf der anderen Seite gibt es große Chancen. Gerade weil im Dorf die Strukturen kleiner und persönlicher sind, können Veränderungen schneller sichtbar werden. Wenn ein Projekt funktioniert, kennt es bald das ganze Dorf. Auch die engen Netzwerke, die oft als Barriere wirken, können positiv genutzt werden: Wenn jemand Vertrauen gewonnen hat, öffnen sich Türen, die in der Stadt verschlossen bleiben würden.

Die größte Chance sehe ich darin, dass eine dörfliche Sozialarbeit echte Nachhaltigkeit schaffen kann. Während viele Projekte von außen nur kurz wirken, kann eine im Dorf verankerte Struktur dauerhaft bleiben.

Sie kann die Kultur des Miteinanders stärken, Vorurteile abbauen und das Wir-Gefühl festigen.

Die Herausforderungen sind real und ernst zu nehmen, aber die Chancen überwiegen. Wenn es gelingt, die Menschen im Dorf einzubeziehen und Vertrauen aufzubauen, kann eine autonome dörfliche Sozialarbeit langfristig Integration auf eine neue Stufe heben.

Ausblick

In meiner Arbeit habe ich untersucht, welche besonderen Herausforderungen die Integration im Dorf mit sich bringt und wie eine eigenständige dörfliche Sozialarbeit dabei helfen kann. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass klassische Integrationsansätze im ländlichen Raum an ihre Grenzen stoßen. Sie setzen meist auf Sprache und Arbeit und gehen davon aus, dass Zugewanderte sich möglichst vollständig anpassen. Dabei wird übersehen, dass im Dorf Zugehörigkeit nicht allein über Qualifikationen oder formale Kriterien entsteht, sondern über enge soziale Netzwerke, die oft schwer zugänglich sind.

Ich habe gezeigt, dass diese Strukturen für Zugewanderte häufig zu Isolation führen. Die enge Gemeinschaft im Dorf, die für Einheimische ein starkes Wir-Gefühl bedeutet, wirkt für Neuankömmlinge oft wie eine unsichtbare Barriere. Daraus entsteht Einsamkeit, die weit über bloße soziale Distanz hinausgeht. Viele Menschen ziehen sich in eigene kulturelle Gruppen zurück, nicht aus Abgrenzung, sondern weil sie im Dorf keine gleichwertige Anerkennung finden. Das vielzitierte „freundliche Nebeneinander“ erweist sich als trügerisch, weil es oberflächlich Kontakt suggeriert, ohne echte Integration zu ermöglichen.

Die klassischen Integrationsansätze habe ich als unzureichend beschrieben, weil sie nicht auf die Realität im Dorf zugeschnitten sind. Sprachkurse enden zu früh, berufliche Chancen bleiben versperrt, Vereine sind durch Traditionen oft unbewusst ausschließend, und von außen aufgezwungene Projekte schaffen

keine nachhaltigen Strukturen. Integration bleibt so einseitig und führt eher zu Anpassungsdruck als zu echtem Miteinander.

Darauf aufbauend habe ich Lösungsansätze entwickelt, die auf Begegnung, Teilhabe und gegenseitige Wertschätzung setzen. Ich habe dargelegt, dass es nicht reicht, auf spontane Hilfsbereitschaft zu hoffen. Stattdessen braucht es feste Strukturen: eine Koordinationsstelle im Dorf, regelmäßige Begegnungsorte und praktische Lösungen für alltägliche Probleme wie Mobilität, Kinderbetreuung oder Wohnraumsuche.

Ebenso wichtig ist es, Zugewanderte aktiv einzubeziehen, ihre Beiträge sichtbar zu machen und sie nicht nur als Empfänger von Hilfe zu betrachten, sondern als gleichwertige Mitgestalter. Auch öffentliche Räume wie Marktplätze spielen dabei eine Schlüsselrolle. Wenn sie bewusst genutzt und offen gestaltet werden, können sie zu Orten werden, an denen das Wir-Gefühl entsteht und gelebt wird.

Das zentrale Ziel meiner Arbeit war die Entwicklung eines Konzepts für eine autonome dörfliche Sozialarbeit. Sie soll nicht von außen bestimmt, sondern im Dorf selbst verankert sein. Ihre Prinzipien sind Nähe, Beteiligung und Neutralität. Nähe bedeutet, dass sie mitten im Alltag der Menschen ankommt. Beteiligung heißt, dass alle – Einheimische wie Zugewanderte – mitgestalten können. Neutralität stellt sicher, dass sie unabhängig ist und für alle Gruppen gleichermaßen da ist.

Die Aufgabenfelder dieser Sozialarbeit habe ich in drei Bereiche unterteilt: Begegnung fördern, Alltagshürden abbauen und Teilhabe ermöglichen. Begegnung ist die Grundlage für Vertrauen, Alltagshilfen wie Fahrdienste oder Kinderbetreuung erleichtern Teilhabe, und die aktive Mitgestaltung durch Zugewanderte macht Integration zu einem gemeinsamen Prozess. Meine Handlungsstrategien setzen auf Kooperation mit bestehenden Strukturen, auf Kontinuität statt kurzfristiger Projekte und auf Partizipation als Kernprinzip.

Natürlich habe ich auch die Herausforderungen aufgezeigt: begrenzte Ressourcen, Vorurteile und die Frage nach Akzeptanz. Aber ich habe ebenso betont, dass gerade im Dorf besondere Chancen liegen. Die Nähe der Menschen zueinander, die kleineren Strukturen und die starke Bedeutung von Gemeinschaft können, wenn sie geöffnet werden, Integration besonders nachhaltig machen.

Integration im Dorf gelingt nicht durch Anpassung und nicht durch von außen aufgezwungene Projekte. Sie gelingt nur, wenn Begegnungen entstehen, wenn gegenseitige Anerkennung sichtbar wird und wenn alle beteiligt sind. Eine autonome dörfliche Sozialarbeit kann dabei der Motor sein. Sie schafft Strukturen, die langfristig wirken, baut Vorurteile ab und ermöglicht es, dass aus einem trennenden Nebeneinander ein starkes, gemeinsames „Wir“ entsteht.



Drogensucht und Prävention im ländlichen Raum

In meinem Projekt geht es um Drogenaufklärung in dörflichen Räumen. Ich glaube, dass dieses Thema oft übersehen wird, obwohl es gerade auf dem Land total relevant ist. Alkohol gehört in vielen Dörfern zur Kultur. Beim Vereinsfest, beim Stammtisch, am See, im Garten oder bei Feiern. Dabei herrscht wenig Klarheit darüber, wie gefährlich Alkohol wirklich ist (vgl. Nutt, King & Phillips 2010: 1558 – 1565). Ähnlich ist es mit dem Rauchen. In den letzten Jahren sind die Zahlen zwar etwas zurück gegangen, doch die allgemeine Konsumbereitschaft ist stark gestiegen. Zusätzlich sind die E-Zigaretten immer mehr im kommen, besonders bei Jugendlichen. Cannabis und illegale Drogen sind auch nicht nur ein städtisches Problem, auch Grenzgebiete werden teilweise sogar von Crystal Meth geflutet, es wird aber selten offen thematisiert.

In unserer Gesellschaft unterscheiden wir meist zwischen legalen- und illegalen Drogen. Doch egal, ob Nikotin oder Crystal Meth, Drogen schaden dem Körper und der Psyche, egal, ob als Jugendliche:r oder Rentner:in (Möller 2024: 21). Die Daten zu Alkoholkonsum-Verhalten aus dem Jahr 2023 besagen, dass 9,7% der befragten 12 bis 17 Jährigen regelmäßig Alkohol trinken. Bei 18 bis 25 Jährigen sind es 28,9% (BZgA, 2025: 111). 18,3% aller 12 bis 25 Jährigen haben in den letzten 30 Tagen Zigaretten geraucht (BZgA, 2025: 104). Cannabis innerhalb der letzten 30 Tage wurden von 11,2% der 18 bis 25 Jährigen konsumiert (BZgA, 2025: 117).

6,9% aller befragten 18 bis 25 Jährigen haben in den letzten 12 Monaten illegale Drogen abseits von Cannabis konsumiert, während es 2008 nur 2,8% waren (vgl. BZgA, 2025: 75).

In dieser Ausarbeitung soll es um die Frage gehen: Wie relevant ist Drogenpräventionsarbeit in Dörfern und allgemein im ländlichen Raum? Wie kann man vorgehen und wo liegen die Probleme mit Konsumkultur, Aufklärung und Abschreckung?

Allgemeine Problemlage Drogenabhängigkeit

Seit 1996 haben sich die Ausgaben der gesetzlichen Krankenkassen für Opioide, also für starke Schmerzmittel, in Deutschland mehr als verdreifacht. Der Suchtexperte und Psychiater Prof. Dr. Dominikus Bönsch meint, dass in manchen Praxen der Hausarzt näher am Dealer ist, als am Arzt und das nicht nur in den Großstädten. Der Zugang zu Medikamenten ist auch auf dem Land gut und ohne ein Rezept kommt man trotzdem weit. Überall in Deutschland, auch fern ab von Städten, gibt es Kontakte für alles, was das Herz (oder der Suchtdruck) begehrte. Hat man keinen Zugang zu direkten Kontakten kriegt man alles und mehr im Internet. Dafür sind auch nicht mal mehr Modifikationen, ein Tor-Browser oder dubiose Internetseiten nötig, das geht total unkompliziert über Telegram, Instagram oder andere Social Media Apps und Messanger. Dann kann man sich überall, jeder Zeit, ganz gemütlich Pakete schicken lassen (vgl. ZDFinfo 2024).

Ein Telegram-Dealer, der von ZDFinfo befragt wurde, behauptet „Immer mehr Leute [suchen] Oxycodon, Lean oder Xanax“ (vgl. ZDFinfo 2024). Das kann man auf den Wachstum der Schmerzmittelverschreibungen zurückführen. Die in den Medien ziemlich präsente Opiod-Krise in den USA findet seinen Ursprung in dem Medikament OxyContin des US-Herstellers Purdue Pharma. OxyContin wurde in den späten Neunziger Jahren extrem aggressiv vermarktet. Das Marketing lief besonders über die Ärzt:innen, die das Produkt letztendlich verschreiben. Das hat in den USA dazu geführt, dass bei einem Ende der Rezepte und bei der gesetzlichen Einschränkung der Vergabe von OxyContin, die Konsument:innen auf Opioide des Schwarzmarktes ausgewichen sind (vgl. Christoph, Hübner, Kollig, Takasaki 2024). Ein ähnliche Ablauf spielt sich in Deutschland ab. Opiodverschreibungen wachsen und somit auch die Konsument:innen. Viele von ihnen sind Dauerkund:innen des Hausarztes und der Apotheke und Andere weichen auf alternative Beschaffungsweisen aus. Das ist nur einer von vielen Bausteinen, auf denen Drogenabhängigkeit in die Mitte der Gesellschaft gespült wird.

Das Bundesministerium für Gesundheit sagt „Sucht ist kein Randproblem in der Gesellschaft, sondern betrifft viele Menschen in Deutschland.“ (vgl. 2025a)

Nach repräsentativen Studien, vor Allem der epidemiologischen Suchtsurvey von 2021, rauchen rund 11,6 Millionen Menschen in Deutschland Tabakprodukte, 1,6 Millionen Menschen sind alkoholabhängig und Schätzungen gehen von 2,9 Millionen Menschen aus, bei denen ein problematischen Medikamentenkonsum vorliegt. Rund 1,3 Millionen Menschen weisen einen problematischen Konsum von Cannabis und illegalen Drogen auf (vgl. Bundesministerium für Gesundheit 2025a).

Das Suchtpotential von Cannabis wird von vielen Konsument:innen unterschätzt. Es weist keine schnell erkennbaren körperlichen Schäden auf und die

psychischen Schäden treten auch meist erst nach längerfristigem Konsum auf. Eine Abhängigkeit entsteht häufig schleichend. Der dauerhafte Konsum kann teuer werden, doch ist bei weitem nicht die teuerste Drogensucht. Wenn man von einem Straßenverkaufspreis von durchschnittlich 10 Euro pro Gramm Cannabis ausgeht, ist es bei Dauerkonsument:in realistisch von 10 Euro am Tag auszugehen. Diese Menge kann jedoch stark variieren. Die Angaben für beispielsweise eine Crack-Sucht liegen zwischen 50 und 300 Euro am Tag. Die Cannabisabhängigkeit startet bei unregelmäßigen Gelegenheitskiffen und führt sehr langsam zum täglichen Rausch. Cannabis ist verhältnismäßig verträglich mit dem alltäglichen Leben. Man kann zwar unkonzentrierter, zurückgezogener, unzuverlässiger, vergesslicher, antriebsloser werden und depressive Verstimmungen haben und vielleicht trotzdem nicht sofort den Job verlieren. Treten diese Nebenwirkungen aber erstmal auf, führen sie zu einer akuten Verschlechterung der Lebensqualität (vgl. drugcom o.J.). Eine Alkoholsucht ist bis zu einem bestimmten Level auch verträglich mit dem Alltag. Es gibt nämlich jeden Tag Gelegenheiten Alkohol zu trinken, ohne gesellschaftlich geächtet zu werden. Oft gilt man mit einem hohen Alkoholkonsum sogar eher als Stimmungskanone, statt als Sucht-betroffen. Auch eine Tabaksucht ist schon so weit sozial anerkannt, dass es in vielen Umfeldern leichter ist ein:e Raucher:in zu sein, als ein:e nicht-Raucher:in.

Auch alte Menschen sind von Drogenkonsum und Abhängigkeit betroffen. Bei problematischem Medikamentenkonsum sind besonders ältere Personen vertreten. Während bei den meisten anderen Abhängigkeits- und Konsumstatistiken Männer überrepräsentiert sind, ist es bei dem problematischen Medikamentenkonsum andersrum (vgl. Bundesministerium für Gesundheit 2025b).

Dieser Umgang hängt mit der Perspektive auf berauschend Substanzen zusammen. Der gesellschaftlich anerkannte Blick auf Konsum von solchen Substanzen grenzt klar ab. Drogen sind schlecht, die Welt wäre ohne besser dran. Medikamente sind eine medizinische Errungenschaft, die da sind, um Menschen zu helfen. Aber wo genau liegt die Abgrenzung vom Medikament zur Drogen? Es gibt nämlich keine klare Grenze. Der Unterschied liegt lediglich an den Einsatzmöglichkeiten der Substanz und der kulturellen und historischen Nutzung. Heroin war, bevor es zur „Droge“ wurde, ein potentes Schmerzmittel. Amphetamine wurden und werden gegen Konzentrationsstörungen eingesetzt. LSD war in den 1960er Jahren die Drogen der Gegenkultur. Heute werden Potentiale von psychedelischen Substanzen für die Psychotherapie erkannt (vgl. Auderset 2023).

Warum der Fokus auf ländliche Räume wichtig ist

In einem Artikel aus dem Sonntagsblatt von 1997 wird das Problem benannt: „Drogenmissbrauch unter Jugendlichen breitet sich zunehmend aus, auch im ländlichen Raum.“ Daran hat sich in knapp 30 Jahren nichts geändert. Die dort

benannten Konsum-Gelegenheiten Parties, Discos, Dorfkneipen, in der Natur und zu Hause bestehen nach wie vor (vgl. o.V. 1997).

Der relative Anteil von Drogenabhängigen ist in Städten höher als im ländlichen Raum. Mit alkoholkranken Personen ist es genau umgekehrt.

In einer dörflichen Gemeinden kennt man die Mitmenschen eher im „Ganzen“, also weiß eher über Namen, Beruf, Interessen und Charaktereigenschaften Bescheid. In der Regel hat man auch Überschneidungspunkte mit deren Angehörigen. So ist es nachvollziehbar, wenn einem die Meinung dieser Mitmenschen wichtiger ist, als im Stadtleben. In der Stadt lebt man anonymer, da ist es zumindest einfacher sich von den Mitmenschen abzugrenzen und darüber hinweg zu sehen, wenn jemand einem einen Stempel aufdrückt. Das führt dazu, dass die Bereitschaft über Drogenkonsum, Abhängigkeiten und psychische Belastungen zu sprechen sinkt. Das Thema Drogen ist insgesamt tabuisiert. Vor allem bei älteren Menschen, die im ländlichen Raum überrepräsentiert sind (vgl. Statista Research Department, 2025 a,b). Wie vorher bereits erwähnt sind diese ja verhältnismäßig mehr betroffen von problematischem Medikamentenkonsum, was somit auch die Argumentation zur generationsübergreifenden Prävention im ländlichen Raum unterstreicht.

In dörflichen Gemeinden bieten sich dutzende Konsum-Gelegenheiten. Durch einen über Generationen unproblematisierten Umgang, primär mit Alkohol und Tabak, und der damit verbundenen geringen Aufklärung zu diesen Substanzen, bewegt sich der insgesamte Durchschnitt der Bewohner:innen in einem schwierigen Konsumverhalten (vgl. Feustel, Schmidt-Semisch, Bröckling, 2024 S. 405). Ab wann man bei Drogenkonsum (inklusive Alkohol) von einer Sucht sprechen kann definiere ich später.

Wenn man mit den Mitmenschen nachbarschaftlich, in einem Verein oder ähnlichem verbandelt ist, tendiert man eher dazu deren Konsumverhalten zu legitimieren. Es ist ein Spektrum zwischen legitimen Konsum und Sucht, auf dem man sich bewegt. Es ist oft gar nicht so leicht zu erkennen, ab wann ein Konsumverhalten tatsächlich problematisch wird.

Ich denke, dass einige Leser:innen folgendes Beispiel nachempfinden können:

Oliver ist 19 Jahre alt und spielt schon seit er ein kleines Kind war in dem Fußballvereins seines Dorfs. Er macht gerade Abitur mit mäßigem Erfolg. Früher war er sehr begeistert am Kunstunterricht und insgesamt ein Schüler mit guten Noten. Oliver fand die großen Jungs immer cool. Sie trinken gemeinsam Bier nach den Fußballspielen und waren am Wochenende in der Dorfdisco. Zum Grillen bei Vereinsfeiern gab es für die älteren Jungs immer Alkohol, aber Oliver durfte nicht, er sollte „warten, bis er groß genug ist“. Bei dem ersten Vereinsfest nach Olivers 14. Geburtstags haben die Älteren ihn so richtig abgefüllt. Er hat

fünf Fanta-Korn getrunken und mitten auf den Fußballplatz gekotzt. Alle haben sich kaputtgelacht, doch das war gar nicht böse gemeint, denn danach haben sie ihn aufgenommen. Von da an durfte er mit den Jungs aus der A-Jugend nach deren Spielen im Vereinsheim rumhängen und trinken bis zu abwinken. Er fand Bier ekelerregend, aber er hat sich mit der Zeit daran gewöhnt.

Seit er 16 geworden ist geht er regelmäßig in die Dorfdisco und meint, dass die Abende dort erst nach fünf Drinks so richtig losgehen kann. Wenn er erstmal anfängt zu trinken, hört er nicht mehr auf. Er trinkt bei jeder Feier, bei jedem Grillabend und nach jedem Fußballspiel und auch ab und zu nach dem Training von Anfang bis Ende.

Er hat sich Respekt von den älteren Jungs verschafft, in dem er sie ständig „unter den Tisch trinkt“. Mittlerweile hält er nämlich ziemliche Mengen an Alkohol aus. Seit er so viel unterwegs ist, macht er immer weniger Hausaufgaben und lässt auch die Prüfungsvorbereitung liegen. Er ist oft in der Schule verkatert, doch das stört ihn nicht besonders, da die Mitschüler:innen das interessant finden. Sie haben ihm den Spitznamen „Alkiver“ gegeben und machen immer Sprüche darüber, dass Olli sie mehr abkann als jeder Andere.

Als Oliver noch Lehrer:innenliebling war, war er unbeliebter bei den Mitschüler:innen. Ihm gefällt die Entwicklung zum beliebten Party-Typen. Inzwischen hat er aufgehört zu Malen, auch, wenn das früher seine liebste Freizeitbeschäftigung war. Er ist nämlich entweder unterwegs und trinkt mit seinen Kumpels, erholt sich von den langen Nächten oder ist verkatert.

Einen Tag bevor seine Weisheitszähne gezogen werden sollten war ein Ver einsfeier. Eigentlich darf er vorher kein Alkohol trinken, da das Probleme mit der Betäubung auslösen kann. Er hat es sich ursprünglich vorgenommen diesen einen Tag auszusetzen, doch er hatte ein dolles Bedürfnis etwas zu trinken. Er versucht erstmal standhaft zu bleiben, doch er hält dem Drang nicht stand. Er rechtfertigt sich das, in dem er ausnahmsweise nur zwei Bier trinkt.

Dieses Konsumniveau mag für viele Menschen nach einer klassischen Dorf Jugend klingen, doch mit diesen Verhaltensmerkmalen gilt man bereits als Alkoholabhängig. Er hat ein „Craving“ nach Alkohol. Außerdem fällt es ihm schwer die Kontrolle über seinen Konsum zu behalten. Er hat eine Alkoholtoleranz entwickelt und Vernachlässigt sein ehemals liebstes Hobby. Wenn sich dieses verhalten beibehält, werden vermutlich die weiteren Suchtmerkmale hinzu kommen.

Gerade wegen dieser Alkoholhaltigen Kultur und einem großen Mangel an Gesprächsbereitschaft zu illegalen Substanzen, ist es wichtig, den ländlichen Raum in Aufklärungsbeschluss zu nehmen.

Ab wann besteht eine Drogensucht?

Laut der World Health Organisation sind für eine Drogenabhängigkeit nach ICD-10 folgende Merkmale kennzeichnend:

- **Craving** - Ein starker Wunsch oder eine Art Zwang, bestimmte Substanzen zu konsumieren.
- **Verminderte Kontrollfähigkeit** - Beginn, Menge und Beendigung des Alkoholkonsums sind nicht mehr kontrollierbar
- **Entzugssymptome** - Ein körperliches Entzugssyndrom bei Beendigung oder Reduktion des Konsums, nachgewiesen durch substanzspezifische Entzugssymptome oder durch die Aufnahme der gleichen oder nahen verwandten Substanzen, um Entzugssymptome zu vermindern oder zu vermeiden.
- **Toleranzentwicklung** - Nachweis einer Toleranz gegenüber der Substanz, im Sinne von erhöhten Dosen, die erforderlich sind, um die ursprüngliche durch niedrigere Dosen erreichte Wirkung hervorzurufen.
- **Fortschreitende Vernachlässigung** - anderer Vergnügungen oder Interessen zugunsten des Substanzkonsums werden vernachlässigt und der Zeitaufwand, um die Substanz zu konsumieren oder sich von den Folgen zu erholen steigt.
- **Konsum trotz schädlicher Folgen** - Anhaltender Substanzkonsum, trotz körperlicher Schäden, negativen sozialen Folgen oder psychischen Veränderungen.
- **Einengung auf Substanzmissbrauch** - Anlegen von (heimlichen) Substanzvorräten; Organisation des Tagesablaufs, sodass Konsum möglich ist.

Werden gleichzeitig mindestens drei dieser Merkmale während des letzten Jahres festgestellt, liegt eine Drogenabhängigkeit vor (vgl. SMS Soziales o.J.)(Bundesärztekammer, o.J.).

Mit dieser Definition von Drogenabhängigkeit (inklusive Nikotin und Alkohol) sollte man sich in einen Reflexionsprozess begeben und hinterfragen, wer davon betroffen ist. Sind Menschen in ihrer Umgebung betroffen? Sind Sie selbst betroffen?

Auswertung der anonymen Umfrage „Suchtverhalten im ländlichen Raum“

Diese Umfrage soll einen Überblick über das Konsumverhalten von Suchtmiteln in der befragten Gemeinde bringen. Zusätzlich habe ich versucht herauszufinden, wie schwerwiegend hier substanzbasierte Probleme sind und, ob die Anwohner:innen selber Lücken im Bereich Prävention und Hilfsangebote sehen. Diese Umfrage hat in einer Gemeinde mit ungefähr 3000 Einwohner:innen in Niedersachsen stattgefunden. Von dort aus ist die Anbindung an die nächste Großstadt nicht besonders schlecht. Es gibt einen ÖPNV-Anschluss und mit dem Auto ist man in einer halben Stunde in der Großstadt. Es handelt sich also nicht um die Ergebnisse für die abgelegensten Gemeinden Deutschlands, aber dennoch zeigt sie interessante Ergebnisse auf, die die Statistiken der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung bestätigen.

Während der Befragung im Dorfkern ist aufgefallen, dass das Thema für viele Menschen abschreckend war. Es gab einige Situationen, in denen Menschen den Fragebogen ausfüllen wollten, sich aber umentschieden haben, als sie erfuhren, dass es dabei um Drogen geht. Ebenfalls war auffällig, dass die Anwohner:innen keine Lust haben mit Fundraiser:innen zu sprechen und ich scheinbar einen ähnlichen Eindruck erweckt habe.

Erstmal ist Auffällig, dass circa 90% der Befragten den Konsum von Alkohol, Zigaretten und anderen Drogen in ihrem Umfeld als mäßig oder gering einschätzen. Insgesamt sehen nur ungefähr 20% der Befragten Alkohol- und Tabakkonsum nicht als ein Problem in ihrer Gemeinde an. Etwa 35% halten es für ein großes Problem, der Rest für ein mäßiges.

Gleichzeitig wird in den Antworten deutlich, dass der Konsum illegaler Drogen weniger stark thematisiert wird oder weniger sichtbar ist. Dennoch geben etwa 50% der 18 bis 29 Jährigen an, riskante oder exzessive Konsummuster, wie beispielsweise starkes Trinken oder Kettenrauchen im Alltag gelegentlich mitzuerleben. Das spricht für eine gewisse Alltäglichkeit riskanten Konsumverhaltens, insbesondere im Hinblick auf Alkohol. 40% meinen Alkoholabhängige in ihrem Umfeld zu haben oder gehabt zu haben.

Es haben 39 von 45 Personen angegeben, dass Menschen aus ihrem Umfeld regelmäßig Alkohol konsumieren. 34 von ihnen haben angegeben, dass Leute in ihrem Umfeld regelmäßig Tabak rauchen und bei 13 Teilnehmer:innen konsumieren Menschen aus dem Umfeld regelmäßig Cannabis. Bei 5 der Befragten konsumieren auch Personen des Umfelds regelmäßige andere Drogen.

Besonders interessant ist die Einschätzung zur Existenz von Abhängigkeiten im Dorf. Hier erkennen viele Teilnehmer:innen, dass es in der Gemeinde Men-

schen gibt, die von Substanzen abhängig sind. Eine deutliche Mehrheit von 70% geben an persönlich jemanden mit einer Suchtkrankheit zu kennen.

Zu der Frage, ob es ausreichend Hilfeangebote oder Anlaufstellen für suchtgefährdete Personen gibt, verneinen 25% und 70% sind sich nicht sicher.

Auch das Informationsniveau zur Drogenaufklärung wird von den Befragten kritisch eingeschätzt. 75 % der Befragten wünschen sich mehr Präventionsmaßnahmen. Es herrscht Unsicherheit darüber, wo man Hilfe findet und wie man Risiken vorbeugen kann.

Besondere Herausforderungen im ländlichen Raum

In Städten gibt es häufig Beratungsstellen, Selbsthilfegruppen oder Kliniken, die auf Suchterkrankungen spezialisiert sind. Auf dem Land dagegen ist das Angebot meist eher überschaubar, oft gibt es gar keine direkte Anlaufstelle vor Ort. Wer Hilfe braucht, muss manchmal viele Kilometer fahren, was nicht nur zeitlich, sondern auch finanziell eine Hürde darstellt. Die meist schlechte Anbindung mit öffentlichen Verkehrsmitteln und deren gestiegene Preise erschweren die Verbindung noch weiter. Ein Auto, Führerschein, Versicherung und Tank zahlen zu können gestaltet finanziell natürlich noch schwieriger. In Deutschland ist die Reglementierung mit Nachweisbarkeit von Substanzen im Urin und Blut bei Verkehrskontrollen recht streng. Das kann bei regelmäßigen Substanzkonsum in Verbindung mit einem Mangel an ÖPNV-Anbindungen, schnell zum Verlust der Fahrerlaubnis führen. Das kann auf dem Land zu extremen Einschränkungen führen.

Außerdem kann die fehlende Anonymität in der Gemeinde hinderlich sein, da man in der Regel nicht als Problemfall gesehen werden möchte. Wenn in einem kleinen Dorf Gerede über einzelne Personen entsteht, überträgt sich das schnell auf das soziale Umfeld der Person. Im schlimmsten Fall erlebt man dann soziale Ausgrenzung.

Einen Schritt, den Suchterkrankte so gut wie immer gehen müssen, um aus ihrem Kreislauf auszubrechen, ist ein Wechsel des sozialen Umfelds. Das ist auf dem Land aber nur bedingt möglich. Neue Leute kennenlernen, wenn es viele Anlaufstellen und Leute in unmittelbarer Umgebung gibt funktioniert natürlich besser, als in einem Dorf, das aus 100 Leuten besteht, die man alle, zumindest vom Sehen kennt.

Hinzu kommt auch noch, dass Alkohol und Tabak auf dem Land meistens stark ins gesellschaftliche Leben eingebunden sind. Dorffeste, Vereinsleben, Schützenfeste oder Feiern im Bierzelt sind feste Bestandteile der Kultur. Wer hier nicht mittrinkt fällt eher auf, als jemand der zu viel trinkt. Für Jugendliche, die wenig alternative Freizeitangebote haben, kann das schnell bedeuten, dass Alkohol oder andere Substanzen zum Zeitvertreib dazugehören.

Das zeigt, wie groß die Bedeutung von Aufklärung und Prävention im ländlichen Raum ist. Es braucht offene Gespräche über Drogen und ihre Risiken, gerade dort, wo das Thema oft noch tabuisiert wird. Gleichzeitig sollten Betroffene und ihre Familien das Gefühl haben, dass sie damit nicht alleine sind, sondern Unterstützung finden können.

Aufklärungsarbeit als Teil Sozialer Arbeit

Das Projekt „Peers in Kommunen“ von VORTIV (vor Ort aktiv) vom Bundesinstitut für öffentliche Gesundheit ist meines Erachtens nach das passendste bereits existierende Konzept für Drogen-, aber primär Alkoholprävention in Kommunen. Findet das mit Jugendlichen statt, setzt dieses Projekt auf „Peers“, also Menschen, die den Teilnehmer:innen so nah wie möglich sein sollen. Also in dem Fall jüngere Menschen, die sich vom Lebensabschnitt, Erfahrungen und Lebensrealitäten näher an den Teilnehmenden befinden und sich gegenseitig besser nachempfinden können. Deshalb soll man die Peers auch dort treffen, wo junge Leute ihre Freizeit verbringen, zum Beispiel auf Stadtfesten, Konzerten oder Kirchenveranstaltungen. In lockeren Gesprächen sollen sie Bewusstsein für Risiken schaffen und einen verantwortungsvollen Umgang mit Alkohol fördern.

Das Projekt verfolgt mehrere Ziele. Zum einen ergänzt es bestehende Präventionsangebote und stärkt die Zusammenarbeit mit Fachkräften vor Ort. Zum Anderen regt es Diskussionen über Konsum an und hilft dabei, dass Jugendliche selbstkritisch über ihr Konsumverhalten nachdenken. Ein wichtiger Faktor ist, dass die Peers authentisch und empathisch auftreten. Wenn sie in Alter und Interessen tatsächlich nah genug an der Zielgruppe sind, wirken sie glaubwürdig und können so eine für einen anderen Umgang inspirieren (vgl. VORTIV 2025b).

Geeignete Peers werden meist über Schulen, Vereine, Jugendzentren oder soziale Medien gefunden. Um sie zu motivieren, gibt es Anreize wie Schulungen, Zertifikate, Mitgestaltungsmöglichkeiten und flexible Einsatzformen. Damit Kommunen das Projekt erfolgreich umsetzen können, stellt VORTIV Leitfäden und Schulungsmaterialien, von Vorlagen zur Dokumentation bis hin zu Tipps für Öffentlichkeitsarbeit und Finanzierung bereit.

Insgesamt zeigt sich, dass Prävention auf Augenhöhe mit Jugendlichen durch Jugendliche ein wirksamer Ansatz ist, um jungen Menschen zu einem gesundheitsbewussten Lebensstil zu verhelfen (vgl. VORTIV 2025a).

Auch, wenn VORTIVs „Peers in Kommunen“ Projekt gut ausgearbeitet ist und eine guten Anfang liefert, fehlt mir noch einiges. Um es im eigenen Dorf umsetzen zu können braucht es aber viel mehr, als ein Leitfaden und Materialien. Jemand muss Verantwortung übernehmen und es Jugendlichen schmackhaft machen sich fortbilden zu lassen und dann mit Gleichaltrigen in ein Gespräch

zu gehen. Die Jugendlichen dazu zu motivieren, kann sich eventuell schwierig gestalten, da mit gleichaltrigen ins Gespräch zu gehen um Aufklärungsarbeit zu leisten gerade für junge Menschen das Potential hat unangenehm zu sein. Dann braucht es überhaupt Orte, an denen man Jugendliche in ihrer Freizeit antreffen kann, was auch nicht jedes Dorf zu bieten hat. Die Leute, die sich am ehesten Verantwortlich für die Gemeinde fühlen, sind in der Regel eher ältere Menschen, die nicht besonders nah an der Lebensrealität von Jugendlichen sind. Befindet man sich außerdem in einer Gemeinde, in der regelmäßiger Alkoholkonsum gemeinschaftlich etabliert ist, halten vermutlich auch die Bürgermeister:innen, Vereinsleitungen oder andere Verantwortungstragende Alkohol an sich nicht für problematisch.

Das könnte dazu führen, dass man Drogenprävention predigen will und dabei Alkohol und Tabak ausklammern möchte. Ich sehe auch die Gefahr, dass bei so einem selbstgeleiteten Projekt Drogen lediglich verteufelt werden und keine tatsächliche Aufklärung stattfindet. Eine Aufklärungskampagne, bei der man den Konsum jeder illegalen Droge auf die selbe Stufe stellt, besteht nicht auf eine haltbare Weise. Machen junge Menschen andere Erfahrung, oder setzen sich selbstständig mit dem Thema auseinander, verliert die gesamte Aufklärungskampagne ihre Glaubwürdigkeit. Durch die Auseinandersetzung mit diesem Thema und Aufklärungsprojekten in meiner Schulzeit, weiß ich, dass man auch Heranwachsenden Tatsachen beibringen muss. Halbwahrheiten oder sehr einseitige Perspektiven auf Drogen (einschließlich Alkohol und Tabakware) und Medikamente führen nicht zu einem dauerhaft aufgeklärten Bewusstsein für berauschende Substanzen. Wenn überhaupt, führt das zu einer fragilen Abschreckung, die jeder Zeit einstürzen kann.

Ein weitere Punkt, den ich als zweifelhaft empfinde, ist die Auslegung auf junge Menschen. So ein Projekt ist nämlich für jede Altersschicht relevant. Das Konzept der Peers ist und bleibt sinnvoll, man sollte es nur ausweiten und Peers in jeder Schicht, Lebenslage und Generation finden und fortbilden. Jede Alterskohorte kann eine Fakten basierte Aufklärung zu Drogen (einschließlich Alkohol und Tabakware) und Medikamenten vertragen. Gerade bei den älteren Menschen bestehen Halbwissen, Falschinformationen, irrationale Ängste und ein fehlendes Bewusstsein für Drogenkonsum, -abhängigkeit und konkreter Definition, was Drogen sind, in wie fern Medikamente sich überhaupt davon abgrenzen und wie gefährlich bestimmte Substanzen überhaupt wirklich sind. VORTIV spricht auch von Zusammenarbeit mit Fachkräften vor Ort „Verbesserung der Vernetzung und interdisziplinären Zusammenarbeit“ (vgl. VORTIV 2025b), doch bei Weitem hat nicht jede Kommune Fachkräfte im Bereich Drogenhilfe oder im Bereich Soziale Arbeit.

Ansätze für autonome dörfliche Sozialarbeit

Im Rahmen dieses Projektkurses zu einer autonomen dörflichen Sozialarbeit gibt es mehrere Ansätze um Soziale Arbeit in Dörfern zu integrieren. Der hier vorgestellte Teil zu „Drogenabhängigkeit und Prävention im ländlichen Raum“ soll in erster Linie die Wichtigkeit des Themas hervorheben und den Leser:innen verdeutlichen, dass Drogenkonsum keineswegs ein ausschließliches Großstadtproblem ist. Ländliche Regionen waren noch nie frei von Sucht und Konsum. Insgesamt herrschen in Dörfern besondere Herausforderungen, wie fehlende Beratungsstellen, Sozialarbeiter:innen und Aufklärungsprojekte, aber auch starke soziale Kontrolle und einer tiefliegende Alkoholkultur.

Wie auch immer diese Soziale Arbeit in die entlegensten deutschen Dörfer findet, es sollte das Ziel sein realistische Prävention mitzubringen. Auf Abschreckung zu setzen ist nämlich keine dauerhafte Lösung. Sie ist fragil und kann ihre Wirkung sowohl bei Jugendlichen, als auch bei Erwachsenen jeder Altersklasse verlieren.

Drumherum steht es nach wie vor offen ein gewisses Maß an Abschreckung zu betreiben. Dabei sollte es Priorität haben Faktenbasiert zu arbeiten und über tatsächliche gesundheitliche und psychische Schäden zu berichten. Ein Aufklärung über die unterschiedlichen Wirkungen der Substanzen und deren Gefahren, sowie über die verschwimmende Grenze zwischen Drogen und Medikamenten.

Es müssen Konzepte wie „Safer Use“ und „Harm Reduction“ gelehrt werden. Sie machen deutlich, dass es nicht darum geht, Konsum vollständig zu verhindern, sondern Risiken zu verringern und Strategien zu vermitteln, mit denen problematisches Verhalten rechtzeitig erkannt werden kann.

Darüber hinaus sollte Soziale Arbeit aktiv an der Enttabuisierung von Drogenproblemen mitwirken. Solange das Thema in dörflichen Strukturen verdrängt oder als „Randproblem“ betrachtet wird, bleiben Betroffene häufig isoliert und Angehörige hilflos. Hier kann Soziale Arbeit eine vermittelnde Rolle übernehmen, indem sie Gesprächsräume schafft. In diesem Rahmen soll es möglich sein ohne Angst vor Ausgrenzung über Konsum und Abhängigkeit zu sprechen.

Soziale Arbeit soll als Brücke zwischen Betroffenen, Angehörigen und Gesellschaft fungieren. Dabei sollen niedrigschwellige Angebote, Netzwerkarbeit mit Dorfveranstaltungen, Vereinen, Schulen, Kirchen oder anderen Anlaufstellen genutzt werden um Menschen jeder Altersklasse erreichen zu können. Alle Teilbereiche der Sozialarbeit sollten zusammenhalten um die Tabuisierung abzubauen, Hemmschwellen zu senken und um erste Zugänge für Hilfsangeboten zu schaffen.

Autonome dörfliche Sozialarbeit muss nicht nur Fachwissen über Sucht und Drogen vermitteln, sondern auch ein Bewusstsein dafür, wie groß der Wert von

tatsächlicher Aufklärungsarbeit ist. Aufklärung muss faktenbasiert, transparent und generationsübergreifend stattfinden.

Fazit

Das Bundesministerium für Gesundheit sagt: „Durch Aufklärung über die Gefahren des Suchtmittel- oder Drogenkonsums soll erreicht werden, dass es gar nicht erst zu einem gesundheitsschädlichen Konsum oder einer Sucht kommt.“ (2025b)

Man muss sich dahinter klemmen, sich das Mittel der Prävention zu Nutzen zu machen und es allen Menschen die betroffen sind, oder potenziell betroffen sein könnten, zu vermitteln. Da niemand immun gegen eine Abhängigkeit ist, muss auch jeder Person Aufklärung zugänglich sein. Menschen auf dem Land, die in einem Dorf mit schlechter Anbindung an Städte oder sogar an das Internet leben, sind dabei konkret benachteiligt.

Insgesamt hat die Auseinandersetzung mit Drogenkonsum und -prävention im ländlichen Raum aufgezeigt, dass es sich überhaupt nicht nur um ein rein städtisches Problem handelt. Alkohol, Tabak, „Medikamente“, Cannabis, und illegale Substanzen sind Teil des dörflichen Alltags. Dabei werden die eingebürgerten Drogen extrem verharmlost, was sehr kontraproduktiv für einen gesunden Umgang ist. Zeitgleich werden alle anderen Substanzen so verteufelt und tabuisiert, dass auch damit kein gesunder Umgang entstehen kann.

Alkohol ist zählt wie gesagt zu den absolut gefährlichsten Drogen, wird aber im kulturellen und sozialen Leben vieler Gemeinden nicht einmal als Drogen wahrgenommen. Doch die Menschen haben einen Umgang damit erlernt und wissen, wie der Konsum und Rausch funktioniert. Für viele Leute hat nach einer Party mit Alkoholkonsum alleine zu Hause kotzen und den ganzen nächsten Tag unangenehm benommen zu sein den Status eines „witzigen Wochenendes“. Erlebt jemand das Selbe durch eine andere Substanz hält man sie für „Junkies“.

Das ist übrigens ein total problematischer Begriff. Er meint „in fortgeschrittenem Stadium drogenabhängige Person“, was per Definition eine chronische Krankheit ist. Zusätzlich bedeutet „Junk“ auf Englisch „Müll“ und „Junkie“ meint somit „menschlicher Müll“ (vgl. Borgers 2023).

Das man überhaupt bei dem Wort „Drogenkonsum“ „inklusive Alkohol“ ergänzen muss, um sicher zu gehen, das verstanden wird, dass man auch Alkohol dazu zählt, sagt extrem viel über den gesellschaftlichen Umgang damit aus. Eine Psychische und Verhaltensstörung durch Alkohol wurde im Jahr 2023 als fünfthäufigste Hauptdiagnose in Krankenhäusern mit 232.737 Behandlungsfällen diagnostiziert. Die Diagnose „Psychische und Verhaltensstörungen durch Alkohol (F10)“ war 2023 die dritthäufigste Hauptdiagnose bei Männern. Insgesamt war sie

die fünfthäufigste Hauptdiagnose in Krankenhäusern mit 232.737 Behandlungsfällen (vgl. DHS o.J.). Der deutsche Staat verdient im Jahr 2024 etwa 2 Milliarden Euro durch die Alkoholsteuer (vgl. Statistisches Bundesamt 2025). Zeitgleich kostet Alkoholkonsum dem Staat direkt und indirekt 57,04 Milliarden Euro pro Jahr. 2021 starben an die 50 Tausend Menschen in Deutschland durch die Folgen von Alkoholkonsum (vgl. DHS o.J.).

Diese Statistiken unterstreichen meines Erachtens nach total die Dringlichkeit von Aufklärungskampagnen. Alle Leute sollen machen, was sie wollen und können sich so besinnungslos betrinken, wie sie Lust haben. Doch es kann nur eine bewusste Entscheidung sein, wenn einem die Konsequenzen für Körper, Psyche und das soziale Umfeld klar sind. Genau das Gleiche sollte für alle Drogen gelten. Erwachsene Menschen sollten selbstständig abwägen können, was sie konsumieren wollen und was nicht. Ein Bewusstsein dafür, was so ein Konsum bedeutet und mit sich bringt ist dafür aber essentiell.

Konzepte wie „Safer Use“ halte ich ebenfalls für extrem Wirksam, da man sich eingestehen muss, dass Menschen ihre Erfahrung machen wollen und konsumieren wollen. Wenn sie das tun, sollten sie wissen, wie sie das tun können, ohne sich in akute Gefahr zu begeben. Dafür braucht man auf dem Dorf auch Zugänge zu Drug-Checking Angeboten und die gibt es noch nicht mal in jeder Großstadt.

Das Ziel dabei Aufklärungsangebote in Dörfern zu etablieren, ist die Tabuisierung des Themas zu reduzieren, ein allgemeines Bewusstsein in jeder Altersgruppe zu schaffen und einen Diskurs anzuregen. Das soll langfristig zu einem bewussten Umgang mit berauschenenden Substanzen führen und Suchtkranken Menschen mehr Raum für einen offenen Umgang mit ihren Problemen geben.

Die Ergebnisse meiner Umfrage und die theoretische Auseinandersetzung zeigen, dass Sucht und problematischer Konsum im Dorf nicht selten sind. Gleichzeitig besteht aber ein massiver Mangel an Aufklärung, niedrigschwelligem, oder überhaupt Hilfsangeboten und offener Gesprächsbereitschaft. Während Alkohol- und Tabakkonsum weitgehend normalisiert sind, werden illegale Substanzen mit Vorurteilen und Tabus belegt. Dieser Gegensatz erschwert eine faktenbasierte Auseinandersetzung und verhindert, dass Menschen frühzeitig Strategien zur Risikominimierung entwickeln können.

Für die autonome dörfliche Soziale Arbeit ergibt sich daraus, dass Präventionsarbeit faktenbasiert, transparent und generationsübergreifend gestaltet werden muss. Pauschale Abschreckung ist unwirksam und einseitige Verurteilung von Suchtkranken Personen ist Menschenfeindlich.

Wenn es gelingt, die Stigmatisierung abzubauen und Wissen zugänglich zu machen, können langfristige Chancen für Dörfer entstehen. Es kann ein gemeinschaftliches Bewusstsein entstehen, das sowohl die Risiken klar benennt, als auch Wege aufzeigt, gesundheitsbewusst mit Drogenkonsum umzugehen. Das

soll die Gemeinschaft stärken, Menschengruppen entstigmatisieren und die Be-wohner:innen dazu bringen für sich selbst und Andere Verantwortung zu übernehmen.

Quellen

- Auderset, J. (13.12.2023) Was unterscheidet Medikamente von Drogen? Universität Bern, Bern [Zugriff: 11.09.2025]
https://www.uniaktuell.unibe.ch/2023/frage_an_auderset_grenze_medicamente_und_drogen/index_ger.html
- Borgers, M. (06.04.2023) „Junkies“ sind kein Müll, sondern Drogenkranke, Deutschlandfunk, Köln [Zugriff: 14.09.2025]
<https://www.deutschlandfunk.de/berichterstattung-drogen-kranke-junkie-100.html>
- Bundesärztekammer (o.J.) Früherkennung und Diagnose von Alkoholerkrankungen in der Praxis, Berlin [Zugriff: 06.09.2025]
<https://www.bundesaerztekammer.de/themen/aerzte/public-health/suchtmedizin/alkohol>
- Bundesministerium für Gesundheit (26.03.2025) Sucht und Drogen, Berlin [Zugriff: 11.09.2025]
<https://www.bundesgesundheitsministerium.de/themen/praevention/gesundheitsgefahren/sucht-und-drogen.html>
- Bundesministerium für Gesundheit (07.05.2025) Medikamentenmissbrauch und -abhängigkeit, Berlin [Zugriff: 11.09.2025]
<https://www.bundesgesundheitsministerium.de/service/begriffe-von-a-z/m/medikamentenmissbrauch-und-abhaengigkeit.html>
- Christoph, M., Hübner, M., Kollig, D. & Takasaki, K. (17.09.2024) Deutsche Millionen für US-Pharmadynastie, ZDFheute, Mainz [Zugriff: 06.09.2025]
<https://www.zdfheute.de/panorama/kriminalitaet/opioide-krise-abhaengigkeit-medikamente-sackler-purdue-100.html>
- Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e.V. (DHS) (o.J.) Alkohol - Zahlen, Daten, Fakten., Hamm [Zugriff: 14.09.2025]
<https://www.dhs.de/suechte/alkohol/zahlen-daten-fakten/>
- Drugcom (o.J.) Abhängigkeit von Cannabis - gibt's das? Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit (BfÖG), Köln
[105](https://www.drugcom.de/drogen/alles-ueber-cannabis/abhaengig-vom-kiffen/#:~:text=Feustel, R., Schmidt-Semisch, H. & Bröckling, U. (Hrsg.) (2024) Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, 2. Aufl., Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, Wiesbaden</p><p>Möller, C. (2024) JUGEND SUCHT: Ein Präventionsbuch - Ehemals Abhängige berichten, 6. Aufl., Kohlhammer, Stuttgart</p><p>Nutt, D.J., King, L.A. & Phillips, L.D. (2010) Drug harms in the UK: a multicriteria decision analysis, 376(9752), The Lancet, London</p><p>Orth, B., Spille-Merkel, C. & Nitzsche, A. (2025) Die Drogenaffinität Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland 2023. Substanzkonsum und Internetnutzung im Jahr 2023 und Trends. öln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA).</p><p>O.V. (15.05.1997) Frühe Sucht: Jugendliche auf dem Land| Lebensformen, Sonntagsblatt, München [Zugriff: 05.09.2025]</p></div><div data-bbox=)

<https://www.sonntagsblatt.de/artikel/medien/fruehe-sucht-jugendliche-auf-dem-land-lebensformen>
Sächsisches Staatsministerium für Soziales, Gesundheit und Gesellschaftlichen Zusammenhalt (SMS Soziales) (o.J.) Sucht und Abhängigkeit, Dresden
<https://www.gesunde.sachsen.de/sucht-und-abhaengigkeit-5451.html#>
Statista Research Department (01.07.2025) Städte und Landkreise mit dem niedrigsten Durchschnittsalter in Deutschland im Jahr 2023, Hamburg [Zugriff: 10.09.2025]
<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1111916/umfrage/juengste-regionen-in-deutschland/#:~:text=>
Statista Research Department (01.07.2025) Städte und Landkreise mit dem höchsten Durchschnittsalter in Deutschland im Jahr 2023, Hamburg [Zugriff: 10.09.2025]
<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1111964/umfrage/aelteste-regionen-in-deutschland/>
Statistisches Bundesamt (2025) Verbrauchssteuern - 2024: 193,6 Millionen Liter Alkohol versteuert, Wiesbaden [Zugriff: 14.09.2025]
<https://www.destatis.de/DE/Themen/Staat/Steuern/Verbrauchsteuern/alkoholsteuer.html>
VORTIV (2025) DIE PEERS [Zugriff: 10.09.2025]
<https://www.vortiv.de/praeventionsangebote/peers-in-kommunen/die-peers/>
VORTIV (2025) PEERS IN KOMMUNEN [Zugriff: 10.09.2025]
<https://www.vortiv.de/praeventionsangebote/peers-in-kommunen/>
ZDFinfo (2024) Drogen-Land – Provinz im Rausch: Pillen in der Westpfalz, Mainz [Zugriff: 06.09.2025]
<https://www.zdf.de/video/dokus/drogen-land-provinz-im-rausch-100/drogen-land-provinz-im-rausch--pillen-in-der-westpfalz-100>

Reclaiming Space: Bedeutung und Erschließung von Raum in der dörflichen Sozialen Arbeit

Einleitung

Ländliche Räume in Deutschland stehen heute vor gegensätzlichen Entwicklungen. Während einige Dörfer von einem regen Vereinsleben, starker Nachbarschaftshilfe und vielfältigen Ehrenamtsstrukturen geprägt sind, kämpfen andere mit dem Rückgang sozialer Infrastruktur, Abwanderung und Vereinsamung. In beiden Szenarien zeigt sich jedoch die grundlegende Bedeutung gemeinschaftlicher Orte, die als „Herzstück“ dörflichen Lebens fungieren können.

Ein Dorfzentrum, das allen Bewohner:innen offensteht, kann zu einem solchen Ort werden. Es bietet nicht nur Raum für Begegnung, sondern auch für Unterstützung, Vermittlung und kulturellen Austausch. Dabei übernimmt die sozialarbeitende Person eine Schlüsselrolle: sie wirkt als Ansprechpartnerin, Moderatorin und Impulsgeberin, um Prozesse der Vernetzung und Gemeinschaft zu fördern.

Die vorliegende Erörterung widmet sich der zentralen Frage, mit welchen Strategien potenzielle Räume für ein Dorfzentrum eröffnet, geschaffen und durch die Bewohner:innen angeeignet werden können. Im Zentrum steht dabei die Suche nach kreativen, künstlerischen und spirituellen Formen, die über traditionelle Konzepte hinausgehen und neue Wege für soziale Arbeit im ländlichen Raum eröffnen.

„Cultures and climate differs all over the world, but people are the same. They'll gather in public, if you give them a good place to do it.“ - Jan Gehl

Eine kurze philosophische und soziologische Begründung

Die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Räumen für das soziale Leben kann auf unterschiedliche theoretische Grundlagen zurückgreifen. Zentrale Im-

pulse liefert die Resonanztheorie von Hartmut Rosa (2016). Rosa beschreibt ge-lingendes Leben als ein Beziehungsgeflecht, in dem Menschen Resonanz erfahren (vgl. Rosa 2016:298): sie treten in eine wechselseitige, lebendige Verbindung mit Welt, Mitmenschen und Dingen. Resonanzräume sind Orte, an denen diese Erfahrung möglich wird – sie bieten Geborgenheit, Offenheit und die Chance auf Veränderung. Ein Dorfzentrum kann als solcher Resonanzraum verstanden werden, wenn es Begegnungen ermöglicht, die über reine Zweckrationalität hinausgehen und Beziehungen mit Tiefe und Bedeutung entstehen lassen.

Ergänzend ist ein kurzer Blick auf Raumtheorien hilfreich. Henri Lefebvre prägte den Begriff der „Produktion des Raums“ und betonte, dass Räume nicht neutral sind, sondern durch soziale Praktiken, Machtverhältnisse und Symbole ständig neu her-vorgebracht werden (vgl. Lefebvre 1991: 26, 83f.) . Pierre Bourdieu wiederum macht deutlich, dass Räume Ausdruck sozialer Ungleichheit sind: Sie spiegeln ungleiche Verteilungen von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital wider. Für ein Dorfzentrum bedeutet dies, dass es nicht nur ein physischer Ort ist, sondern ein sozialer Raum, der bewusst gestaltet werden muss, um allen Bewohner:innen Zugang und Teilhabe zu ermöglichen.

Philosophisch lässt sich die Notwendigkeit solcher Räume darüber hinaus mit der Frage nach einem guten Leben verknüpfen. Wenn Gemeinschaft und Teilha-be Grundbedingungen menschlicher Entfaltung sind, dann sind Räume, die diese Erfahrungen ermöglichen, nicht optional, sondern konstitutiv für das soziale Zusammenleben.

Gesellschaftlicher und sozialarbeiterischer Kontext

Die Notwendigkeit eines Dorfzentrums lässt sich auch aus einer gesellschaftlichen und sozialarbeiterischen Perspektive begründen. Ländliche Regionen sind in den letzten Jahrzehnten einem tiefgreifenden Wandel unterworfen: Struk-turelle Veränderungen in Landwirtschaft und Arbeitsmarkt, demographischer Rückgang sowie die Zentralisierung von Dienstleistungen führen vielerorts zu einer Erosion sozialer Infrastruktur. In dieser Situation gewinnt die Frage nach neuen Orten der Gemeinschaft besondere Relevanz.

Die Gemeinwesenarbeit innerhalb der Sozialen Arbeit bietet einen konzepti-onellen Rahmen, um diesen Herausforderungen zu begegnen. Sie versteht sich als handlungsorientierte Praxis, die soziale Netzwerke stärkt, Beteiligung för-dert und lokale Ressourcen mobilisiert. Ein Dorfzentrum kann als konkreter Ort dieser Gemeinwesenarbeit gedacht werden: niedrigschwellig, offen und von den Bewohner*innen selbst mitgestaltet.

Soziale Arbeit übernimmt hier eine doppelte Rolle: zum einen geht es um Er-

möglichung – also die Bereitstellung von Strukturen, in denen Menschen sich begegnen und organisieren können. Zum anderen um Vermittlung – zwischen unterschiedlichen Interessen, Generationen und sozialen Gruppen im Dorf. Die sozialarbeitende Person wird dadurch zu einer Schlüsselakteur:in, die Prozesse moderiert, Beteiligung unterstützt und auch Konflikte aushalten und begleiten kann.

Räume schaffen und erschließen

Die theoretischen Überlegungen verdeutlichen, dass Räume mehr sind als neutrale Kulissen: Sie entstehen im Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen, sozialen Praktiken und individuellen Bedeutungen. Ein Dorfzentrum kann daher nur dann lebendig werden, wenn es nicht bloß bereitgestellt, sondern aktiv eröffnet, gestaltet und von den Bewohner:innen angeeignet wird.

Im Folgenden wird daher untersucht, mit welchen Strategien Räume für ein Dorfzentrum erschlossen, geschaffen und nachhaltig verankert werden können. Dabei stehen drei Dimensionen im Mittelpunkt:

Raumeröffnung – wie bisher ungenutzte oder verborgene Orte sichtbar und zugänglich gemacht werden,

Raumschaffung – wie neue Räume durch kreative, künstlerische und spirituelle Methoden entstehen können,

Raumaneignung – wie die Dorfgemeinschaft durch Beteiligung und gemeinsame Praxis diese Räume mit Leben füllt.

Raumeröffnung

„In public spaces, you are directly present. You can interact with other people, you can watch them with your own senses - as opposed to seeing pictures on TV.“
- Jan Gehl

Die Eröffnung eines Raumes im Kontext eines Dorfzentrums ist mehr als eine organisatorische oder bauliche Maßnahme – sie stellt einen sozialen und symbolischen Akt dar. Es geht darum, Möglichkeiten zu schaffen, wo zuvor vielleicht Leere, Desinteresse oder Ausschluss herrschten. Raumeröffnung bedeutet, bestehende Potenziale sichtbar zu machen, Schwellen abzubauen und Menschen einzuladen, sich auf einen gemeinsamen Prozess einzulassen. Mit einer systemischen Haltung kann man zudem sagen: die kreative Kraft, individuelle Lösungsmöglichkeiten zu entdecken wohnt jeder Dorfgemeinschaft inne und stellt eine kraftvolle Ressource dar.

Im ersten Schritt kann dies heißen, un- oder untergenutzte Orte im Dorf neu zu entdecken: leerstehende Gebäude, ehemalige Gasthäuser, Gemeindesaale oder ungenutzte Räume öffentlicher Einrichtungen. Doch nicht jeder Ort eignet sich von selbst – entscheidend ist, ob er von der Dorfgemeinschaft als bedeutsam und zugänglich erlebt wird. Der Prozess der Raumeröffnung ist daher auch ein Prozess der Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung: Wo entsteht Resonanz? Welche Orte „sprechen“ die Menschen an? Wie muss ein Raum sein, damit er für Menschen attraktiv wird, damit sie wiederkehren?

Hier kann die Sozialarbeit eine zentrale Rolle übernehmen, indem sie Partizipation und gemeinsames Erkunden ermöglicht. Methoden wie Dorfrundgänge, Beteiligungswerkstätten oder künstlerische Interventionen – etwa gemeinsames Gestalten, Sammeln von Erinnerungen oder symbolische Aktionen – können helfen, Räume nicht nur zu identifizieren, sondern auch emotional zu öffnen. Dabei wird deutlich: ein Raum wird nicht einfach „gegeben“, sondern durch soziale Praktiken erst hergestellt.

Raumeröffnung bedeutet zudem, Zugänge zu erweitern – räumlich, sozial und emotional. Sie richtet sich bewusst an jene, die sich bislang nicht als Teil des Dorflebens verstehen oder als „Außenstehende“ erlebt werden. Offene Formate, niedrigschwellige Begegnungen und sichtbare Einladungen können Hemmschwellen abbauen und eine Atmosphäre schaffen, die Neugier statt Vorbehalt weckt.

Philosophisch betrachtet ist Raumeröffnung der Moment, in dem Resonanz möglich wird: Wenn Menschen sich berühren lassen, sich angesprochen fühlen und bereit sind, sich einzubringen. Damit ist sie der erste Schritt, um das Dorfzentrum nicht nur als Gebäude, sondern als sozialen Erfahrungsraum entstehen zu lassen.

Raumschaffung

Während die Raumeröffnung den Blick auf bereits vorhandene Möglichkeiten richtet, geht es bei der Raumschaffung um das bewusste Gestalten neuer Erfahrungsräume. Hier überschneiden sich soziale, ästhetische und symbolische Prozesse: ein Raum wird nicht nur gebaut oder eingerichtet, sondern mit Bedeutung, Atmosphäre und Beziehung aufgeladen.

In der Sozialen Arbeit bedeutet Raumschaffung, „soziale Architektur“ zu betreiben – also Bedingungen zu schaffen, unter denen Begegnung, Vertrauen und Teilhabe entstehen können. Diese Räume sind nicht zwingend spektakulär oder technisch aufwendig. Entscheidend ist vielmehr, dass sie Resonanz ermöglichen: dass Menschen sich gesehen, eingeladen und verbunden fühlen.

Ein zentrales Element kann die künstlerische Gestaltung sein. Kunst wirkt

hier nicht als Dekoration, sondern als gemeinschaftsstiftende Praxis. Durch Malaktionen, Installationen, gemeinsames Handwerk oder Naturkunst können sich Bewohner*innen in die Raumgestaltung einbringen und zugleich ihre Beziehung zum Ort vertiefen. Der Raum wird so zum Spiegel gemeinsamer Kreativität und Ausdruck kollektiver Identität.

Ebenso bedeutsam sind rituelle und spirituelle Elemente, die den Raum atmosphärisch verdichten. Rituale – etwa gemeinsame Eröffnungsfeiern, Segnungen, Jahreszeitenfeste oder stille Momente – schaffen Übergänge und stärken das Gefühl von Sinn und Zugehörigkeit. Sie verleihen dem Raum eine symbolische Tiefe, die über funktionale Nutzung hinausgeht. Spirituelle Praxis in diesem Zusammenhang ist nicht konfessionell, sondern integrativ: Sie kann aus Achtsamkeit, Stille, Musik oder gemeinsamer Dankbarkeit bestehen – Formen, die das Unsichtbare im Sozialen erfahrbar machen.

Auch Gestaltung und Materialität spielen eine Rolle. Ein Raum, der Wärme, Natürlichkeit und Offenheit ausstrahlt, lädt eher zur Begegnung ein. Elemente wie Licht, Farben, Gerüche, Sitzordnungen oder gemeinsames Essen tragen dazu bei, eine Atmosphäre von Vertrauen und Geborgenheit zu schaffen.

Raumschaffung ist somit ein partizipativer und ästhetischer Prozess, in dem Menschen sich selbst und ihr Miteinander neu erleben können. Das entstehende Dorfzentrum wird dadurch mehr als ein Treffpunkt: Es wird zum Resonanzraum, in dem Gemeinschaft, Kreativität und Bewusstsein wachsen dürfen.

Raumaneignung durch Bewohner:innen

Ein Raum entfaltet seine soziale und gemeinschaftsstiftende Wirkung erst dann vollständig, wenn er von den Menschen, für die er geschaffen wurde, auch tatsächlich genutzt und als „ihr“ Raum erlebt wird. Diese Aneignung ist kein einmaliger Akt, sondern ein *fortlaufender Prozess, in dem sich Beziehungen, Verantwortlichkeiten und Bedeutungen stetig verändern* (vgl. Bourdieu 1998).

Aneignung bedeutet, dass Menschen den Raum nicht nur besuchen, sondern ihn mitgestalten, sich verantwortlich fühlen und ihn in ihren Alltag integrieren. Sie beginnen, Rituale zu entwickeln, Treffen zu organisieren, Dinge zu verändern, zu schmücken oder zu pflegen. Der Raum wird Teil ihrer Identität und ihrer sozialen Praxis – er „gehört“ ihnen, nicht im rechtlichen, sondern im emotionalen Sinn.

Die Sozialarbeit kann diesen Prozess auf verschiedene Weise begleiten: durch partizipative Methoden wie Zukunftswerkstätten, offene Planungstreffen, gemeinsames Kochen oder Werkstattprojekte. Wesentlich ist, dass Menschen sich *als Gestaltende und nicht als Nutzende erleben*. So entstehen Selbstwirksamkeit und Resonanz – zwei zentrale Dimensionen sozialer Teilhabe.

Ein besonders anschauliches Beispiel ist die Idee einer Dorfküche. Eine Dorfküche ist mehr als ein funktionaler Ort zum Essen: Sie ist ein Raum, in dem Menschen unterschiedlicher Generationen und Hintergründe miteinander in Kontakt kommen. Hier wird gekocht, gebacken, gegessen, erzählt und gelacht. Die Schwelle ist niedrig – jeder kann hereinkommen, sich beteiligen oder einfach da sein. Durch das gemeinsame Tun entsteht Nähe, Vertrauen und ein Gefühl der Zugehörigkeit.

In der Dorfküche verbinden sich alltägliche Praktiken mit sozialer und symbolischer Bedeutung: Nahrung wird geteilt, Wissen weitergegeben, Geschichten erzählt. So entsteht Resonanz im Sinne Rosas – eine Form gelingender Beziehung zur Welt, in der Menschen sich selbst und andere als lebendig erfahren. Der Raum wird auf diese Weise nicht nur physisch, sondern auch emotional und spirituell angeeignet.

Langfristig kann die Raumaneignung dazu führen, dass das Dorfzentrum zu einem tragenden sozialen Knotenpunkt wird. Wenn Bewohner:innen eigene Gruppen, Kurse oder Feste initiieren, wenn Kooperationen mit Vereinen, Schulen oder Betrieben entstehen, wächst der Raum über seine Anfänge hinaus. Er wird dann nicht mehr von außen „betrieben“, sondern von innen heraus belebt – als Ausdruck einer Kultur des Miteinanders, die sich selbst trägt.

Methoden und Strategien der Aneignung

Die Aneignung von Räumen ist ein sozialer, emotionaler und kreativer Prozess. Sie entsteht dort, wo Menschen beginnen, sich mit einem Ort zu identifizieren, ihn zu gestalten, zu beleben und symbolisch zu „besetzen“. Damit Räume nicht leer bleiben, sondern zu lebendigen Orten werden, braucht es Methoden, die Teilhabe, Kreativität und kollektive Sinnstiftung fördern.

Partizipative Raumerkundung und Co-Kreation

Ein erster Schritt in der Raumaneignung besteht darin, Menschen in die Erkundung und Planung eines Ortes einzubeziehen. Methoden der Sozialraumanalyse (z. B. *mental maps*, Ortsbegehungen oder Raumtagebücher) können helfen, bestehende Bedeutungen und Nutzungsweisen sichtbar zu machen. In Workshops oder offenen Gesprächsformaten („Zukunftsworkstatt“, „Dorfgespräche“) können Bewohner:innen ihre Visionen für den Raum teilen. Durch die kollektive Formulierung von Wünschen entsteht eine emotionale Verbindung und Verantwortung gegenüber dem Ort.

Künstlerische und performative Methoden der Aneignung

Künstlerische Ausdrucksformen ermöglichen es, Räume sinnlich zu erfahren

und ihnen neue Bedeutungen zu verleihen. Hier lassen sich Impulse aus der Theater- und Musikpädagogik und der Performancekunst fruchtbar machen.

Temporäre Interventionen und Zwischennutzungen

Gerade in ländlichen Räumen mit Leerstand bieten sich temporäre Rauminterventionen an: Pop-up-Cafés, Open-Air-Küchen, mobile Yogaräume oder Kunstausstellungen schaffen sichtbare Aktivität und laden zur Begegnung ein. Solche Zwischennutzungen haben eine doppelte Funktion – sie ermöglichen Erprobung ohne langfristige Verpflichtung und sie erzeugen symbolische Aneignung.

Gestaltung von Räumen für Beziehung und Resonanz

Die ästhetische und funktionale Gestaltung spielt ebenfalls eine zentrale Rolle. Räume, die warm, natürlich und flexibel gestaltet sind, laden eher zur Aneignung ein als sterile Mehrzweckräume. Aspekte wie Licht, Akustik, Materialien und Farben beeinflussen das Gefühl von Sicherheit, Zugehörigkeit und Offenheit.

Ein gelungener Begegnungsraum:

- bietet Zonen für Begegnung (z. B. Küche, Rundtisch, Lounge),
- schafft Rückzugsorte (Kissen, Pflanzen, leise Ecken),
- ermöglicht Mitgestaltung (z. B. durch gemeinsames Bauen, Dekorieren, Symbolobjekte).

Im Sinne von Hartmut Rosa kann man sagen: ein Raum, der Resonanz ermöglicht – also Antwortbeziehungen zwischen Mensch, Ding und Gemeinschaft – wird zum sozialen Ankerpunkt.

Hilfreich und wichtig zu berücksichtigen sind sicherlich auch diejenigen Strategien, welche sich moderne Gastronomie und Hotellerie zunutze machen, um eine möglichst einladende und warme Atmosphäre zu schaffen, um Kunden zu gewinnen.

Spirituelle und achtsamkeitsbasierte Zugänge

Schließlich kann auch die spirituelle Dimension von Raum eine Rolle spielen. Rituale, Meditation oder gemeinsames Innehalten schaffen eine Atmosphäre, in der Menschen sich verbunden fühlen – mit sich selbst, mit anderen und mit dem Ort. Dies knüpft zum Beispiel an Konzepte wie Joanna Macys „The Great Turning“ an, in dem Räume als Orte des Wandels und der Bewusstseinsbildung gedacht werden.

Praxisbeispiele aus Niedersachsen

Um die zuvor entwickelten theoretischen Überlegungen zur Raumerschließung, -schaffung und -aneignung zu veranschaulichen, sollen im Folgenden drei real existierende Projekte aus Niedersachsen vorgestellt werden. Sie zeigen auf unterschiedliche Weise, wie gemeinschaftliche Räume im ländlichen Raum entstehen, gestaltet und mit Leben gefüllt werden können. Dabei wird sichtbar, dass soziale, ästhetische und ökologische Aspekte eng miteinander verwoben sind – und dass partizipative Prozesse den entscheidenden Unterschied zwischen bloßer Raumnutzung und echter Aneignung ausmachen.

Begegnungsstätte in Erbsen (Gemeinde Adelebsen, Landkreis Göttingen)

In der Ortschaft Erbsen entsteht derzeit eine barrierefreie Begegnungsstätte, die in innovativer Strohballenbauweise errichtet wird. Dieses Modellprojekt wurde im Rahmen des niedersächsischen Dorfentwicklungsprogramms gefördert und verfolgt zwei zentrale Ziele: die Schaffung eines multifunktionalen Treffpunkts für alle Generationen sowie die Förderung nachhaltiger Baukultur im ländlichen Raum. Neben Räumen für Vereine und Jugendarbeit soll das Gebäude ein Ort für spontane Begegnung, gemeinschaftliche Aktivitäten und nachbarschaftliche Initiativen werden.

Die besondere Bauweise trägt symbolisch wie praktisch zur Aneignung bei: Die Bewohner:innen konnten Materialien und Gestaltung mitbestimmen, wodurch der Bauprozess selbst zu einem sozialen Ereignis wurde. Sichtbare Natürlichkeit, Transparenz und regionale Handwerkskunst fördern die emotionale Bindung der Dorfgemeinschaft an das Gebäude – der Raum wird zum Ausdruck gemeinsamer Werte und Identität.

Die Dorfküche in Kettenkamp (Landkreis Osnabrück)

In der Gemeinde Kettenkamp wurde eine leerstehende Gaststätte mit Unterstützung des Dorfentwicklungsprogramms zu einer Dorfküche und Begegnungsstätte umgebaut. Hier können Menschen aus dem Dorf gemeinsam kochen, essen, feiern oder an offenen Veranstaltungen teilnehmen. Die Dorfküche fungiert dabei als sozialer Resonanzraum: sie verbindet alltägliche Tätigkeiten mit sozialer Wärme und stärkt den Zusammenhalt der Gemeinschaft. Durch die niedrigschwellige Struktur – jede:r darf kommen, mithelfen oder einfach nur dabeisitzen – wird Teilhabe ermöglicht, ohne dass institutionelle Barrieren entstehen. Besonders bemerkenswert ist, dass der Impuls zur Umnutzung aus der Dorfgemeinschaft selbst kam. Das Projekt zeigt, wie vorhandene Räume durch Eigeninitiative und Mitgestaltung neu belebt werden können.

Modellvorhaben „Soziale Dorfentwicklung“

Das niedersächsische Modellvorhaben Soziale Dorfentwicklung (vgl. ML 2023) zeigt auf Landesebene, wie soziale Infrastruktur in ländlichen Regionen neu gedacht werden kann. In verschiedenen Dorfregionen – etwa Baddeckenstedt, Ahlerstedt oder Vastorf-Thomasburg – werden nicht nur bauliche Projekte, sondern vor allem soziale Prozesse gefördert. Hier stehen Partizipation, Vernetzung und die Aktivierung lokaler Ressourcen im Mittelpunkt: Bürger:innen entwerfen gemeinsam Zukunftspläne, erproben Formen nachbarschaftlicher Hilfe oder schaffen kleine, aber bedeutungsvolle Begegnungsorte – von der Sitzgruppe am Dorfplatz bis zum Mini-Treff im leerstehenden Ladenlokal.

Diese Mikroprojekte verdeutlichen, dass Aneignung nicht zwingend große Investitionen erfordert, sondern vielmehr Räume der Selbstwirksamkeit und Resonanz eröffnet. Die Sozialarbeit kann hier eine moderierende und begleitende Rolle einnehmen, indem sie Impulse gibt, Prozesse koordiniert und die Selbstorganisation der Dorfbewohner:innen unterstützt.

Die genannten Praxisbeispiele illustrieren, wie vielfältig Wege der Raumschließung und -aneignung im ländlichen Raum sein können. Ob durch nachhaltige Architektur, gemeinsames Kochen oder partizipative Mikroprojekte – stets entsteht Raum dann, wenn Menschen ihn als bedeutsam, gestaltbar und lebendig erfahren. Für die Soziale Arbeit bedeutet das, solche Prozesse bewusst zu initiieren, zu begleiten und in ihrer Resonanzfähigkeit zu stärken.

Fazit – Raum als Resonanzfeld sozialer Entwicklung

Im vorliegenden Text habe ich mich mit der Frage beschäftigt, wie im ländlichen Raum Orte sozialer Begegnung, Teilhabe und Resonanz entstehen können – insbesondere durch die Schaffung und Aneignung eines Dorfzentrums, das von einer sozialarbeitenden Fachkraft begleitet wird. Dabei wird deutlich, dass Räume nicht nur physisch vorhanden sind, sondern soziale, emotionale und symbolische Dimensionen tragen. Sie werden zu dem, was sie sind erst durch die Menschen, die sie beleben, gestalten und mit Bedeutung füllen.

Für die Soziale Arbeit ergibt sich daraus eine doppelte Aufgabe: zum einen, Raum als Ressource zu begreifen – als Medium, in dem Begegnung und Beziehung entstehen. Zum anderen, Prozesse der Aneignung aktiv zu gestalten und zu begleiten: moderierend, ermutigend und kreativ. Dabei dürfen auch künstlerische, sinnliche und spirituelle Methoden einbezogen werden – sei es durch gemeinsames Gestalten, Ritualarbeit, ästhetische Interventionen oder kooperative Projekte, die Menschen buchstäblich „in Bewegung“ bringen.

Ein Dorfzentrum im Sinne dieser Beschreibung ist somit mehr als ein Ort: es ist ein lebendiger Organismus, ein Gefäß für Gemeinschaft. Ein Gefäß, welches bewusst geformt werden kann und welches wiederum seinerseits diejenigen Personen und Gemeinschaften formen wird, welche es mit ihrer Anwesenheit und Lebendigkeit füllen. Seine Qualität bemisst sich nicht in Quadratmetern, sondern in Resonanzbeziehungen – in dem, was zwischen den Menschen geschieht. Wenn es gelingt, solche Räume bewusst zu eröffnen, zu gestalten und gemeinsam zu bewohnen, entsteht ein Wandel hin zu einer Kultur des Lebens, der Verbundenheit und der Fürsorge.

Quellen

- Bourdieu, P. (1998). Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lefebvre, H. (1991). The Production of Space. Oxford: Blackwell.
- Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz Niedersachsen (2023). Modellvorhaben Soziale Dorfentwicklung. Hannover: ML Niedersachsen. (Zugriff am 12.10.2025)
- Rosa, H. (2016). Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Berlin: Suhrkamp.

Revitalisierung des Marktplatzes zur Erhaltung und Förderung dörflicher Sozial- und Handelsstrukturen

Einleitung

Ein Gespenst geht um in der Republik: Die Dörfer sterben aus! Wer in den letzten Jahren mal durch ein Dorf gefahren ist, wird die gespenstische Atmosphäre wahrscheinlich wahrgenommen haben: Die Ladenzeilen sind leer, es sind kaum Menschen im öffentlichen Raum zu sehen und an jeder Ecke schließen die Bankfilialen und Friseurgeschäfte. Das so oft beschworene „Sterben der Dörfer“ ist jedoch mittlerweile – nicht nur im Osten Deutschlands – bittere Realität. Wir können diese Entwicklung in ganz Deutschland wahrnehmen und Begriffe wie „Schlafdörfer“ und „Pendlerdörfer“ geben der neuen Funktion dieser Orte plötzlich einen allzu treffenden Namen. Doch wie kam es so weit?

Die Industrialisierung und der demographische Wandel führten dazu, dass die Hauptverdienstquelle der Bewohner:innen des ländlichen Raums – nämlich in erster Linie die Landwirtschaft – versiegten. Der Bau von Supermärkten und Neubaugebieten am Dorfrand gepaart mit dem Abzug der jüngeren Generation in die Städte führten dazu, dass der multifunktionale Dorfkern mit seinen Einzelhandelsgeschäften, Apotheken, Metzgereien, Bäckereien und Dienstleistungsbetrieben ausstarb. Das Resultat dieser Entwicklungen ist fatal: Arbeitsplätze werden rar und der Dorfkern verliert seine Funktionen und damit seinen Nutzen für die Bewohner:innen des Dorfes. Aber nicht nur der wirtschaftliche Motor eines Dorfes kommt damit zum Erliegen, sondern auch der soziale. Wie Henri Lefebvre 1974 in *La production de l'espace* (zu Deutsch: „Die Produktion des Raumes“) treffend beschreibt, entsteht Raum, indem er sozial produziert wird (vgl. Lefebvre 1974). Ein Raum wird also erst durch seine Nutzung und Aneignung durch die, die ihn nutzen, zu einem Raum und gelangt dadurch zu seiner gesellschaftlichen Bedeutung. Bleiben diese Prozesse der Aneignung aus, so verliert der Raum an sozialem Nutzen und er verödet. Denn ein Dorfzentrum, das außer leeren Ladenzeilen nichts zu bieten hat, verliert massiv an Attraktivität für seine Bevölkerung. Dies führt wiederum – zusammen mit

dem mangelnden Jobangebot - dazu, dass der jüngeren Generation, die in ihrer Lebensgestaltung im Gegensatz zur älteren noch flexibel ist, die Anreize fehlen, in dem Dorf zu bleiben. Junge Menschen und ihre Familien ziehen in die Städte, in denen es bessere Berufschancen, ein breit gefächertes soziales und kulturelles Angebot, Schulen und eine allgemein bessere infrastrukturelle Versorgung gibt. Oder sie pendeln. Nicht mit dem öffentlichen Nahverkehr, denn der ist nach wie vor unterfinanziert und mangelhaft, sondern mit dem Auto. Wer allerdings keinen Zugang zu einem Auto hat, weil das Geld, die Gesundheit oder das Alter das nicht zulassen, ist mit der traurigen Realität konfrontiert, die einem das leere Dorf präsentiert. Mangelnder Zugang zu den lebensnotwendigen Versorgungsstrukturen – Apotheken, Lebensmittelgeschäfte, Pflegeanbieter etc. – führt neben der eintretenden sozialen Isolation bei vielen Menschen zu einem „Gefühl des Abgehängtseins“ (vgl. Thuenen.de 2018-2023).

Aber genug von der deprimierenden Anamnese! Das Problem ist wohlbekannt und Ihnen und Euch sicherlich nicht neu. Bevor also das geliebte Dorf endgültig stirbt: Wie wäre es mit einem Wiederbelebungsversuch?

Der Marktplatz

Als Kind bin ich mit meinen Eltern mal auf einen Mittelaltermarkt gegangen. Ich war sofort eingezogen von der Atmosphäre, die dort herrschte: Es war wuselig. Die Menschen drängten sich aneinander vorbei, um an die gegrillten Hammelkeulen zu gelangen. Beim Stand eines als Magier verkleideten IT-Beraters wurde um den Preis irgendeines pseudo-historischen Tands gefeilscht, den es so wahrscheinlich für ein Zehntel des Preises im Internet zu kaufen gab. Ritter, die noch schnell auf einem Baumstamm sitzend eine Pilzpfanne vertilgten, bevor der Schau-Lanzenkampf um 12 Uhr startete. Kinder, die unter den argwöhnischen Blicken ihrer Eltern Pfeile mit einem Bogen auf eine Zielscheibe schossen. Das Ganze begleitet von der Musik der lokalen Mittelalter Band im Gauklerkostüm. Die Eindrücke für mich als kleinen, leicht zu begeisternden Fantasyfan waren mannigfaltig.

Die ganzen Kostüme und die ulkigen Begebenheiten mal außer Acht: Das, was hinter der Fassade dort zu spüren war, war Gemeinschaft. Menschen, die im Austausch miteinander sind, die handeln, reden, gemeinsam essen und feiern. Händler:innen haben ihre selbsthergestellten Waren zur Schau gestellt. Schmied:innen haben kleinen Kindern gezeigt, wie sie einen Dolch zu halten haben. Wenngleich auch das Kostüm dieses mittelalterlichen Schauspiels das einer spezifischen Interessengemeinschaft ist, die dem vermeintlichen Alltag eines Menschen im europäischen Feudalzeitalter frönt, so lassen sich daraus doch einige interessante Erkenntnisse gewinnen, die sich – ohne Brustharnisch und Tournüre – auf die realen Schauplätze gemeinschaftlichen Zusammen-

kommens adaptieren lassen. Der intergenerationelle Austausch war lebendig, Marktstrukturen waren vorhanden. Das alles unterlegt mit einem kulturellen Programm bestehend aus Musik und Schauspiel. Dinge, die in unseren Dörfern immer mehr zum Erliegen kommen. Dieses Beispiel zeigt exemplarisch wie soziale Räume durch gemeinschaftliches Handeln geschaffen werden.

In Büchern und Filmen über das Mittelalter wird häufig der Marktplatz zum Ort dieses lebendigen Treibens. Wir wissen, dass der Marktplatz aufgrund seiner zentralen Funktion für die Bewohner:innen eines Dorfes in dessen Zentrum verankert war. Meist vor der Kirche. Die Kirche hatte damals nämlich ebenfalls eine zentrale Rolle im Leben der Menschen. Durch den geteilten christlichen Glauben und die Zélébrations dessen im Rahmen von wöchentlichen Gottesdiensten entstanden Gemeinschaft und ein Grund für die Menschen, regelmäßig zusammenzukommen. Der schwindende Anteil religionspraktizierender Menschen – die Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland spricht da von lediglich fünf Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland im Jahr 2024 (vgl. fowid.de 2025) – und der demographische Wandel führen jedoch dazu, dass dieser soziale Pull-Faktor nicht mehr greift.

Nichtsdestotrotz existieren diese Plätze in nahezu jedem deutschen Dorf und sie warten nur darauf, mit Leben gefüllt zu werden.

Ich habe mir also Gedanken darüber gemacht, wie sich die oben genannten Strukturen für zwischenmenschliche Interaktionen in der Realität ermöglichen, beziehungsweise revitalisieren lassen.

Dazu habe ich mich mit den Ehrenamtlichen eines Autonomen Zentrums in einem Ort nahe der schweizerischen Grenze unterhalten. Ich habe dort mit meiner Band einen Auftritt gehabt und als ich am nächsten Tag aus dem Fenster schaute, war der Platz vor dem Autonomen Zentrum voll von Menschen. Neben den herkömmlichen Flohmarktständen, standen dort auch Food Trucks, Zelte zum Kinderschminken und ein provisorisch aufgebauter Jam-Space, bei dem sich Interessierte mit ihren Instrumenten oder ihren Stimmen zusammentun konnten, um Musik zu machen. Auf Nachfrage bei dem Veranstalter unseres Konzerts sagte der uns, dass dieses nun so große Event mal als kleine Second Hand Tauschbörse gestartet hat, bei dem Leute ihre bereits getragenen Kleidungsstücke für wenig Geld zum Verkauf anbieten konnten. Das Angebot richtete sich primär an sozial benachteiligte Menschen und Bedürftige. Mit der Zeit wuchs das Angebot auf diversen Ebenen. Unter den Ehrenamtlichen gab es einige Sozialarbeiter:innen, die anfingen, nebenbei kostenlose Sozialberatungen am Kaffeetisch anzubieten. Gab es Konzerte am Vortag und blieb von dem Essen, das für die Musiker:innen eingekauft und zubereitet wurde, etwas übrig, so wurde das am Tag des Flohmarktes aufgewertet und – gegen Spende – ausgehändigt. Irgendwann schlug eine Kapelle, die am Vorabend gespielt hatte, vor, während des Flohmarktes ein Akustikset

zu spielen. Mit den Jahren wuchs dieses Event. Immer mehr Leute wollten die Möglichkeit nutzen, ihren alten Ramsch auf dem Flohmarkt loszuwerden oder dem Trubel mit einer Tasse Kaffee und selbstgebackenem Kuchen beizuwohnen. Der Veranstalter unseres Konzerts, der selbst Sozialarbeiter ist, betonte den Aspekt der Sozialen Teilhabe und der Gemeinschaft. Und in der Tat: Man hatte schnell das Gefühl, Teil von etwas zu sein ohne, dass der Konsumfaktor im Vordergrund stand. Als besonders wichtig erscheint mir in diesem dargebotenen Beispiel die Freiheit in der Gestaltung des sozialen Raumes durch die Akteur:innen. Bei der Organisation des Flohmarktes sind keine konkreten behördlichen Träger notwendig, um das Zustandekommen dieser Veranstaltung zu ermöglichen, auch wenn selbstverständlich Genehmigungen seitens der Gemeinde oder des Ordnungsamtes notwendig sind. Es funktioniert einzig und allein durch die Absprache innerhalb der Bevölkerung mit dem Autonomen Zentrum. Denn was schlussendlich auf dem Platz stattfindet, entscheiden die Menschen selbst.

In *The Great Good Place: Cafes, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons and Other Hangouts at the Heart of a Community* (1998) prägte der US-amerikanische Soziologe Ray Oldenburg den Begriff des „Dritten Raumes“. Dieser Ort wird neben dem Zuhause („Erster Raum“) und dem Arbeitsplatz („Zweiter Raum“) als Bühne zwischenmenschlicher Interaktion und Begegnungsfeld definiert und spielt damit für das soziale Gefüge einer Bevölkerung eine immens wichtige Rolle (vgl.: Oldenburg, R. 1997). Zu den Third Places zählt Oldenburg Cafés, Vereine, Kneipen. Es sind eben diese Orte, die durch ihren zwanglosen Charakter die Bildung von informellen Netzwerken ermöglichen und Solidarität und Gemeinschaft fördern.

Im Falle des Platzes vor dem Autonomen Zentrum wird den Menschen die Möglichkeit geboten, sich selbst zu organisieren und Selbstwirksamkeitserfahrungen in der Gemeinschaft zu machen. Das Autonome Zentrum stellt dafür lediglich den Raum zur Verfügung.

Das „Schwarze Brett“

Es wäre jetzt falsch zu sagen, dass es solche Plattformen der Selbstorganisation nicht schon längst gäbe. Man denke dabei an das klassische „Schwarze Brett“ hinter der Supermarktkasse oder im Dorfgemeinschaftshaus. Zudem gibt es immer mehr virtuelle Marktplätze in den Sozialen Medien wie Kleinanzeigen oder Facebook Marketplace, auf denen Menschen miteinander handeln und tauschen können. Diese Strukturen erzeugen allerdings keinen nachhaltigen Mehrwert für das Gemeinschaftsgefühl einer Dorfbevölkerung, da sich die Interaktion in der Regel auf den simplen Austausch von Waren beschränkt.

Die Revitalisierung des Marktplatzes versucht diese abstrakten Plattformen in einen greifbaren und begehbar Raum zu verwandeln, der die Möglichkeit bieten soll, das Dorf zu beleben.

Ziel des Projekts ist die Entwicklung eines übertragbaren Konzepts zur Wiederbelebung dörflicher Gemeinschaften durch partizipative Nutzung öffentlicher Räume am Beispiel eines multifunktionalen Marktplatzes.

Umsetzung

Man stelle sich diesen Marktplatz als ein „Schwarzes Brett“ vor, das in Form physischer Stände existiert. Die Funktion dieser Stände soll sich entsprechend an den Bedürfnissen der Dorfbewohner:innen richten. Neben dem Verkauf von Gebrauchtwaren, lokalen Erzeugnissen, selbstgemachten Schmuckartikeln oder ähnlichem sollen die Stände nicht nur das Angebot von Konsumgütern ermöglichen. „Soziale Stände“ sollen einen Raum schaffen, der zum Beispiel dafür genutzt werden kann, dass sich Leute wie in einem Repair-Café zusammensetzen und Dinge reparieren können. Ausreichend Sitzgelegenheiten sollen Platz bieten, dass sich Menschen zusammenfinden können, um zusammen zu nähen, zu basteln, zu lesen oder Kaffee zu trinken. Dem Individuum soll die Möglichkeit geboten werden, Teil eines Austausches zu werden. Es geht darum, die vielleicht schon existenten Gemeinschaften und Fähigkeiten der Menschen im Dorf in das öffentliche Leben zu tragen. Ganz nach dem Ansatz der Ressourcenorientierung sollen individuelle Potenziale der Dorfgemeinschaft gefördert und ihnen eine Plattform geboten werden.

Die Organisation soll in Kooperation mit der Gemeinde, lokalen Vereinen, der Kirche und Sozialarbeiter:innen stattfinden. Diese Akteur:innen sind in der Regel bereits gut miteinander vernetzt, sodass nur durch ihre Anwesenheit der Eindruck einer Gemeinschaft erzeugt wird. Um die Mitarbeit für die Partner möglichst attraktiv zu gestalten, soll auch denen die Möglichkeit geboten werden, die Stände zu nutzen. Infostände sollen den Dorfbewohner:innen einen möglichst niedrigschwlligen Zugang zu den Informationen geben, um zum Beispiel der lokalen Feuerwehr oder dem Schützenverein zu helfen, neue Mitglieder zu werben. Im Austausch dafür stellt die Feuerwehr vielleicht einen Pavillon zur Verfügung und der Schützenverein Bierzeltgarnituren. Es gilt, möglichst viele bestehende Netzwerke und Strukturen zu nutzen, um den Anstoß zu geben.

Die Anwesenheit von Sozialarbeiter:innen spielt dabei ebenso eine wesentliche Rolle. Sie ermöglicht nicht nur eine Defizitanalyse der Begebenheiten im Dorf, um rechtzeitig Fälle von sozialen Problemlagen innerhalb der Dorfbevölkerung wahrzunehmen. Die Niedrigschwelligkeit sorgt dafür, dass Bedürftige jederzeit auf die Sozialarbeiter:innen zugehen und Hilfe im Rahmen informel-

ler Gespräche in Anspruch nehmen können, ohne im Voraus Termine in den entsprechenden Institutionen, die meist nur in den Städten vorhanden sind, wahrnehmen zu müssen.

Das Angebot kann beliebig erweitert werden und den Bedürfnissen der Bevölkerung angepasst werden. Diese werden idealerweise direkt in den Gesprächen mit den Bewohner:innen ermittelt, können aber auch über ein „Kummerkasten“-System gesammelt und evaluiert werden. Ebenso bieten digitale Kanäle, über die die Bewohner:innen vor Ort informiert werden, die Möglichkeit, im Austausch zu bleiben und den nächsten Markt zu planen.

Die Organisation liegt zwar einzig und allein in den Händen der Dorfbewohner:innen, um den Stein ins Rollen zu bringen benötigt es jedoch die Hilfe von den Gemeinden, Ehrenamtlichen und externen Akteur:innen. Die Finanzierung des Unterfangens kann durch Spenden und Kooperationen gestützt und durch Patenschaften und Werbemaßnahmen unterstützt werden.

Die Frequenz des Events ist entscheidend. Der Markt sollte einmal im Monat stattfinden. Dies garantiert, dass der Markt weiterhin seinen besonderen Charakter beibehält und dass die Evaluation, Planung und Umsetzung realistisch bleiben. Insbesondere für kleinere Dörfer mit wenigen Mitteln wäre ein zu häufiges Stattfinden des Marktes auf lange Zeit nicht realisierbar. Ziel ist es, dass der Markt Einzug in den Alltag des Dorfes nimmt ohne alltäglich zu werden. Es soll ein Event sein, dass Vorfreude bei den Bewohner:innen des Dorfes erzeugt, sie aber nicht überfordert.

Das monatliche Stattfinden sorgt für eine planbare Regelmäßigkeit. Gerade aus der sozialarbeiterischen Perspektive muss bedacht werden, dass Kontinuität wichtig ist, um Beziehungen zu den Menschen zu festigen.

Um dem eventuellen Einsetzen von Monotonie entgegenzuwirken, können Themenschwerpunkte gelegt werden. So ließe sich der Markt saisonal und aufregend gestalten. Stockbrotbacken im Herbst und Eierfärbchen zu Ostern.

Sind die Strukturen erst einmal gefestigt, können Anpassungen in Ausmaß und Häufigkeit stattfinden.

Fazit und Ausblick

Die Revitalisierung des Marktplatzes als sozialer Raum zielt darauf ab, der zunehmenden Vereinsamung und Entfremdung im ländlichen Raum entgegenzuwirken. Der Markt soll einen Ort der Begegnung und des Miteinanders schaffen, indem er auf bereits vorhandene räumliche und soziale Strukturen zurückgreift und den Dorfbewohner:innen die Möglichkeit gibt, die Gemeinschaft frei nach ihren Wünschen zu gestalten. Dadurch soll der soziale Zusammenhalt gefördert und Selbstwirksamkeit erfahrbar gemacht werden – zentrale Anliegen der Sozialen Arbeit.

Langfristig kann ein solcher Marktplatz dazu beitragen, bestehende Ver einsstrukturen zu vernetzen, das kulturelle Leben zu stärken und das Dorf wieder als lebendigen Lebensraum zu etablieren. Die Kooperation zwischen Gemeinde, Vereinen, Kirche und Sozialer Arbeit eröffnet neue Wege der Partizipation für die Bürger:innen.

Das vorgestellte Konzept ist bewusst niedrigschwellig und übertragbar angelegt. Es kann – angepasst an lokale Gegebenheiten – in nahezu jedem Dorf umgesetzt werden. Entscheidend ist dabei weniger die finanzielle Ausstattung als die Bereitschaft der Menschen, sich zu begegnen und Verantwortung für ihren gemeinsamen Lebensraum zu übernehmen.

Diese Projektidee ist nicht als gesellschaftliche Innovation zu verstehen. Es gibt andere weitaus innovativere Ideen, die sich mit den Problemen der Landbevölkerung beschäftigen. Diese Projektidee ist ein Plädoyer für die Nutzung realer Räume sozialer Begegnung. Wenn ein solcher Marktplatz dazu beiträgt, dass Menschen wieder miteinander ins Gespräch kommen, dass Alte und Junge voneinander lernen und dass das Dorf als sozialer Organismus neu erlebbar wird, dann wäre das der Beweis, dass Wiederbelebung funktionieren kann.

Die Plätze sind vorhanden, wir müssen nur wieder lernen, sie zu nutzen.

Quellen

- Fowid.de (02.04.2025). Religionszugehörigkeiten 2024 <https://fowid.de/meldung/religionszugehoerigkeiten-2024>. Zuletzt aufgerufen am 19.10.2025
- Lefebvre, H. (2012). From the production of space. In Theatre and performance design (pp. 81-84). Routledge.
- Oldenburg, Ray (1989/1999). The Great Good Place: Cafes, Coffee Shops, Bookstores, Bars, Hair Salons and Other Hangouts at the Heart of a Community. New York: Marlowe.
- Thuenen.de (2018-2023). „Gefühle des Abgehängtseins“ in ländlichen Räumen?. - <https://www.thuenen.de/de/fachinstitute/laendliche-raeume/lebensverhaeltnisse-in-laendlichen-raeumen/projekte/gefuehle-des-abgehaengtseins-in-laendlichen-raeumen>. Zuletzt aufgerufen am 19.10.2025



Der Wald in deinem Dorf braucht dich!

Wenn es um das dörfliche Leben geht, kommt mir in erster Linie eine größere Fläche von Wald/Natur in den Sinn, genauso wie ein entschleunigtes Leben im Vergleich zum Leben in der Stadt mit weniger Lärm, weniger Stress, aber natürlich auch mit schlechterer Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr. Da ich selbst aus einer eher dörflichen bzw. kleinstädtischen Region komme, habe ich in meiner Kindheit und Jugend viel Zeit im Wald verbracht. Die Schönheit, welche meiner Ansicht nach die Natur mit sich bringt, lässt sich immer wieder genießen und wenn ich im Wald bin, verspüre ich eine Ruhe in mir, welche meiner Seele gut tut und wo ich bei rauschenden Blättern im Wind und Vogelgezwitscher zu mir finden kann und abschalten kann. Vor allem abzuschalten, finde ich sehr nützlich bei all dem getakteten Alltag im Stadtleben, bzw. den täglichen Routinen, um mein Leben nach meinen Zielen zu gestalten in unserer modernen Welt. Mir kommt dann immer wieder in den Sinn, dass wir schon immer Teil der Natur sind. Dabei denke ich daran, dass wir Menschen diesen Fakt heute immer wieder in Vergessenheit geraten lassen bei all der täglichen Beschäftigung in einer von Menschen erschaffenen Welt. Im Dorf hat man allerdings viel Natur/Wald um sich herum, welcher für verschiedene Zwecke wie aus meinem Beispiel erwähnt, Naherholung genutzt werden kann. Außerdem bietet die Natur Früchte, an welchen wir Menschen uns bedienen können, wie Pilze, Äpfel, Kastanien, Beeren und viele andere Sorten von Obst, Gemüse, Nüssen, Fungi und auch Fleisch (Tiere). Des weiteren bietet der Wald die Heimat für Tiere und Pflanzen, welche in unserem Ökosystem essenziell sind, damit wir ins dieser Welt existieren können. Ich muss natürlich klarstellen, dass unsere Wälder in Deutschland einen ganz anderen Maßstab besitzen als andere Wälder auf der Erde. Nur zur Veranschaulichung hat der Amazonas, der größte Wald der Welt eine Fläche von 5.500.000 Quadratkilometer (Gnehm, 2020), während Deutschland insgesamt eine Waldfläche von 10,7 Millionen Hektar besitzt, was umgerechnet 107.000 Quadratkilometern entspricht (vgl. Destatis, 2024). Man muss natürlich sagen, dass wir in

Deutschland ein vergleichsweise kleines Land darstellen, weshalb wir natürlich nicht solche großen Waldflächen innehaben können, allerdings ist unsere Flora und Fauna auch sehr unterschiedlich zu der des Amazonas oder anderen (großen) Wäldern der Erde. Da Wildschweine, Rehe, Füchse und andere Tierarten in unseren Wäldern existieren, welche den Menschen scheuen und den Menschen nicht als Nahrungsquelle ansehen, sind wir zumindest nicht in großer Gefahr, wenn wir durch die deutschen Wälder laufen, außer Wildschweine haben gerade Kinder bekommen (Brutzeit) und wollen diese oder sich selbst vor Gefahren verteidigen. Wir haben in Deutschland etwa 48.000 Tierarten, 9.500 Pflanzenarten und 14.000 Pilzarten (NABU). Da wie ich beschrieben habe, unsere Wälder nicht wirklich gefährlich sind, wenn man sie durchqueren möchte, bieten diese einen Raum, welcher dem Menschen die Möglichkeit gibt, die Natur ohne große Risiken zu erleben, ob es ein Spaziergang durch den Wald ist, man Pilze und Kastanien oder andere Pflanzen sammelt oder einen Raum für Spiel und Spaß für Kinder ermöglicht, während sie die Natur erforschen. Umso wichtiger ist es diesen Raum zu schützen und zu bewahren, vor allem in einer Zeit, in der wir sehr zerstörerisch und ausbeuterisch mit der Natur umgehen. Da Dörfer meist eine größere Fläche von Wald/Natur besitzen, ist es eben für die Bewohner von Dörfern wichtig, diese Flächen nutzen zu können und um das Naherholungsgebiet "Wald" bewahren zu können. Ich möchte mich in dieser Arbeit mit Mitteln und Wegen beschäftigen, um die Wälder der Dörfer wie bereits beschrieben zu bewahren und zu schützen. Im Folgenden werde ich tiefer auf diese Möglichkeiten eingehen.

Zuerst machte ich mir Gedanken, was die erste Idee sei, um den Wald zu bewahren und die Umwelt zu schützen und dabei dachte ich an meine vielen Spaziergänge durch den Wald bei denen ich jede Menge Müll entdeckte, welche einfach so von Menschen dort hineingeworfen wurde. Von Reifen, bis Kissen, bis Plastikverpackungen und vielen anderen Gegenständen war im Wald viel Müll aufzufinden. Also war/ist meine erste Idee den Wald aufzuräumen, bzw. den Müll aufzusammeln und im Nachhinein zu entsorgen. Dafür braucht man natürlich ein paar Dinge. Zum einen braucht man Mülltüten, Greifzangen, Handschuhe und am wichtigsten viele Menschen die bei dieser Aufräumaktion mithelfen. Die Beschaffung der Utensilien ist kein großes Problem, denn entweder legen die Menschen, welche sich beteiligen zusammen, um diese Utensilien zu besorgen oder man stellt einen Antrag bei der EU, um sich diese finanzieren zu lassen mit entsprechendem Konzept. Das größere Problem liegt in der Organisation von Menschen, welche sich an diesem Projekt beteiligen. Hier kann man durch Aufrufe in den sozialen Medien oder einer Website auf sich aufmerksam machen, oder Plakate aushängen oder von Tür zu Tür gehen, um die Menschen in den Dörfern zu befragen, ob sie nicht dazu bereit wären, ihre Unterstützung anzubieten. Außerdem

kann man bei Vorständen der Dörfer anfragen, welche bei der Vermittlung zu den Bürgern unterstützen können.



Neben den Bewohnern der Dörfer, dessen Wald/Wälder aufgeräumt werden sollen können natürlich auch Menschen von außerhalb helfen, wenn sie möchten. Ich würde trotzdem in erster Linie versuchen, erst die Bewohner der Dörfer anzuwerben, da diese einen direkteren Draht zu ihren umgebenden Wäldern haben sollten und eher gewillt sein sollten, an diesem Projekt teilzunehmen. Ich denke, dass wenn erste Treffen und Aktionen durchgeführt wurden, Helfer*innen im Nachhinein mit ihren Freunden und Verwandten über ihre Teilnahme an diesem Projekt reden und somit potenzielle neue Helfer:innen anwerben können, denn ich denke, dass auf diese Weise der Kreis von Interessierten erweitert werden kann und das Projekt somit vergrößert wird. Das nicht nur mit mehr helfenden Händen, sondern auch vielen Menschen mit unterschiedlichen Blickwinkeln und neuen Ideen, auf welche Art und Weise man die umgebenden Wälder unterstützen und bewahren kann. Mehr Köpfe führen zu mehreren Ideen und Fähigkeiten, diese Ideen in die Tat umzusetzen. Als Nebenprodukt dieses Projektes bilden sich eventuell Freundschaften und Netzwerke, da Menschen miteinander agieren und sich kennen lernen, was einen Zusammenhalt im Dorf und in der umgebenden Gesellschaft stärken soll und Menschen zusammenbringt. Hier können zur Ankunft von Projekttreffen Fahrgemeinschaften gebildet werden, was sich mit dem Bereich der Mobilität überschneidet, damit Geld gespart wird und die Umwelt durch weniger Verbrauch von fossilen Brennstoffen oder Energie bei e-Autos geschützt wird. Die Kommunikation unter den Helfer:innen des Projektes kann durch den Austausch von Handynummern und der Gründung einer Gruppe auf WhatsApp, Signal, Facebook, Instagram, usw. geschehen, oder für Menschen ohne diese digitale Präsenz können Adressen ausgetauscht werden, falls Helfer*innen diese freiwillig herausgeben möchten. Des Weiteren kann man per Website oder Kanal auf den sozialen Medien neue Veranstaltungstermine oder eben in Gruppenchats bekannt geben, wonach sich die Helfer*innen gemeinsam absprechen können, wenn diese es möchten. Auf diese Weise findet untereinander Kommunikation und Organisation statt und man kann potenzielle Verstärkung in Form von neuen Helfer*innen erfolgreich einbinden. Da bei den Aufräumaktionen auch Müll aufgesammelt wird, welcher nicht in gewöhnlichen Mülltonnen entsorgt werden kann, wie beispielsweise Reifen, kann man diesen Sondermüll bei Wertstoffhöfen abgeben. Ich bin nicht sicher, ob auch dies von der EU bezahlt wird, ich würde es bei meinem Konzept mit angeben und hoffen, dass auch diese Kosten erstattet werden.

Nun ist in erster Linie der Aufbau und die Organisation des Projektes "Wald von Müll säubern" analysiert. Was fehlt ist die Ausführung der Waldsäuberung. Dafür würde ich erst einmal evaluieren, wie viele Menschen als Helfer:innen zur Verfügung stehen. Schließlich würde ich den Bereich des Waldes, welchen man für den Termin säubern möchte in Raster aufteilen. Das bedeutet, dass gewisse

Raster an einzelne Helfer:innen oder Gruppen verteilt werden, welche für die Reinigung dieses Bereiches verantwortlich sind, damit die gesamte Fläche abgedeckt ist und Gebiete im Wald nicht doppelt abgesucht werden, um effizient zu arbeiten. Eine andere Möglichkeit ist, in einer Reihe zu stehen und gemeinsam geradeaus nach vorne zu laufen und den Müll in der eigenen Linie aufzusammeln, bis man an dem Ende des abgesuchten Waldstücks ankommt. Dann keine eine Reihe im nächsten Bereich gebildet werden, bis der Wald abgesucht ist. Je nach Zeitaufwand können dafür natürlich mehrere Termine für ein gemeinsames Treffen vereinbart werden. Schließlich wäre es für die Zukunft optimal, präventiv zu denken, und zu versuchen Menschen, die im Wald unterwegs sind, daran zu erinnern, dass sie ihren Müll bitte nicht im Wald wegschmeißen sollen, sondern diesen bitte zu Hause oder in einer Mülltonne zu entsorgen, damit nicht ständig große Massen an Müll aus dem Wald herausbewegt werden müssen. Dafür denke ich wären Schilder ein gutes Mittel, welche vor dem Wald an Wegen und im Wald selbst angebracht werden können. Denn Tiere können sich an scharfen Kanten von harten Gegenständen verletzen oder von giftigen Inhalten, wie beispielsweise Öl in einem Kanister vergiftet werden. Bei Öl und Benzin wird außerdem Grundwasser verseucht, wenn diese in die Erde gelangen. Diese Information würde ich mit auf die Schilder bringen, um die Wichtigkeit des ordentlichen Umgangs mit der Natur/dem Wald zu verdeutlichen. Des weiteren können auch hierfür Informationen über das eben genannte auf sozialen Medien und einer Website verbreitet werden. Optional können Bildungsangebote wie Veranstaltungen zur Aufklärung oder Vertreter, welche bei Veranstaltungen von dem Projekt erzählen, angeboten werden. Durch die Aufklärung sollen potenzielle Waldbesucher über eine korrekte Verhaltensweise im Wald informiert werden, um deren Gewissen zu schärfen, aktiv der Natur durch Vermüllung nicht zu schaden. Da dieses Projekt auf mehrere Dörfer übertragbar sein soll, kann man auch verschiedene Communitys von Dörfern miteinander verknüpfen, so dass sich beispielsweise umliegende Dörfer einer Stadt gegenseitig unterstützen können. Dadurch würde ein größeres Netzwerk von gegenseitiger Hilfe entstehen.

Neben dem säubern des Waldes, was zur Bewahrung des Naheholungsortes fällt, können auch Bildungsangebote stattfinden, um die Verbindung des Menschen zur Natur zu verstärken. Beispielsweise können Pilzkurse angeboten werden, um zum einen zu lernen, welche Pilze giftig und gefährlich sind und welche essbar sind, damit Menschen zum einen wissen, vor welchen Pilzen sie beim Verzehr achten müssen und um einen Nutzen vom Wald zu ziehen. Denn selbst gesammelte Pilze können zu einer köstlichen Mahlzeit verarbeitet werden, wobei man für das Sammeln im Wald kein Geld ausgibt, was einkommensschwachen Familien hilft Geld zu sparen und man hat für gewöhnlich hoch qualitative Zutaten an der Hand, was dem Körper gut tut.



Man hat also einen Nutzen von diesen Informationsveranstaltungen und dabei stärkt sich auch optimalerweise die Verbindung zur Natur, zumindest auf jeden Fall das Verständnis der Relevanz der Natur für uns Menschen. Außerdem können bei solchen Pilzwanderungen neue Menschen kennen gelernt werden, mit welchen man sich austauschen kann, und Freundschaften schließen kann. Dabei gibt es ja nicht nur Pilze, sondern auch Kräuter und andere Pflanzen, welche vom Menschen genutzt werden können. Hierfür bräuchte man natürlich jeweils eine oder mehrere Menschen, welche sich in den jeweiligen Bereichen wie Pilzen und Kräuter, usw. Auskennen, um solche Führungen leiten zu können und die Teilnehmenden mit ihrem Wissen aufzuklären. Hierzu müssen diese Personen erst einmal ausfindig gemacht werden und dazu gebracht zu werden, diese Kurse zu leiten. Dafür kann ein Honorar angeboten werden, welches von der Finanzierung der EU stammt, oder durch Spendengelder eingenommen wird. Man kann sonst auch etwas Geld verlangen für die Teilnahme an einem Kurs. Auch hier sollte es Möglichkeiten geben, die Angebote an Kursen zu erweitern, wenn für verschiedene Thematiken neue Menschen gefunden werden, welche in einem spezifischen Bereich wissen besitzen, welches sie in Form eines Kurses vermitteln wollen. Hier könnte sich zum Beispiel ein Survivalist, also jemand, der sich mit dem Überleben in der Natur beschäftigt und auskennt bei der/dem Organisationsleiter der Organisation melden und anbieten, dass er/sie einen Überlebenstrainingskurs über die Organisation anbieten möchte, wodurch die Organisation an Angeboten und teilnehmenden Menschen erweitert wird, sobald eine Vereinbarung zwischen der Organisation und der/dem Kursausführenden stattfindet. Dies wäre also Aufklärung durch Informations-/Lehrveranstaltungen im Wald.

Weiterhin sind auch Tiere ein wichtiger Bestandteil unseres Waldes, welche geschützt werden müssen. Ein guter Freund von mir, welcher den Jägerschein machte, klärte mich darüber auf, dass es auch zum Job der Jäger/Waldschützer gehört dafür zu sorgen, dass Wild (Rehe) immer wieder die Straße überqueren können, um ein größeres Gebiet zu haben, damit Inzest nicht stattfindet. Dafür werden zum einen Schilder aufgestellt, das Maximaltempo für Autofahrer:innen angepasst und verschiedene Bereiche des Waldes werden freigehalten. Im Herbst, wenn die meisten Wildwechsel geschehen, wird das Wild beobachtet und es gibt extra angelegte Korridore, welche dem Wild ermöglichen sollen, die Straße zu durchqueren, erzählte mein Kollege. Außerdem haben Rehe in unseren Wäldern keine Fressfeinde, weshalb ihre Population immer wieder reguliert werden muss. Dies hilft auch bei der Prävention von Inzest unter dem Wild. Dies gehört zum Job von Jägern erzählte mein Kollege.

Nun haben wir nicht nur Rehe im Wald, sondern auch andere Tiere, welches es zu schützen und unterstützen gilt, was unter die Rubrik Tierschutz fällt. Hier-

für hatte ich als Idee auch, dass man Amphibienschutzzäune an Straßenrändern aufstellt. Dies wird bereits häufig von verschiedenen Tierschutzorganisationen gemacht, vor allem in den Brutzeiten der Amphibien. Vor allem für Frösche wird diese Methode des Tierschutzes häufig in den Brutzeiten angewandt. Untersuchungen haben ergeben, dass bereits bei einer Verkehrsdichte von 60 Autos pro Stunde etwa 90% der Erdkröten überfahren werden, weshalb diese Schutzzäune umso wichtiger sind, um das Leben dieser Frösche/Kröten zu sichern (NABU. Die Kröten können nicht über die Zäune laufen, springen, was dazu führt, dass diese von Helfer*innen an diesem Zaun immer wieder eingesammelt werden, um sie schließlich sicher über die Straße zu bringen. Dies bewies sich bereits als effektive Methode des Krötenschutz/Amphibienschutz, weshalb ich diese Idee gerne für mein Projekt der Umweltsicherung übernehmen würde. Dafür müssten die Amphibienschutzzäune besorgt werden, welche zu den Brutzeiten aufgestellt werden. Helfer*innen aus dem Dorf oder extern würden die Frösche dann aufsammeln und über die Straße bringen.

Ein weiterer Punkt ist, dass häufig Waldgebiete abgeholtzt werden, um Neubausiedlungen zu erschaffen. Dabei werden nicht nur Bäume entfernt, welche essenziell für die Aufnahme von CO₂ sind, worauf durch Photosynthese wieder saubere Luft entsteht, sondern es werden auch Lebensräume von Tieren und Pflanzen zerstört. Es ist natürlich wichtig, dass wir auch Wohnraum für Menschen schaffen, aber aus meiner Erfahrung werden häufig Immobilien, welche genutzt werden könnten, nicht in Betracht gezogen und bleiben leer stehen. Diese Immobilien könnten, falls notwendig restauriert werden und anschließend wieder genutzt werden. Wenn neu gebaut werden muss, wäre es sinnvoll, Gebiete auszusuchen, welche keine große Pflanzen- und Tierwelt besitzt, wie beispielsweise offene Felder ohne Bäume oder ungenutzte, nicht bewaldete Flächen in Stadt- oder Dorfnähe. Dafür müsste die Auswahl des Standortes analysiert und evaluiert werden, besonders aus der Sichtweise des Umweltschutzes. Ich bezweifle, dass bei der Auswahl des Standortes für Neubaugebiete diese Sichtweise häufig eine wichtige Rolle spielt. Als Maßnahme der Organisation, welche ich hier vorstelle, würde ich in erster Linie den Protest wählen. Helfer*innen der Organisation, welche Interesse haben, könnten durch offene Straßendemonstrationen gegen den Bau unethischer Neubaugebiete protestieren. Außerdem könnte man auch bei politischen Treffen der örtlichen Parteien mit Einfluss auftreten und die eigenen Standpunkte und Sorgen vortragen und mit Passion die Kommunalpolitiker zu einer anderen Handlung drängen. Die Extreme Methode ist das Anketten an Bäume, bei Waldgebieten, welche für Neubaugebiete gerodet werden müssen, allerdings ist diese extreme Methode keine Handlung, welche ich persönlich als Organisationsleiter an meine Helfer*innen/Organisationsmitglieder herantragen würde, oder sie darum bitten würde, sondern so etwas müssten Individuen aus

eigenem Antrieb heraus ausführen, wenn sie dies als valide Protestaktion sehen. Das erhoffte Ergebnis ist selbstverständlich, dass Waldgebiete geschützt werden und für Neubaugebiete eine Lokation ausgesucht wird, welche unserer Natur keinen wirklichen Schaden zufügt.

Dies sind meine Organisationsideen, aber wie bereits gesagt, können diese erweitert werden, falls Menschen intern oder extern der Organisation Ideen einbringen, was man zu den Naturschutzaktionen hinzufügen kann. Für den Anfang ist dies denke ich eine Grundlage, auf der man aufbauen kann. Wie bereits erwähnt würde ich die Finanzierung durch beantragte Gelder der EU und Spendengelder bereitstellen. Ich würde sonst gerne die Organisation als non-Profit Organisation anmelden und auch führen.

Nun da die Grundidee steht habe ich mich auf den Weg gemacht, um Bewohner von naheliegenden Dörfern zu befragen, ob sie bei einer solchen Organisation ihre Unterstützung anbieten würden. Dafür habe ich zwei Interviews geführt, welche ich hier gerne zusammenfassen würde. Zuerst möchte ich sagen, dass ich bei einigen Häusern keinen Erfolg hatte, da einige Menschen kein Interesse hatten, von meinem Projekt zu hören und ihrem Alltag nachzugehen, aber damit hatte ich bereits gerechnet. Nach einigen Versuchen war ich allerdings erfolgreich und ich war in der Lage meine Idee vorzustellen. Bei beiden Interviews konnte ich meine Idee erfolgreich vermitteln und bei beiden wurden mir Fragen gestellt zu der Ausführung und der Vermittlung der Idee. In einem der beiden Interviews stieß ich auf Skepsis darüber, dass genügend Menschen sich freiwillig melde würden, um ihre Unterstützung anzubieten. Ich machte klar, dass dies nur eine hypothetische Idee ist, aber verteidigte auch den Aufbau, indem ich sagte, dass solche Naturschutzprojekte nicht direkt 100 Leute finden muss, um erfolgreich Naturschutz zu betreiben und dass sich eine solche Organisation entwickeln kann, sobald sich anfänglich eine kleine Zahl an Menschen finden, welche bereit sind, ihre Hilfe anzubieten. Es können durch Mundpropaganda und Präsenz auf den sozialen Medien im Verlauf der Naturschutzaktionen neue Helfer:innen gefunden werden, welche das Team verstärken. Hier wurde mir von den Interviewenden recht gegeben, aber sie waren sich trotzdem unsicher, ob sie die Zeit hätten, um an einem solchen Projekt teilzunehmen, auch wenn sie die Idee für gut befanden. Bei dem zweiten Interview stieß ich auf großes Interesse. Die Bewohner, welche ich hier interviewen durfte, fragten mich natürlich auch über den Aufbau und die Aktionen, welche ich geplant hätte, antworteten mir aber mit der Bereitschaft, bei einem solchen Objekt als Helfer:innen teilzunehmen. Dadurch, dass dies ein Ehepaar war, von denen die Kinder bereits eigenständig sind, sagten diese, dass sie Zeit hätten, um immer wieder mal bei solchen Treffen anwesend wären, um ihre Unterstützung anzubieten.



Natürlich machte ich zuvor klar, dass dies nur eine hypothetische Idee ist, aber sie sagten, dass sie in ihrem Dorf und auch in Dörfern in der Nähe ihre Hilfe bei einem solchen Projekt anbieten würden. Ich sah persönlich meine Ausbeute in Form von einer interessierten Familie bei 2 geführten Interviews als erfolgreich. Ich bin mir allerdings recht sicher, dass sich einige Menschen mehr finden würden, welche bei diesen Naturschutzaktionen helfen würden, hätte ich noch mehr Bewohner von Dörfern aufgesucht.

Ich denke, dass dies ein solides Fundament ist, auf dem man solches Naturschutzprojekt aufbauen kann, denn natürlich entwickelt sich eine solche Unternehmung nicht von 0 auf 100, sondern Stück für Stück, was mich positiv stimmt, dass ein solches Projekt Anklang bei den Bewohnern von Dörfern finden würde. Natürlich sind auch Bewohner der Stadt herzlich eingeladen, an dem Projekt teilzuhaben. Auch viele Stadtbewohner lieben den Wald und sind bereit, an einer positiven Veränderung für den Schutz der Natur mitzuwirken.

Nun stellt sich mir zum Schluss die Frage, was soziale Arbeit für eine Relevanz beim Naturschutz innehat. Soziale Arbeit kann darin fungieren, Menschen mit gemeinsamen Interessen zu vermitteln beziehungsweise zu vereinen, um dem gemeinsamen Interesse Ausdruck zu verleihen. Dies geschieht in der sozialen Arbeit häufig im Bereich der Gemeinwesenarbeit, bei der Menschen mit gemeinsamem Interesse beispielsweise im Naturschutz mit Naturschutzorganisationen zusammengebracht werden kann. Außerdem finde ich es persönlich wichtig auch als Sozialarbeiter:in den Protest der Bürger*innen zu unterstützen und in wichtigen Angelegenheiten wie Naturschutz auch eine vermittelnde Rolle zwischen Bürger:in und Politik herzustellen. Denn wir wissen, was die Natur für eine essenzielle Rolle in unser aller Leben spielt. Ohne Bäume keine gereinigte Luft und kein Lebensraum für Tiere und Pflanzen. Ohne Tiere im Wald weniger Verfügbarkeit von Fleisch außerhalb von Landwirtschaftsbetrieben. Ohne Pflanzen keine Nahrungsquelle in Form von Pflanzen. Außerdem finde ich, dass die Natur einen Raum für Naherholung bietet, da dort eine gewisse Ruhe herrscht im Gegensatz zur lauten, hektischen Stadtwelt. Vielfalt in Form von vielen Tier- und Pflanzenarten bereichert unserer bunte vielfältige Welt. Also ist es wichtig aus vielen verschiedenen Gründen unsere Natur zu schützen, zu bewahren und durch Neubepflanzung auszubauen. Leider zeigt sich in unserer momentanen Gesellschaft dieses Bild nicht. Unsere Wirtschaft, welche ohne jeden Zweifel wichtig ist, wird gefühlt unsere neue Religion, wie sie so viele Politiker predigen, was aber meist bedeutet, dass Großunternehmen in den Allerwertesten gekrochen wird, welche für sehr viel Umweltverschmutzung, -zerstörung und Ausbeutung der Natur verantwortlich sind. Es braucht meiner Meinung nach mehr Menschen, welche sich an Naturschutzprojekten und Demonstrationen beteiligen, um mehr Einfluss auszuüben, aber ich denke, dass in den letzten Jahren die Thematik im-

mer mehr Gehör in unserer Gesellschaft erlangt hat und immer mehr Relevanz in unserem Alltagsleben finden wird. Denn auch im Alltag von jedem Menschen lassen sich Gewohnheiten einpflegen, welche zum Naturschutz beitragen. Beispielsweise keine Verschwendungen von Lebensmitteln, in dem Sinne also darauf zu achten, dass man alle gekauften Lebensmittel nutzt. Zum anderen Produkte mit so wenig Plastikverpackung wie möglich zu kaufen und diese auch im Nachhinein im Plastikmüll wegzwerfen. Man kann auch gewisse Unternehmen wie Nestle, welche unser Grundwasser anzapfen und uns für ein Vielfaches verkaufen nicht unterstützen, indem man deren Produkte kauft. Für kurze Strecken kann man laufen oder mit dem Fahrrad fahren, anstatt mit dem Auto. Ansonsten kann man öffentliche Verkehrsmittel nutzen oder Fahrgemeinschaften bilden, um einen größeren CO₂ Ausstoß zu vermeiden. Denn wir können alle nur für uns selbst handeln und jeder Mensch, der/die sein Leben umweltschonender ausübt, spielt eine gewichtige Rolle im großen Ganzen. Neben Protest und umweltschonender Lebensweise ist natürlich die Anteilnahme an Naturschutzprojekten eine andere Möglichkeit, wie ich es bereits erörtert habe. Zum anderen kann sich Naturschutz auch in anderen Arbeitsbereichen der sozialen Arbeit ausprägen. Zum Beispiel kein/e Sozialarbeiter:in, welche/r als Wohnbereichsleiter:in von betreuten Wohnformen agiert, dafür sorgen, dass Umweltschützende Maßnahmen im Arbeitsalltag der Mitarbeitenden und in den Wohnungen der Bewohner:innen ausgeübt werden, indem man versucht, so wenig Müll wie möglich zu produzieren und energiesparend arbeitet, also die Heizung im Sommer abgestellt hat, die Wände wenig Wärme abgeben und dass Naturprojekte für Mitarbeitende und Bewohner angeboten/verbreitet werden. Bei uns auf der Arbeit wird sonst ein Fahrradleasing zu einer günstigen Leasingrate angeboten, was dazu führen soll, dass sich mehr Mitarbeiter:innen ein Fahrrad zulegen und damit zur Arbeit fahren oder auch zu anderen Unternehmungen das Fahrrad benutzt. Es gibt viele Möglichkeiten Naturschutz zu betreiben und diese Möglichkeiten kann man auch in verschiedensten Bereichen der sozialen Arbeit anwenden. Also gibt es Möglichkeiten den Arbeitsalltag naturschützend zu gestalten und in gewissen Bereichen der sozialen Arbeit als Bindeglied zu fungieren zwischen Menschen mit Interesse Naturschutz zu betreiben und Naturschutzorganisationen, welche diese Möglichkeit anbieten. Als Bindeglied zwischen Protestierenden und der Politik. Also hat soziale Arbeit folglich Möglichkeiten der Bewegung des Naturschutzes ihre Unterstützung anzubieten und somit eine wichtige Rolle im Naturschutz zu spielen. Da ich selbst als Kind viel zeit im Wald verbracht habe, bin ich der Natur sehr verbunden und weiß, was die Natur für eine Relevanz für mich und die Welt hat. Ich erhoffe mir, dass wir als Gesellschaft die Ernsthaftigkeit der Relevanz des Naturschutzes und Wiederaufbaus erkennen und gemeinsam daran arbeiten

Quelle

- Gnehm, J., (2020). Die 10 größten Wälder der Welt. [14.10.2025] <https://nikinclothing.com/blogs/nikin-blog/die-10-grossten-walder-der-welt>
- Destatis, Statistisches Bundesamt (2024). Flächengröße des Waldes nach Bundesländern. https://www.destatis.de/DE/Home/_inhalt.html. [14.10.2025] <https://www.destatis.de/DE/Themen/Branchen-Unternehmen/Landwirtschaft-Forstwirtschaft-Fischerei/Wald-Holz/Tabellen/waldflaeche-bundeslaender.html>
- o.A. NABU. Tiere, Pilze & Pflanzen. <https://www.nabu.de/>. [17.10.2025] <https://www.nabu.de/tiere-und-pflanzen/index.html>
- o.A. NABU. Amphibienschutz an Straßen. <https://www.nabu.de/>. [17.10.2025] <https://www.amphibienschutz.de/schutz/amphibien/amphibienschutz.htm>



Kunstraum Dorf

Auch wenn Soziale Arbeit den unangefochtenen Anspruch hegt, den gesellschaftlichen Blickwinkel durch Handlungskonzepte wie die Ressourcenorientierung auf die Stärken einzelner Individuen zu richten. So handelt es sich bei ihr dennoch um eine durch und durch defizitorientierte Disziplin.

Es bräuchte keine soziale Arbeit, wenn es der Gemeinschaft innerhalb einer Gesellschaft gut ginge. Sie entsteht erst, beziehungsweise wird erst dann benötigt, wo Ungleichheit, Ausschluss und anderweitige psychosoziale Belastungen vorkommen.

Der Sozialraum Dorf stellt daher ein besonderes Thema innerhalb der Sozialen Arbeit dar, da der demografische Wandel in Dörfern Bedingungen für einen erhöhten Bedarf nach sozialer Arbeit begünstigt.

Die fortschreitende Mechanisierung und Zentralisierung schlägt sich massiv auf die kulturelle Substanz von Dörfern aus. Schon allein die Tatsache, dass Dörfer lange nicht mehr eigenständig sondern ausschließlich im Zusammenschluss zu einer Stadt existieren können, kann als Grundlage verstanden werden.

Die vorherrschende Stadtwanderung hat so beispielsweise zur Konsequenz, dass die erhöhte Abwanderung junger Erwachsener in Dörfern, eine gesellschaftliche Überalterung begünstigt und so gehen lokale Kulturträger aufgrund fehlender Motivation und genereller Nachfrage verloren.

Die Alltagsinfrastruktur stirbt so Stück für Stück aus.

Das vernetzte, symbiotische Dorf verwandelt sich in ein Schlafdorf als Knotenpunkt isolierter Pendler. Die kleinen, nischen Geschäfte stehen leer und Gemeinschaftsräume wie Kirchen und Vereinshäuser verlieren ihren Nutzen.

Auch auf wirtschaftlicher Ebene schlagen sich diese Symptome nieder. Dem Dorf droht ökonomische Verarmung und die Abhängigkeit bezüglich Bildung, Karriere und Unterhalt liegt immer mehr in urbanen Räumen. Das alles schränkt die Teilhabe der dortigen Bewohner massiv ein. Und wer nicht teil hat, der gestaltet auch nicht (vgl. Skippington / Davis 2016: 227-231).

Ein Raum: kein Anfang, kein Ende

In Gesellschaft und Kultur beschreibt Read ein sich noch immer wiederholendes Phänomen. Zunächst skizziert er essentielle menschliche Kräfte, die Lust und Apathie, und setzt sie in einen Abgleich zu Krieg und Frieden. Dieses Pendeln zwischen diesen beiden Zuständen ist menschliches Schaffen, es ist Kultur. Es ist die menschliche Unfähigkeit, im Frieden zu verharren, da er mit Langeweile gespickt ist, im Zusammenspiel mit dem immer wiederkehrenden Fehlschluss, Krieg könnte irgendeine Form von Lust, von Weiterentwicklung erzeugen.

Was zunächst weit hergeholt und unpassend scheint, stellt aber in meinem Projekt den Kerngedanken dar (vgl. Read 1991: 61–63).

Das heutige Dorf als Brennpunkt und Konsequenz veränderter Produktions- und Gesellschaftsstrukturen, die Bequemlichkeit anstreben, ist sehr passend in Reads Gedanken übertragbar.

Read unterscheidet zunächst Zivilisation und Kultur voneinander. So könne eine stark wachsende Zivilisation sogar schädlich für Kultur sein. Hierbei stellt eine Zivilisation den Habitus einer Gesellschaft dar, das sind unter anderem Regeln, Strukturen, der Wohlstand und der Umgang damit. Während Kultur, so Read, das Erzeugnis jeder spontanen menschlichen Entwicklung des Geistes sei. Dabei merkt er an, dass die Kulturverantwortlichen jeder modernen Gesellschaft durchweg die Minderheit und somit meist ausgesonderter Natur belegt seien.

Heutzutage leben wir im Zeitalter der Massenproduktion und dies bedarf einer großen Konsumgruppe, die in der Tendenz wenig oder weniger Vermögen hat. Daher sind aber auch die Produkte gleich und haben zudem eine dürftige Qualität.

Geschmäcker werden auf diese Weise vorgegeben, eine kulturfördernde Spontanität verwehrt. Auf das Individuum übertragen, verlernt es den Sinn, also jedwede intuitive Fähigkeit.

Intellektualität und Sensibilität würden hierbei bereits im Kindesalter von einander getrennt, so Read und das Resultat sind gespaltene Individuen, die in Gesellschaften leben, die kulturell verfaulen.

Die Lösung soll genau da ansetzen. Das zuvor beschriebene menschliche (Lust-)Ventil, das Krieg oder abgeschwächt generelle menschliche Destruktivität darstellt, soll durch kulturelle Externalisierung, also Kreativität, ersetzt werden.

Kreativität bedarf Inspiration und diese entsteht als Spontanzündung, wenn sich möglichst viele kulturelle Elemente frei und möglichst divers um einen herum bewegen. Das bedeutet, sie nährt sich von neuartigen und bestenfalls sogar widersprüchlichen Ideen, Bildern und Formen etc.

Kultur entsteht also nur durch Spontanität (vgl. Read 1991: 21–27).

Um Kultur im Dorf wieder zu stärken und zu fördern, soll genau dafür der Raum gegeben werden, Spontanität zu erzeugen, indem jede*r auf jede erdenkliche Weise kulturelle Exploration erleben kann.

Das Ziel ist also die Aneignung von freier, expressiver Kultur und Kunst. Der Zweck des Raums ist also, keinen bestimmten Zweck zu haben.

Dadurch, dass aber weder Zielsetzung noch Kunstrichtung, Material usw. vorgegeben sind, stellt auch der Kunstraum einen Widerspruch zu dem Wort „Projekt“ selbst dar.

Denn ein Projekt würde auf etwas Bestimmtes hinauslaufen oder hinauslaufen wollen.

Das tut dieser Raum keinesfalls.

Vision

Denn wie zuvor angerissen, braucht Kultur Inspiration durch Spontanität. Um diese also auf einer bestehenden Zivilisation zu begründen, ist eine Neugestaltung der äußeren Umgebung maßgeblich. Das bezieht sich aber auf alle Bereiche und meint somit Innovation. Nach Read gibt es Bedingungen, die die Entwicklung von qualitativer Kultur begründen. Es benötigt zudem ein Gesellschaftssystem, welches einen möglichst gleichmäßigen Wohlstand einbezieht. Weiterhin soll die Qualität der Produkte wieder an die Verantwortlichkeit der Arbeiter*innen gekoppelt werden, das nicht im Sinne einer weiteren Belastung, sondern vielmehr um Sinnhaftigkeit in Tätigkeiten zu streuen, wo diese womöglich abhandengekommen ist. All diese drei Bedingungen lassen sich, rein pragmatisch, sogar besser in das heutige Dorf übertragen, als in eine durchflutete Großstadt. Neugestaltungen könnten zentrierter besprochen werden. Die Bewohner*innen in Dörfern sind zudem tendenziell homogener als in Städten.

Der Knackpunkt ist Reads vierte Bedingung, sie thematisiert einen Wandel in der Erziehung. Zuerst als Freiheit in der Erziehung genannt, stellt er schlussendlich fest, dass es sich vielmehr um eine Erziehung zur Freiheit handelt. Immerhin befinden wir uns in der Gesellschaft und auch ein neuer, „innovativer“ Kunstraum wird auch nichts an der bestehenden Dorfgemeinschaft ändern.

Eine Erziehung zur Kultur gedeiht daher am besten in Gesellschaften, in denen dieses Gut bereits mit der Wiege besteht (vgl. Read 1991: 38–42).

Read erläutert, wie kindliche Exploration, gerade im Kontext kultureller Externalisierung, essentiell ist. Die Tatsache, dass Kinder bereits im jüngsten Alter kulturellen Ausdruck und vielleicht sogar nichts anderes als das hervorbringen, die natürliche, menschliche Basis der Selbstfindung wäre. Read bezeichnet die gesellschaftlichen Prozesse dahingehend aber eher als spaltend. Kinder würden so bereits frühzeitig in ihrer Intellektualität und Sensibilität getrennt werden.

Dabei ist genau dies der erste individuelle Ausdruck und somit der erste Schritt zu so etwas wie einem Selbstkonzept.

Kinder würden nach dieser Auffassung nicht eine Unterweisung oder Lehre benötigen, wie es in den Schulsystemen, die sich seither auch nicht wirklich verändert haben, der Fall ist - sondern vielmehr eine Art Begleitung benötigen. Dabei sollen Lehrer nicht als autoritäre Machtmauern handeln, sondern möglichst nah, bekannt und kameradschaftlich auf die Kinder wirken. Dabei sollte der im Schulsystem verankerte Zwang der Einheitlichkeit und Normalisierung stillgelegt werden, um eine größtmögliche Vielfalt und Wahrhaftigkeit zu stiften. Ein Lehrer soll so viel mehr Begleiter und Unterstützer werden, der nicht das Kind der Gesellschaft anpasst, sondern mit dem Kind zusammen die intuitive Anpassung des Kindes an die Gesellschaft erarbeitet. Was eine Gesellschaft bedeuten würde, die einen Anpassungzwang gar nicht mehr nötig hätte.

Gemeint ist damit, dass die Kinder lernen, ihre eigenen Kräfte und Talente zu kennen, sie zu fördern und anschließend sinnig und bewusst in ihrer Gemeinschaft anzuwenden. Auch hier ist Reads Ziel der Spontanität erkennbar. Freiheit und Selbstbildung stellen bereits im jüngsten Alter die beste Grundlage für ästhetisches Empfinden dar, welches dann Sinnmäßigkeit von Zweckmäßigkeit scheiden kann. Naives Handeln wird so also zu bewusstem Können und das explizit durch Intuition (vgl. Read 1991: 116-122).

So setzt der Zen-Künstler Daido Loori das kreative Schaffen mit einer spirituellen Reise gleich. Sie ist also intuitiv geleitet, damit nicht berechenbar und somit neuartig und experimentell. Dieser Prozess konfrontiert uns somit mit unserer wahren Natur und weiter mit der grenzenlosen Kreativität des Universums. Wir finden diese Gestaltungskraft überall. Schon unser Körper, selbst eine einzelne Zelle, trägt sie in Form von „musterbildenden Prozessen“ in sich (vgl. von Spreti/Martius/ Fröstl 2012: 120-123).

Der deutsche Neurobiologe Gerald Hüther spricht bei diesen musterbildenden Prozessen von inneren Bildern. Damit sind aber nicht nur die Bilder gemeint, die wir aktiv wahrnehmen, sei es durch tatsächliche Beobachtungen oder Fantasien. Es geht eben so sehr um die Verknüpfungen dieser Bilder. Das Äußere dringt also ins Innere, das heißt, die transparenten Phänomene des Erlebten beeinflussen die Reaktionen des Lebewesens. Sobald ein Sinneseindruck die sensorischen Areale der Hirnrinde erreicht, entsteht ein eigenes Erregungsmuster, das anschließend weiter an die assoziativen Rindenareale übermittelt wird. Es kommt zu einer Art Abgleich des neuen Erregungsmusters mit dem des alten. Da es aber gänzlich neu ist, kommt es zu einer Überlagerung und somit entsteht ein erweitertes, neues Erregungsmuster.

Diese Nervenzellverschaltungen können aktiv genutzt werden, um diese inneren Bilder zu ändern. Wir können sie durch neue Erfahrungen und Beobach-

tungen beeinflussen und leiten, sowohl in positive, durch beispielsweise Mut und Zuversicht geprägte Bilder als auch negative, durch Angst oder Schmerz geprägte Bilder (vgl. Hüther 2015: 58-70).

Durch künstlerisches Schaffen, auch ohne therapeutischen Rahmen, ist es also bereits möglich, innere Bilder zu verändern. Und von da aus können auch äußere Bilder Stück für Stück verändert werden.

Gemeinschaft

Denn wenn Kultur von Inspiration und Spontanität bedingt ist, ist dafür wohl nichts entscheidender als Diversität und Adaption.

Gleichzeitig benötigt sie nach Read vor allem aber auch Zusammenarbeit, soziale Integrität und gegenseitige Hilfe. Auch das ist notwendig für die Kultur.

Künstler*innen stehen seit jeher und insbesondere vor der Postmoderne immer in Verbindung, ob zum Austausch, zur Inspiration oder auch in gegenseitiger Kritik. Auch das schafft Inspiration.

Da die Gemeinschaft, aber auch die Ortschaft im Dorf übersichtlicher ist, kann das Community Capital schneller aufgegriffen werden.

Denn selbst wenn oder gerade weil Abwanderung und verminderte wirtschaftliche Chancen, die Bewohner:Innenzahlen in Dörfern klein halten, kann gerade von dieser Basis profitiert werden. So sind gemeinschaftliche Einzigartigkeiten, wie die dörfliche Geschichte, aus vielseitigen Perspektiven, aber auch geografische, inspirierende Besonderheiten greifbarer (vgl. Skippinbton / Davis 2016).

Es ist also gut vorstellbar, dass durch die Existenz eines Raumes, der letztlich nichts weiter ist als der Zugang zu Materialien, eine kulturelle Entfaltung zur Folge haben könnte.

Studien zeigen, dass gemeinnützige Kunst- und Kulturorganisationen, also jedwede Art von Zugang zu Kultur, Inspiration bieten. Zudem verschönern sie öffentliche Räume und stärken so die gemeinschaftliche Identität.

Je nach Art können solche Organisationen natürlich auch als wirtschaftliche Akteure fungieren, indem sie den Bewohnenden beispielsweise Beschäftigung bieten oder den Einkauf bei lokalen Unternehmen ermöglichen. Dies zieht als Konsequenz auch Besucher:innen, Tourist:innen oder sogar neue Bewohner:innen an. So soll Kultur und Kunst ein interkulturelles Verständnis stärken und somit ein Gemeinschaftsgefühl erzeugen, was die Lebensqualität jedes einzelnen Dorfmitglieds maßgeblich erhöhen würde (vgl. Cohen o.A.: 3+4; 8+9).

Die Tatsache, dass diese Kultur-Etablierung in Gemeinschaft und nicht extern, sondern insbesondere intern entstehen würde, hebt hierbei nicht nur die Vorteile für die Gemeinschaft, sondern auch die vereinzelten Individuen hervor.

Die gemeinsame Gruppenarbeit würde in diesem Fall weiterhin auch das Zugehörigkeitsgefühl durch Vertrauen stärken. Zwar ist keineswegs vorgegeben, inwiefern zwischenmenschliche Interaktion betrieben werden muss, aber auch diese wird, egal ob unterschwellig oder beherzt, stattfinden und ihre Auswirkung mit sich führen.

Genauso wie das Kunst- oder Kulturmachen selber zur Verarbeitung von Trauer, Schmerz und anderen emotionalen Belastungen dienlich ist, könnten auch spontan entstehende Gespräche während des gemeinsamen Schaffens wohltuend sein. Diese Gespräche können so von alltäglichen Themen bis zu solchen reichen, die tiefer an die Substanz gehen.

Diese Stärkung von Innen umfasst das Selbstbewusstsein und soll empowernd darauf hinwirken, neue stärkende Perspektiven in sich

Konkreter kann auch im Austausch über die Kunstwerke gegenseitige Wertschätzung und Unterstützung mit kollektiver Reflektion verbunden werden.

Es lässt sich also sagen, dass ein solcher Raum durch Empowerment eine soziale Kohäsion fördern kann. Das stille Arbeiten beieinander hat großes Potenzial, zu einem vernetzten Miteinander zu werden, welches nachhaltig gegenseitige Unterstützung, aber auch Selbsthilfe im Gemeinschaftsverständnis festigen könnte.

Die gemeinschaftliche Kunst könnte so nicht isoliert, sondern integrativ und integriert in der Dorfentwicklung Platz finden (vgl. Richardson 2025: 34-38).

Material

Read behauptet, dass den meisten Menschen die Sinnhaftigkeit, also der Identifikationsfaktor innerhalb ihrer Beschäftigung, verloren gegangen sei. Diese These stellt auch die Grundlage für die dritte Kulturbedingung her.

Die Arbeiter sollen wieder ein Verantwortungsbewusstsein für das von ihnen hergestellte Produkt erhalten. Also begreifen, was genau sie in den Händen halten, wie es erstellt wurde, zu welchem Zweck, mit welcher Bemühung.

In dem Kunstraum im Dorf soll es möglichst jede Form und Art vorzugsweise unbegrenzt geben.

Was zunächst als Widerspruch erscheint - immerhin ist es qualitativ hochwertiger Verantwortung für eine statt für mehrere Sachen zu tragen - muss zunächst als eine Art Rekonstruktion verstanden werden.

Gerade weil das Verantwortungsbewusstsein über Material und Materie verloren gegangen ist, muss es zunächst überhaupt wieder bewusst gemacht werden.

Wo die breite Masse Kunst als Farbe durch Pinsel auf Leinwänden versteht, spiegelt sie sich im Individuum auf jede noch so unbekannte Weise wider.

Daher sollten die zur Verfügung gestellten Materialien sowohl Farben, Stoffe, als auch Instrumente sein und im Sinne der Nutzung in keiner Weise eingeschränkt werden.

Das begünstigt die von Read betonte Spontanität. Ebenso bezieht es durch eigenes Schaffen eine kritische Reflexion gegenüber den heutigen Standards und der vorherrschenden Maschinenproduktion mit ein. Intuitive Gestaltung kann so auf gutem Nährboden entstehen und verknüpft sich gleichsam - durch die vorher genannten Aspekte - mit einem Verantwortungsbewusstsein dem Material, also der Natur, sich selbst und der Gemeinschaft gegenüber. (vgl. Read 1991: S. 35-37).

Auch hier zeigt sich, dass Kreativität sich nicht nur auf die klassischen Bezugspunkte, wie angewandte Kunst oder Belletristik beziehen muss, sondern auch im niederschweligen Sinne auftreten und greifen kann.

So soll gerade das handwerkliche Arbeiten ein umgebungsorientiertes Entdecken und Erfinden im Außen begünstigen. Während innere Geschichten und Emotionen über andere Kanäle als den verbal-auditiven dargestellt werden können.

Gerade für ältere Menschen kann das selbstinitiierte Lernprozesse sowie soziale Interaktion anstoßen, die im Alltag wenig bedient werden. Ebenso können jüngere Bewohner*innen eine tiefere Auseinandersetzung und das damit verbundene Verantwortungsbewusstsein mit Materialien erlernen oder stärken (Al-Fawadi 2022: 28-32).

Zwar soll der Raum grundsätzlich mit Materialien ausgestattet sein, zusätzlich ist es aber wünschenswert, ein gemeinschaftliches Recycling von Materialien zu initiieren.

In jedem Fall spielen hierbei sowohl die Nachhaltigkeit als auch die Gemeinschaftlichkeit eine außerordentliche Rolle.

Selbstredend können insbesondere Naturmaterialien, wie Hölzer, Steine oder auch Sand aus der unmittelbaren Umgebung genutzt werden.

Gerade im sensorischen Sinne ermöglicht das nicht nur Zugang zu neuen künstlerischen Methoden, sondern schafft auch Achtsamkeit und Erdung durch das taktile Erleben. Im psychologischen Sinne festigen die Verwendung und Beührung ungewohnter Materialien das kreative Denken und vereinfachen so die Adaption.

Die neu entstandenen persönlichen Ausdrucksmöglichkeiten werden so zum innovativen Kulturgut.

Der ganze Prozess soll also das Thinking-outside-the-box hervorheben, was zu Ende gedacht nichts anderes ist als Spontanität (vgl. Richardson 2025: 34-38).

Was bleibt?

Der beschriebene Kunstraum im Dorf ist letztlich mehr als ein Ort der Kunstproduktion und Ästhetikbildung in dem Sinne. Er verkörpert weiter auch die Idee oder das Potential einer (anarchistischen) Miniaturgesellschaft, in der natürliche Vielfalt, aber auch individuelle Entfaltung sowie spontane soziale Innovation Platz finden.

Durch eine breite, gestellte Materialwahl sowie grundsätzliche feste Zwecklosigkeit des Raumes wird Dorfbewohner*innen ermöglicht, ohne Regeln oder jedweden Druck kreativ tätig zu werden.

Wie Hüther beschreibt, sollen so musterbildende Prozesse angestoßen werden, die alte, verrostete ersetzen und so gleich Wahrnehmung, Intuition und ästhetisches Empfinden beeinflussen können. Künstlerisches Schaffen begleitet also auch die Prozesse der Selbstreflexion und -findung.

Ebenso auch in der Gemeinschaft des Dorfes. Der Kunstraum fungiert so als sozialer Organismus, der den Gemeinschaftssinn auf eine, wenn auch vorerst „subtile“ Weise nachhaltig stärken oder erst wieder ins Leben rufen kann. Kollektive Reflexion und auch die spontane Besprechung der Werke führen auf längere Sicht zu Zusammenschluss und können gerade im Dorf äußerst nützlich dafür sein, sich zu mobilisieren und insofern kollektiv Empowerment und Hilfe zur Selbsthilfe zu leben.

Weiterhin stellt der Raum - ganz gleich, ob bewusst dahin vermarktet, umstrukturiert oder nicht - ein Archiv des Dorfes dar, das die Kultur in sich trägt und hütet.

Was bleibt? Ein Raum: kein Anfang, kein Ende.

Aber ein großes Potenzial für Kultur durch Freiheit und Kunst.

„An artist's only concern is to shoot for some kind of perfection, and on his own terms, not anyone else's.“ (Salinger 1961: 199)

Quellen

- Al- Fawadi, H. M. S. (2022) the role of creativity and talent in art- education of school students journal of the college of basic education, Dezember 2022
- Cohen, R. () Arts & Economic Prosperity 6 - The economic & social impact study of nonprofit arts & culture organizations & their audiences Americans for the Art
- Fröstl, H. / Martius, P. / von Spreti, F. (2012) Kunsttherapie bei psychischen Störungen; Urban & Fischer Verlag, München - Jena, März 2012
- Hüther, G. (2015) Die Macht der inneren Bilder - wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH, Göttingen, 9. Auflage
- Read, H. / Klemm, U. (Hrsg.) (1991) Kunst, Kultur und Anarchie - Politische Essays wider den Zeitgeist , Trotzdem - Verlag, Grafenau - Döffingen, 1. Auflage
- Richardson, A. (2025) Using natural materials in art therapy to address accessibility an Well-Being with low-income older adults, Capstone Thesis, Lesley University, , Mai 2025
- Salinger, J. D. (1961) Franny and Zooey Little, Brown and Company, Boston
- Skipington, P. A. / Davis, D. F. (2016) Arts- based community development: rural remote realities and challenges Routledge - Taylor & Francis Group, ANU College of Arts and Social Science, Canberra, Australia



Die Transformation der Tante Emma: Ein hybrides Zukunftsmodell für vitale Dorfgemeinschaften

Der ländliche Raum in Deutschland steht aktuell an einem Wendepunkt. Viele Regionen kämpfen mit tiefgreifenden strukturellen Problemen, die eng mit dem demografischen Wandel verknüpft sind. Vor allem junge Menschen zieht es in die Städte, während in den Dörfern die Bevölkerung altert. Diese Entwicklung führt zwangsläufig dazu, dass wichtige Infrastrukturen verschwinden – von Buslinien über Arztpraxen bis hin zu kleinen Geschäften (vgl. Henkel, 2016). Besonders schlimm ist dabei das Verschwinden des klassischen Tante-Emma-Ladens. Über Jahrzehnte war er weit mehr als nur ein Ort des Einkaufens: Er war das Herzstück des Dorflebens, Treffpunkt, Gesprächsort und Symbol für Zusammenhalt (vgl. Henkel, 2016). Mit seinem Wegfall verschwindet auch ein Stück sozialer Kultur. Denn der Tante-Emma-Laden war nicht nur ein Nahversorger, sondern auch ein Ort des Vertrauens, an dem man Neuigkeiten austauschte und Gemeinschaft erlebte. Durch die zunehmende Motorisierung und den Aufstieg großer Discounter wurde dieser soziale Mittelpunkt jedoch zunehmend verdrängt. Heute führt das vielerorts zu einer problematischen Abhängigkeit vom Auto – ein Nachteil vor allem für ältere oder nicht mobile Menschen, die dadurch von sozialer Teilhabe ausgeschlossen werden. Isolation und Einsamkeit nehmen spürbar zu (vgl. Wolfenstein, 224).

Genau hier setzt das Konzept „Petzer Treff & Tante Emma“ aus der Gemeinde Sibbesse im Ort Petze an. Es ist ein modernes, multifunktionales Projekt, das versucht, die ursprüngliche Idee des Tante-Emma-Ladens in die heutige Zeit zu übertragen. Ziel ist es, Nahversorgung, Gemeinschaft und Digitalisierung miteinander zu verbinden. Der Treff soll nicht nur Waren bereitstellen, sondern vor allem Begegnung, Teilhabe und Nachhaltigkeit fördern – und so den sozialen Zusammenhalt im Dorf stärken. Das Projekt basiert auf einem durchdachten hybriden Modell, das wirtschaftliche Effizienz mit regionaler Verwurzelung verbindet. Eine enge Kooperation mit REWE Bad Salzdetfurth

bildet die wirtschaftliche Basis: Durch gemeinsame Lieferungen wird ein breites Sortiment zu fairen Preisen ermöglicht, ohne dass das lokale Team in aufwendige Beschaffungsprozesse eingebunden ist. Gleichzeitig bleiben die regionalen Wurzeln erhalten – etwa durch die Zusammenarbeit mit Produzenten wie dem Hof Tietjen in Almstedt, der Brot und frisches Gemüse mit kurzen Transportwegen liefert. Das stärkt nicht nur die regionale Wertschöpfung, sondern auch das Bewusstsein für Nachhaltigkeit und lokale Identität



(vgl. Abb. 1: Gemüse-Stand Familie Tietjen, Almstedt).

Um die ökonomische und ökologische Effizienz auf höchstem Niveau zu halten, ist die Integration moderner Technologien unerlässlich. Ein KI-gestütztes Warenlogistiksystem analysiert anonymisierte Kaufmuster der Dorfbewohner:innen und steuert die Bestellungen bedarfsgerecht und präzise. Die Hauptfunktion dieser KI liegt in der Vermeidung von Überbeständen und Lebensmittelverschwendungen, da die Bestellungen exakt auf die tatsächliche Nachfrage ausgerichtet werden. Diese Automatisierung reduziert die Kosten, entlastet das ehrenamtliche Personal und ermöglicht es den Mitarbeitern, sich primär auf ihre soziale Funktion zu konzentrieren: die Pflege der Kundschaft und der Dorfgemeinschaft.

Gerade diese soziale Dimension ist der eigentliche Kern des „Petzer Treff“. Der Laden ist physisch als Begegnungszentrum konzipiert, ausgestattet mit einer gemütlichen Sitzecke, die zum Verweilen und zum intergenerativen Austausch einlädt. gezielte, niedrigschwellige Angebote wie Spiele-Nachmitten, Vorleserunden und Themenabende sind geplant, um die soziale Isolation aktiv zu bekämpfen und ein lebendiges Miteinander zu fördern. Des Weiteren werden auch Lehrgänge zum Thema KI und Digitalisierung angeboten, um die Handhabung und Bestellung für jeden zugänglich zu machen.

Über die physische Begegnung hinaus nimmt das Konzept auch die Herausforderung der digitalen Spaltung auf. Die Lokal-Cloud „PetzeConnect“ fungiert als digitaler Dorfplatz, eine geschlossene Plattform, die die bürgerschaftliche Selbstorganisation ermöglicht (Gartenarbeit, Babysitting) bis zur Gründung von Interessengruppen. Um die Inklusion aller Generationen sicherzustellen, sind niedrigschwellige Technologien wie digitale Bestellstationen mit Vorlesefunktion integriert, während die Themenabende als Kompetenzzentrum für digitale Teilhabe dienen. Ergänzt wird dies durch konkrete Maßnahmen zur nachhaltigen Mobilität, wie die kleine Fahrradhilfestation und die gemeinsame Hilfe zur Lösung von einfachen Fahrradproblemen.

Theoretisch fundiert ist das gesamte Modell in den Prinzipien der autonomen dörflichen Sozialen Arbeit und der Sozialraumorientierung. Es vermeidet eine defizitäre Sichtweise auf das Dorf und setzt stattdessen auf die Aktivierung der lokalen Ressourcen und Selbsthilfepotenziale. Die Schaffung dieser Infrastruktur durch die Dorfgemeinschaft selbst ist ein starker Akt des Empowerments, der das Gefühl der Selbstwirksamkeit stärkt und Partizipation zur Norm erklärt. Der Petzer Treff ist demnach nicht nur ein Laden; er ist ein räumlicher Ankerpunkt, der die soziale Architektur des Dorfes stabilisiert und eine kollektive Selbstorganisation ermöglicht, die zukunftsorientiert ist (vgl. Debiel et. al. 2012, S:84 ff.).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Modell „Petzer Treff & Tante Emma“ einen überzeugenden und hochgradig übertragbaren Lösungsansatz für ländliche Regionen darstellt. Es beweist, dass die Revitalisierung von

Dorfgemeinschaften nicht in der reinen Nostalgie, sondern in einer intelligenten Fusion von historischer sozialer Verantwortung, technologischer Effizienz und bürgerschaftlichem Engagement liegt.

Autonome Dörfliche Soziale Arbeit und Sozialraumorientierung

Das Konzept des „Petzer Treff & Tante Emma“ zeigt die bloße ökonomische Notwendigkeit einer Wiederherstellung der Nahversorgung und verankert sich tief in den aktuellen theoretischen Strömungen der modernen Sozialen Arbeit. Es dient als herausragendes Praxisbeispiel für die autonome dörfliche Soziale Arbeit, die den Fokus von einer rein individuellen, defizitorientierten Hilfeleistung hin zur Sozialraumorientierung und dem Empowerment-Ansatz verschiebt. Dieses Modell zeigt exemplarisch auf, wie soziale Arbeit zur aktiven Gestaltung des Gemeinwesens und zur Stärkung der kollektiven Selbsthilfefähigkeit im ländlichen Raum beitragen kann (vgl. Debiel et. al. 2012, S:237 ff.).

Ressourcenaktivierung statt Defizitbetrachtung

Ein wichtiger Punkt der Sozialraumorientierung ist die Ressourcenaktivierung. Im Kontext des ländlichen Raumes bedeutet dies, dass das „Petzer Treff“-Modell die Dorfgemeinschaft bewusst nicht als passiven Empfänger oder als rein hilfebedürftig (aufgrund von Überalterung oder mangelnder Infrastruktur) betrachtet (vgl. Debiel et. al. 2012, S:240 f.). Stattdessen wird die Kraft der Gemeinschaft selbst – das vorhandene bürgerschaftliche Engagement, die lokalen Produzenten (wie der Hof Tietjen), das historische Wissen und die gewachsene Kultur der Nachbarschaftshilfe – als zentrale Ressource erkannt und gezielt aktiviert. Die Soziale Arbeit wird in diesem Sinne zu einer moderierenden und unterstützenden Funktion, die darauf abzielt, die vorhandenen Stärken zu mobilisieren, zu vernetzen und sichtbar zu machen.

Aktivierung der Selbsthilfepotenziale und Steigerung der Selbstwirksamkeit

Das Konzept leistet einen fundamentalen Beitrag zur Aktivierung der Selbsthilfepotenziale der Dorfbewohner:innen. Indem der „Petzer Treff“ nicht als externe Dienstleistung, sondern als eine selbstgestaltete und gemeinschaftlich getragene Infrastruktur etabliert wird, werden die Dorfbewohner:innen zu aktiven Akteur:innen ihrer eigenen Daseinsvorsorge. Sie bestimmen das Sortiment, organisieren ehrenamtliche Dienste (wie die Fahrradsprechstunde) und gestalten die sozialen Angebote. Die Erfahrung, komplexe Probleme wie

die Wiederherstellung der Nahversorgung und die Bekämpfung von Isolation durch eigenes Handeln lösen zu können, ist ein tiefgreifender Empowerment-Prozess, der über den reinen Betrieb des Ladens hinausgeht und die Resilienz der gesamten Dorfgemeinschaft stärkt.

Funktion des Ortes als „Drittes Feld“ und Räumlicher Ankerpunkt

Der „Petzer Treff“ erfüllt als physischer Ort eine essenzielle soziologische Funktion. Er wird zum räumlichen Ankerpunkt und einem sogenannten „Dritten Feld“ nach Ray Oldenburg im Dorfgefüge. Dieses „Dritte Feld“ ist ein Raum jenseits des Zuhause (erster Ort) und der Arbeitsstätte (zweiter Ort), der für informelle, freiwillige und niedrigschwellige Begegnung reserviert ist (vgl. New York Glossar 2025).

Vernetzungsfunktion: Der Laden führt die unterschiedlichen Ressourcen und Potenziale (regionale Produkte, soziale Angebote, digitale Infrastruktur) physisch zusammen und vernetzt sie.

Inklusive Plattform: Durch die Etablierung dieses physischen Treffpunkts werden Menschen erreicht, die von digitalen oder formalen Vereinsstrukturen ausgeschlossen wären, was eine zentrale Voraussetzung für die soziale Inklusion und die erfolgreiche Sozialraumgestaltung ist.

Das Konzept Autonome Dörfliche Soziale Arbeit und Sozialraumorientierung

Das Konzept des „Petzer Treff & Tante Emma“ zeigt die bloße ökonomische Notwendigkeit einer Wiederherstellung der Nahversorgung und verankert sich tief in den Ideen der Sozialen Arbeit. Es dient als herausragendes Praxisbeispiel für die autonome dörfliche Soziale Arbeit, die den Fokus von einer rein individuellen, defizitorientierten Hilfeleistung hin zur Sozialraumorientierung und dem Empowerment-Ansatz verschiebt. Dieses Modell zeigt exemplarisch auf, wie soziale Arbeit zur aktiven Gestaltung des Gemeinwesens und zur Stärkung der kollektiven Selbsthilfefähigkeit im ländlichen Raum beitragen kann (vgl. Deibel et. al. 2012, S:237 ff.).

Ressourcenaktivierung statt Defizitbetrachtung

Ein zentraler Punkt der Sozialraumorientierung ist die Ressourcenaktivierung. Im Kontext des ländlichen Raumes bedeutet dies, dass das „Petzer Treff“-Modell die Dorfgemeinschaft bewusst nicht als passiven Empfänger oder als rein hilfebedürftig (aufgrund von Überalterung oder mangelnder Infrastruktur)

betrachtet. Stattdessen wird die Kraft der Gemeinschaft selbst – das vorhandene bürgerschaftliche Engagement, die lokalen Produzenten (wie der Hof Tietjen), das historische Wissen und die gewachsene Kultur der Nachbarschaftshilfe – als zentrale Ressource erkannt und gezielt aktiviert. Die Soziale Arbeit wird in diesem Sinne zu einer unterstützenden Funktion, die darauf abzielt, die vorhandenen Stärken zu mobilisieren, zu vernetzen und sichtbar zu machen.

Steigerung der Selbstwirksamkeit

Das Konzept leistet einen fundamentalen Beitrag zur Aktivierung der Selbsthilfepotenziale der Dorfbewohner. Indem der „Petzer Treff“ nicht als externe Dienstleistung, sondern als eine selbstgestaltete und gemeinschaftlich getragene Infrastruktur etabliert wird, werden die Dorfbewohner:innen zu aktiven Akteuren ihrer eigenen Daseinsvorsorge. Sie bestimmen das Sortiment, organisieren ehrenamtliche Dienste (wie die Fahrradsprechstunde) und gestalten die sozialen Angebote. Diese aktive Partizipation und Verantwortungsübernahme führt zu einer signifikanten Steigerung der kollektiven Selbstwirksamkeitserwartung. Die Erfahrung, komplexe Probleme wie die Wiederherstellung der Nahversorgung und die Bekämpfung von Isolation durch eigenes Handeln lösen zu können, ist ein tiefgreifender Empowerment-Prozess, der über den reinen Betrieb des Ladens hinausgeht und die Resilienz der gesamten Dorfgemeinschaft stärkt.

Verankerung im Empowerment-Ansatz und Partizipation

Die autonome dörfliche Soziale Arbeit, wie sie im Petzer Konzept praktiziert wird, ist ohne den Empowerment-Ansatz nicht denkbar. Empowerment zielt darauf ab, Menschen die Kontrolle und Macht über ihre eigenen Lebensumstände zurückzugeben (vgl. Debiel et. al. 2012, S:238 f.).

Durch die gemeinsame Bewältigung der logistischen, sozialen und technologischen Herausforderungen wird das kollektive Selbstbewusstsein gestärkt. Die Fähigkeit, eine komplexe, hybride Versorgungsstruktur aus eigener Kraft aufzubauen, demonstriert, dass die Dorfbewohner:innen die besten Experten für ihre eigenen Lebenslagen sind und in der Lage sind, komplexe Probleme, die durch strukturelle Politik verursacht wurden, autonom zu lösen.

Zusammenfassend bietet das „Petzer Treff & Tante Emma“-Modell eine Antwort auf die Krise des ländlichen Raumes. Es transformiert die traditionelle Soziale Arbeit von einer reinen Hilfsorganisation zu einem Motor der Gemeinwesenentwicklung und beweist, dass moderne Infrastruktur und soziale Stärkung nur durch die konsequente Anwendung von Sozialraumorientierung und Empowerment nachhaltig erreicht werden können.

Das Hybride Versorgungsmodell des „Petzer Treff & Tante Emma“

Die ökonomische Nachhaltigkeit und die sichere Nahversorgung bilden das Fundament des „Petzer Treff & Tante Emma“-Konzepts. Um dem doppelten Anspruch gerecht zu werden – einerseits die ländliche Versorgungslücke zu schließen und andererseits die lokale Identität zu stärken – wurde ein innovatives hybrides Modell entwickelt. Dieses Modell schafft einen intelligenten Ausgleich zwischen den Effizienzanforderungen der modernen Handelslogistik und dem dringenden Wunsch der Dorfgemeinschaft nach Regionalität, Qualität und verkürzten Lieferketten. Es vermeidet die Fehler früherer Dorfladenprojekte, die oft an mangelnder Wirtschaftlichkeit oder fehlendem Produktspektrum scheiterten.

Die Logistikpartnerschaft als Ökonomische Basis

Die Entscheidung, eine enge Kooperation mit einem etablierten Lebensmittelgroßhändler, in diesem Fall REWE Bad Salzdetfurth, einzugehen, ist der zentrale Pfeiler zur Gewährleistung der wirtschaftlichen Tragfähigkeit und der Kontinuität der Grundversorgung. Diese strategische Einheit beseitigt die größten ökonomischen Risiken, denen kleine, selbstständige Dorfläden ausgesetzt sind.

Die Partnerschaft ermöglicht es dem „Petzer Treff“, ein Standardsortiment anzubieten, das den Erwartungen der modernen Konsumenten entspricht. Produkte wie haltbare Milchprodukte, Drogerieartikel, Konserven und Tiefkühlwaren können zu Preisen angeboten werden, die wettbewerbsfähig gegenüber den Preisen in den Discountern der umliegenden Kleinstädte sind. Der entscheidende logistische Vorteil liegt in der gebündelten Lieferung: Statt dass der Dorfladen teure Einzelbestellungen bei zahlreichen Lieferanten aufgeben muss, erfolgt die Warenlieferung ein- bis zweimal pro Woche in einer einzigen Sendung durch den Partner REWE. Diese Bündelung reduziert die Transportkosten signifikant und optimiert die interne Logistik des Dorfladens. Sie minimiert den administrativen Aufwand für die ehrenamtlichen oder geringfügig beschäftigten Mitarbeiter vor Ort und ermöglicht eine höhere Umschlagshäufigkeit bei geringerem Bestandsrisiko. Das Resultat ist ein effizienterer Warenfluss, der die Gemeinkosten senkt und die ökonomische Überlebensfähigkeit des Projekts auf eine solide Basis stellt.

Risikominimierung und gesicherte Verfügbarkeit

Die Anbindung an einen etablierten Lebensmittelgroßhändler minimiert das unternehmerische Risiko erheblich. Im Gegensatz zu anderen Läden kann der „Petzer Treff“ auf das gesamte Sortiment und das effiziente Liefernetzwerk von REWE zurückgreifen. Dies gewährleistet die Verfügbarkeit eines breiten Spektrums von Produkten und schützt vor Lieferengpässen, die in Krisenzeiten oder bei unvorhergesehenen Ereignissen schnell die Existenz eines Ladens bedrohen können. Die Dorfbewohner:innen können sich somit darauf verlassen, dass die Grundversorgung mit allen wichtigen Gütern des täglichen Bedarfs jederzeit gesichert ist – ein Faktor, der für ältere und immobile Menschen von existenzieller Bedeutung ist

Stärkung der regionalen Ökonomie und Nachhaltigkeit

Der zweite Pfeiler des Versorgungsmodells ist der konsequente Fokus auf Regionalität und die Stärkung der lokalen Ökonomie. Dieser Ansatz ist nicht nur ein Marketinginstrument, sondern ein tiefgreifendes Bekenntnis zu ökologischer Verantwortung und lokaler Identität.

Identifikation, Qualität und Vertrauen

Die unmittelbare Partnerschaft mit regionalen Produzenten, exemplarisch dargestellt durch den Hof der Familie Tietjen Almstedt, ermöglicht die direkte Integration von landwirtschaftlichen und handwerklichen Produkten. Waren wie frisches Brot und saisonales Gemüse stammen direkt aus der unmittelbaren Umgebung. Diese kurze Kette von Erzeuger:innen zu Endverbraucher:innen schafft eine hohe Identifikation der Dorfbewohner:innen mit „ihrem“ Laden. Das Wissen um die Herkunft der Produkte und die persönliche Bekanntschaft mit den Erzeuger:innen fördert das Vertrauen in die Qualität und stärkt die emotionale Bindung an das Projekt. Die Kunden werden zu Unterstützern der lokalen Landwirtschaft und des Handwerks.

Ökologische Nachhaltigkeit durch verkürzte Lieferketten

Die ökonomische Regionalität führt direkt zu ökologischer Nachhaltigkeit. Durch die drastische Verkürzung der Lieferketten – die Produkte legen oft nur wenige Kilometer zurück – wird der ökologische Fußabdruck des Ladens im Vergleich zu zentral versorgten Supermärkten signifikant minimiert. Weniger Lkw-Fahrten, weniger Lagerhaltung und weniger komplexe Kühlketten bedeuten eine

niedrigere CO-Belastung. Dieses ökologische Argument ist ein wichtiger Beitrag zur Attraktivität des Ladens, insbesondere für jüngere, umweltbewusstere Dorfbewohner:innen.

Regionale Wirtschaftsförderung und Wertschöpfung

Der Dorfladen ist ein System welches alleine agiert. Er sichert den Absatzmarkt für lokale Landwirte und Handwerker, die andernfalls Schwierigkeiten hätten, ihre Produkte in großen Supermärkten oder über weite Strecken zu verkaufen. Die Einnahmen aus dem Verkauf der regionalen Produkte verbleiben direkt in der lokalen oder unmittelbaren regionalen Wertschöpfungskette von Petze. Dies stärkt die finanzielle Basis der Nachbardörfer und landwirtschaftlichen Betriebe, die oft selbst vom Strukturwandel bedroht sind. Der „Petzer Treff“ wird somit zu einem aktiven Instrument der Regionalen Wirtschaftsförderung und der Reduzierung der Abhängigkeit von überregionalen, anonymen Handelsstrukturen. Das hybride Modell garantiert somit nicht nur die Grundversorgung, sondern nutzt diesen Prozess bewusst zur Stabilisierung der gesamten ländlichen Wirtschaftsstruktur

Die Integration von Spitzentechnologie, insbesondere Künstlicher Intelligenz, erfolgt unter der klaren Prämisse, dass die menschliche Nähe und die soziale Funktion des Ladens nicht geopfert werden dürfen, sondern durch die technologische Unterstützung sogar gestärkt werden sollen.

KI-gesteuerte Logistik und Abfallreduktion

Der Einsatz eines KI-gestützten Bestellsystems bildet einen entscheidenden Faktor für die ökonomische Tragfähigkeit und die ökologische Optimierung des Dorfladens. Traditionelle Tante-Emma-Läden scheiterten oft an ineffizienter Lagerhaltung und daraus resultierenden hohen Verlusten durch Verderb. Die KI soll dieses strukturelle Problem lösen. Präzise Bedarfsvorhersage durch Kaufverhaltensforschung. Die zentrale Aufgabe der KI ist die präzise Bedarfsvorhersage. Das System analysiert kontinuierlich die Kaufmuster der Dorfbewohner:innen, die über Scannerkassen oder eine freiwillige Kunden-App erfasst werden. Durch diese genaue Steuerung des Bestellvorgangs wird das größte ökonomische und ökologische Problem kleiner Handelsstrukturen – die Lebensmittelverschwendungen durch Überbestände – drastisch reduziert. Die KI bestellt Waren, insbesondere verderbliche Produkte mit kurzem Mindesthaltbarkeitsdatum, nur in der tatsächlich erwarteten Menge. Dies führt zu einer massiven Senkung der Entsorgungskosten und erfüllt gleichzeitig eine wichtige ethische und ökologische Verantwortung. Die Abfallvermeidung ist

somit nicht nur ein ökologischer Mehrwert, sondern auch ein ökonomischer Wettbewerbsvorteil, der die Gesamtbetriebskosten des „Petzer Treff“ senkt.

Entlastung und Fokus auf die Soziale Interaktion

Ein weiterer wesentlicher Vorteil der Automatisierung liegt in der Entlastung des Personals. Die komplexe und zeitintensive Aufgabe der Bestandsführung, Inventur und Bedarfsanalyse wird von der KI übernommen. Da das Personal in ländlichen Dorfläden oft ehrenamtlich oder in Teilzeit tätig ist, setzt diese Automatisierung wertvolle Arbeitszeit frei. Diese frei gewordene Kapazität kann das Personal gezielt für die soziale Interaktion nutzen – für das persönliche Gespräch, die Nachbarschaftshilfe, die Pflege der Gemeinschaft und die Organisation der sozialen Angebote. Die Technologie wird somit zur Ermöglichungsstruktur für die eigentliche soziale Funktion des Tante-Emma-Erbes.

Die Nutzung von Kundendaten, auch wenn sie primär anonymisiert erfolgt, kann bei Bürgern im ländlichen Raum, die möglicherweise eine höhere Sensibilität gegenüber Überwachung und mangelnder digitaler Kompetenz aufweisen, Skepsis hervorrufen. Die Akzeptanz im „Petzer Treff“ hängt daher entscheidend davon ab, dass die Datenverarbeitung nachvollziehbar gestaltet wird und die Vorteile klar kommuniziert werden. Die Kommunikation muss betonen, dass die KI ausschließlich der Effizienzsteigerung und der Vermeidung von Lebensmittelverschwendungen dient und somit direkt den Dorfbewohner:innen zugutekommt (durch günstigere Preise, bessere Verfügbarkeit und weniger Abfälle).

Der Dorfladen als Sozialraum: Gemeinschaftsförderung und Inklusion

Die eigentliche Stärke und der zentrale Mehrwert des „Petzer Treff & Tante Emma“-Konzepts liegen in seiner sozialen Dimension. Das Projekt ist nicht primär eine ökonomische, sondern Soziale-Interaktion Intervention, die den Dorfladen bewusst als physischen Sozialraum konzipiert, um der wachsenden sozialen Isolation und dem Verlust informeller Begegnungsmöglichkeiten im ländlichen Raum aktiv entgegenzuwirken. Die Gestaltung des Raumes und die geplanten Angebote sind gezielt darauf ausgerichtet, soziale Interaktion und den intergenerativen Austausch zu stärken oder überhaupt entstehen zu lassen.

Physische Begegnungsräume als soziales Kapital

Die räumliche Gestaltung des Ladens ist entscheidend für seine soziale Funktion. Der „Petzer Treff“ ist absichtlich mit einer gemütlichen Sitzecke

und einem frei zugänglichen Gemeinschaftsbereich ausgestattet, die über die reine Verkaufsfläche hinausgehen. Das Informelle Kommunikationszentrum dient als Informelles Instrument, welches die soziale Infrastruktur des Dorfes stabilisiert. Hier treffen sich die Generationen auf natürliche und ungezwungene Weise: Ältere Bürger verweilen beim Morgenkaffee, junge Familien holen ihre regionalen Produkte ab, und Pendler halten auf dem Weg von oder zur Arbeit kurz inne. Die Gespräche, die hier spontan entstehen – der Austausch von Neuigkeiten, die Erkundigung nach der Gesundheit des Nachbarn, die Weitergabe von Informationen zu lokalen Ereignissen.

In anonymisierten Gesellschaften geht all dies oft verloren oder hat nie entstehen können. Dieser niedrigschwellige Charakter ist entscheidend, da er auch diejenigen einbindet, die formellen Vereinsstrukturen fernbleiben.

Ort der Organisation und bürgerschaftlichen Aktivierung

Im Treffpunkt können sich die Leute ganz einfach treffen und miteinander reden. Dort werden auch viele Dinge fürs Dorf geplant. Zum Beispiel kann man sich dort überlegen, wie man ein Dorffest macht oder wer wem helfen kann. Wenn jemand Hilfe braucht, kann man das hier besprechen und zusammen etwas organisieren. Der Laden ist also ein Ort, wo Menschen sich helfen, Ideen teilen und gemeinsam etwas für ihr Dorf tun. Hier wird gezeigt, wie alle zusammen stark sein können, wenn jeder ein bisschen mitmacht. Um die Einsamkeit aktiv zu bekämpfen und die kulturelle Teilhabe aller Bürger zu fördern, werden regelmäßige, vom Dorf selbst organisierte niedrigschwellige Angebote etabliert. Dazu zählen generationenübergreifende Spiele-Nachmittage, Vorleserunden oder monatliche Themenabende. Letztere dienen beispielsweise dazu, die digitale Kompetenz zu schulen (z. B. zur Smartphone-Nutzung), wodurch der Laden zu einem lokalen Kompetenzzentrum für Inklusion wird. Diese Veranstaltungen fördern nicht nur den sozialen Kontakt, sondern schaffen einen sicheren Rahmen, in dem ältere Bürger neue Technologien kennenlernen können, ohne sich überfordert zu fühlen.

Die Integration einer kleinen, ehrenamtlichen Fahrradhilfe mit einer E-Bike-Ladestation unterstreicht den sozialen Anspruch des Ladens. Außerdem gibt es einen Automaten für Fahrradschlüsse und eine Reparaturstation mit passenden Werkzeugen für die Fahrräder. Dieser gewährleistet, dass man das passende Werkzeug zur Hand hat und nicht extra per Amazon einen passenden Imbus-Schlüssel oder Ähnliches bestellen muss. Außerdem kann dieser allen helfen, die diesen benötigen und mehrfach benutzt werden.

Durch den Treffpunkt schafft man es somit meist auch immer eine helfenden Hand zu finden, welche zum gemeinsamen Reparaturen führen kann. Diese

Angebote reduzieren direkt die Abhängigkeit vom Auto, was insbesondere für ältere Bürger, die oft auf das Fahrrad als primäres Fortbewegungsmittel angewiesen sind, von vitaler Bedeutung ist. Die Möglichkeit, das Fahrrad vor Ort reparieren oder das E-Bike aufladen zu lassen, sichert deren Mobilität und damit ihre Teilhabe am öffentlichen Leben. Der Laden wird so zu einem Baustein der Daseinsvorsorge im Bereich der Mobilität. Somit wird versucht eine Fahrt zur Werkstatt zu vermeiden, da dies meist eine Möglichkeit des Transportes des Fahrrades benötigt. (Zur nächsten Stadt 12km<).

Selbstorganisation und Intelligente Vernetzung

„PetzeConnect“ ermöglicht es den Dorfbewohner:innen, ihre eigenen sozialen Strukturen zu schaffen. Über die Plattform können Bürger:innen ihre Interessen abgleichen und sich basierend auf gemeinsamen Hobbys oder Anliegen in thematischen Gruppen organisieren – sei es die Gründung einer Wandergruppe, die Verabredung von Boule-Spielern oder die Organisation eines Lesezirkels. Entscheidend ist die Funktion der Nachbarschaftshilfe, die als digitales „Suche/Biete“-System angelegt ist. Hier können Hilfsgesuche (z. B. Unterstützung bei der Gartenarbeit, Babysitting, Fahrt zum Arzt) oder Hilfsangebote (z. B. Reparaturhilfe, digitale Unterstützung) effizient und unbürokratisch vermittelt werden. Dies belebt das historische Erbe der dörflichen Solidarität durch moderne Technologie.

Barrierefreiheit und Inklusion durch Technologie

Um sicherzustellen, dass die digitalen Angebote nicht zur weiteren Ausgrenzung der Senior-Zielgruppe führen, ist die technische Gestaltung bewusst auf niedrigschwellige Zugänge ausgerichtet. Die Technologie muss im Dienst der Inklusion stehen und darf keine neuen Barrieren aufbauen.

Intuitive Bedienung und Barrierefreiheit der Bestellsysteme

Ein Schlüssel zur Inklusion sind die digitalen Bestellstationen vor Ort im Dorfladen. Diese sind mit intuitiven, großflächigen Touch-Oberflächen konzipiert, die eine einfache Bedienung ermöglichen. Entscheidend ist die Integration einer Vorlesefunktion, die sehbehinderten oder leseschwachen Personen den Zugang zum gesamten Sortiment und zu den Dienstleistungen ermöglicht. Durch diese Gestaltung wird gewährleistet, dass auch technikunbefahrene oder motorisch eingeschränkte Personen das System nutzen können, ohne auf die Hilfe Dritter angewiesen zu sein. Die Technologie wird somit zur Brücke der Teilhabe.

Fazit und Modellhaftigkeit: Ein zukunftsweisendes Paradigma für den ländlichen Raum

Das Konzept „Petzer Treff & Tante Emma“ ist ein modernes und zukunftsorientiertes Projekt, das zeigen soll, wie man das Leben auf dem Land wiederbeleben kann. Es geht dabei nicht nur darum, einen kleinen Laden zurückzubringen, sondern etwas Neues zu schaffen. Die Idee verbindet moderne Technik mit sozialem Zusammenhalt und zeigt, dass Wirtschaft und Gemeinschaft gut zusammenpassen können. Die Untersuchungen haben gezeigt, dass dieses Modell eine gute Lösung für viele Probleme auf dem Land bietet. Der „Petzer Treff“ ist also ein starkes Beispiel dafür, wie man die aktuellen Schwierigkeiten in ländlichen Regionen erfolgreich angehen kann.



***Optische Darstellung des Ladens und Planung:
(Abbildung Bild 2 Zeichnung von Bastian Jäkel)***

Quellen

Deibel Stefanie, Engel Alexandra, Hermann-Stietz Ina, Litges Gerhard, Penke Swantje, Wagner Leonie.
Soziale Arbeit im ländlichen Raum. 2012 Springer VS Wiesbaden

Henkel, Gerhard , Rettet das Dorf! Was jetzt zu tun ist. 2016 dtv Verlagsgesellschaft München 2018
<https://newworkglossar.de/was-ist-ein-third-place/> Was ist ein Third Place? | New Work Glossar von
Neue Narrative , Zugriff am 02.10.2025

<https://xpert.digital/tante-emma-laden/> Wolfenstein, Conrad. Die Renaissance des Tante-Emma-
Ladens: Tradition trifft Moderne, Zugriff am 3.10.2025

Das Begegnungscafé

Gemeinsam plaudern, lachen und Zeit miteinander verbringen – genau das macht das Leben reich und lebendig. Doch im Alltag der heutigen, schnellen Welt fällt es vielen schwer, den Ausgleich zwischen Arbeit, Familie und sozialem Mitseinander zu finden. Oft hetzen wir von zuhause zur Arbeit und wieder zurück, manchmal noch schnell in den Supermarkt, und schon ist der Tag vorbei. Gerade in den Dörfern wirken Straßen und Plätze dann oft stiller, als sie sein könnten.

In jedem Dorf steckt ein großes Potenzial. Menschen sind bereit, füreinander da zu sein, Ideen zu teilen und Gemeinschaft zu leben. Spätestens die Zeit der Pandemie hat gezeigt, wie wichtig Zusammenhalt ist und wie sehr wir Begegnung schätzen, wenn sie möglich wird. Jetzt ist es an der Zeit, diese Erfahrung in etwas Positives zu verwandeln.



Schluss mit den ICH - zurück zum WIR

Lass uns wieder Herzen in die Dörfer bringen, und einen Raum erschaffen der verbindet, egal ob groß oder klein, jung oder alt. WIR als Dorf. Genau aus diesen Gedanken heraus formte sich die Idee für das Begegnungscafé. Ein Raum, der jederzeit betreten werden kann, offen und unkompliziert, niederschwellig und herzlich. Kein Ort der Verpflichtungen schafft, sondern einer der Möglichkeiten bietet.

Ein Raum für Alle

Das Begegnungscafé muss nicht groß sein, es sollte nur bewusst so gestaltet werden, dass man sich Willkommen fühlt. Sitzgelegenheiten, wie Stühle mit Tischen oder gegebenenfalls eine Sofaecke mit harmonischen Lichtquellen und einer hellen und freundlichen Raumgestaltung. Dieses gibt den Raum den Charakter einladend zu wirken und sprüht einen wärmenden und wohlfühlenden Charme aus, der den Menschen umhüllt, ganz gleich ob sie fünf Minuten oder zwei Stunden bleiben.

Hier darf man einfach SEIN. Ganz locker und frei, gemeinsam oder allein, mit einer Tasse Kaffee im Gespräch mit Anderen, beim Lesen, Stricken, Spielen oder allgemein. Denn es geht nicht darum ein Mitglied zu sein oder sich vorher anzumelden, dieses Café ist offen für alle ganz unverbindlich. Von der älteren Dame, die Gesellschaft sucht, bis hin zum Jugendlichen, der mit Freunden nach der Schule vorbeischaut

Kaffee als verbindendes Symbol

Kaffee ist mehr als nur ein Getränk - er verbindet. Frisch gebrühter Kaffee erfüllt den Raum mit einen einladenen Duft und entfaltet eine Wirkung die kaum jemanden kalt lässt.



Er schafft eine Atmosphäre von Vertrautheit und Geborgenheit und selten sitzt man schweigen an einem Tisch, wenn dort bereits ein/e Kaffeegenießer:in Platz genommen hat.

Im Begegnungscafé wird die Tasse Kaffee ein einfacher Anlass hereinzukommen, kurz zu verweilen und doch ins Gespräch zu kommen. Selbst wer ursprünglich nur einen Moment Ruhe sucht, findet sich oft schnell im Austausch mit anderen wieder. Der Kaffee senkt die Schwelle, den ersten Schritt zu machen und gerade im Dorf ist man den einen oder anderen Menschen schon begegnet. Eine Tasse Kaffe, ein Lächeln und schon entsteht ein Miteinander.

Darüber hinaus soll die Kaffeemaschine das Konzept des Cafés widerspiegeln. Unkompliziert, offen und für alle zugänglich. Jeder darf sich bedienen, jeder kann auf seine Art teilhaben. So wird jede Tasse zu einem kleinen Zeichen von Gemeinschaft. Ganz gleich, ob man allein kommt, mit Freunden oder sich spontan zu anderen dazusetzt.

Das Begegnungscafe bietet mehr als nur Kaffee ...

Mehr als nur Kaffee - Ein Raum für Projekte und Aktionen

Das Begegnungscafé versteht sich nicht nur als Ort für Gespräche und zufällige Begegnungen, sondern auch als Ausgangspunkt für kleine und größere Projekte. Hier entsteht Raum, der flexibel genutzt werden kann - je nach Bedarf, Anlass oder kreativer Ideen der Dorfgemeinschaft.

Beispiele und vielfältige Möglichkeiten im Begegnungscafé können sein:

- **Hausaufgabenhilfe:** Nach der Schule können Kinder und Jugendliche im Café Unterstützung bekommen. Oft helfen ältere Mitschüler:innen, manchmal auch pensionierte Lehrkräfte oder Erwachsene aus dem Dorf, die Freude daran haben, ihr Wissen weiterzugeben. Auf diese Weise entsteht ein Lernort, der nicht streng oder schulisch wirkt, sondern entspannt, freundlich und unterstützend.
- **Basteln und Kreatives:** Zu bestimmten Anlässen, zum Beispiel in der Adventszeit, vor Ostern oder im Herbst, eignet sich das Café besonders gut für Bastelnachmittage. Kinder, Eltern und Großeltern sitzen dann gemeinsam am Tisch, schneiden, kleben und malen. Die entstandenen Werke verschönern nicht nur das eigene Zuhause, sondern können anschließend auch den Raum im Café schmücken und so für eine noch persönlichere Atmosphäre sorgen.
- **Sport und Bewegung:** Auch wenn im Café selbst kein Platz für große Sportarten ist, eignet es sich hervorragend als Treffpunkt. Von hier aus können Spaziergänge oder kleine Walkinggruppen beginnen, bei denen Bewegung und Austausch Hand in Hand gehen. Im Gemeinschaftsraum lassen sich zudem Yogastunden oder kleine Meditationseinheiten anbieten, die für Entspannung sorgen und gleichzeitig das Gefühl von Ausgeglichenheit stärken.
- **Kunst und Kultur:** Im Café lassen sich ganz unterschiedliche kulturelle Angebote umsetzen. So könnten Mal- und Zeichenrunden entstehen, in denen Menschen gemeinsam ihrer Kreativität freien Lauf lassen. Auch gemeinsames Musizieren oder kleine Lesekreise sind vorstellbar und laden dazu ein, Zeit miteinander zu teilen. Darüber hinaus kann der Raum als kleine Galerie dienen, in der Bilder und Fotografien ausgestellt werden, oder als Bühne für Vorleseabende, die eine besondere Atmosphäre schaffen.

Das Begegnungscafe soll nicht irgendwann leer stehen, weil Menschen sich evtl verpassen deshalb...

Verbunden im Dorf - vor Ort und online



Eine Besonderheit ist die Verbindung von analoger Begegnung mit digitaler Vernetzung. Im Café hängt ein QR-Code, der direkt zu einer offenen Telegram-Gruppe führt. Dort können sich Dorfbewohner austauschen, Verabredungen treffen oder Ideen teilen. Zum Beispiel: „Bin gerade im Café, wer kommt noch?“ oder „Heute Nachmittag bringe ich Kuchen mit.“ So wird das Café zum Ausgangspunkt einer lebendigen Kommunikation, die sowohl vor Ort als auch online funktioniert.



Gerade für jüngere Menschen ist dieser digitale Zugang wichtig. Sie organisieren sich selbstverständlich über Messenger-Dienste. Indem das Projekt diese Gewohnheit aufgreift, wird es attraktiv und modern, ohne die ältere Generation auszuschließen. Diese wiederum profitiert, weil sie leichter mitbekommt, wann etwas im Café los ist oder wer sich dort verabredet.

Darüber hinaus eröffnet die digitale Gruppe viele weitere Möglichkeiten. Sie kann als Tauschbörse dienen, in der Dorfbewohner Gegenstände anbieten oder suchen – sei es ein Kinderfahrrad, Bücher oder Gartengeräte. Ebenso lässt sich die Gruppe für Nachbarschaftshilfe nutzen. Wer Unterstützung beim Einkaufen, beim Schneeschippen oder bei einer kleinen Reparatur benötigt, kann dies unkompliziert mitteilen, und oft findet sich schnell jemand, der hilft.

Auch für größere Aktionen im Dorf ist die digitale Vernetzung hilfreich. Ob gemeinsames Aufräumen, ein Flohmarkt oder das Organisieren eines Festes – all das lässt sich über die Gruppe leicht koordinieren. Sie wird damit zu einer Art Dorfhilfe-Plattform, die den Alltag erleichtert und den Zusammenhalt stärkt.

So wächst aus der Kombination von analogem Treffpunkt und digitalem Netzwerk ein modernes Dorfleben, das flexibel, lebendig und gemeinschaftlich gestaltet werden kann. Das Begegnungscafé ist damit nicht nur ein Ort zum Verweilen, sondern auch ein Knotenpunkt für Austausch, gegenseitige Unterstützung und neue Ideen.

Ein Ort des Vertrauens

Das Konzept basiert bewusst auf Vertrauen. Es gibt keine Bedienung, keine Kontrolle und keine festen Abläufe. Wer eine Kaffeetasse verwendet, wäscht sie hinterher auch wieder ab und stellt sie an ihren Platz zurück. Wer den Raum nutzt, sorgt dafür, dass andere ihn ebenfalls gerne betreten. Dieses Prinzip der Eigen-

verantwortung stärkt das Gefühl von Gemeinschaft. Jeder trägt dazu bei, dass der Ort lebendig bleibt, sei es durch Ordnung halten, durch ein freundliches Lächeln oder durch ein kurzes Gespräch.

Wichtig ist außerdem, dass das Café nicht von einigen wenigen getragen wird, sondern als Gemeinschaftsprojekt des ganzen Dorfes gedacht ist. Damit immer genügend Kaffee vorhanden ist, bringt jeder von Zeit zu Zeit etwas mit. Mal ist es ein Paket Bohnen, mal Zucker oder Milch. Auf diese Weise füllt sich der Vorrat fast von allein, ohne dass jemand die alleinige Verantwortung übernehmen muss.

So entsteht ein selbstorganisierendes System, in dem viele kleine Beiträge etwas Großes bewirken. Das Café lebt von dieser gegenseitigen Verlässlichkeit. Es ist ein Ort, an dem man spürt: Wir vertrauen einander, wir kümmern uns umeinander und wir schaffen es gemeinsam.



Gerade darin liegt die besondere Stärke. Es braucht keine Institution, die alles organisiert. Das Dorf selbst macht es möglich. Diese geteilte Verantwortung verwandelt das Begegnungscafé in mehr als nur einen Raum. Es wird zu einem Symbol für das Wir, das Stück für Stück wieder im Alltag spürbar wird.

Ziele und Wirkung

Das Begegnungscafé soll weit mehr sein als ein Raum mit Tischen und einer Kaffemaschine. Es ist ein Ort, an dem das Miteinander wieder in den Mittelpunkt rückt. Ziel ist es, Menschen zusammenzuführen, die sich im Alltag oft nicht begegnen. Ältere, die Gesellschaft suchen, finden hier genauso Anschluss wie Jugendliche nach der Schule oder junge Familien, die sich austauschen möchten.

Durch regelmäßige und offene Begegnungen entsteht ein neues Wir-Gefühl im Dorf. Einsamkeit verliert an Bedeutung, spontane Gespräche und kleine Gesten der Hilfsbereitschaft werden wieder selbstverständlich. Menschen lernen sich besser kennen, entdecken gemeinsame Interessen und bauen Vertrauen zueinander auf. So wächst im Café ein lebendiger Treffpunkt, der das soziale Klima im Dorf nachhaltig bereichert.

Gleichzeitig soll das Café ein Ort sein, an dem neue Ideen entstehen dürfen. Hier können Projekte geboren werden, die über den Raum hinaus Wirkung entfalten. Ob gemeinsame Aktivitäten, gegenseitige Unterstützung oder neue Impulse für das Dorfleben – das Begegnungscafé bietet dafür den Nährboden. Es wird damit nicht nur ein Platz zum Verweilen, sondern auch ein Motor für Gemeinschaft und Kreativität.

Auf lange Sicht trägt das Café dazu bei, die Lebensqualität im Dorf zu stärken. Es vermittelt Heimatgefühl, schafft Zugehörigkeit und gibt Sicherheit. Jeder

weiß, dass es einen Ort gibt, an dem man jederzeit willkommen ist und an dem Gemeinschaft spürbar wird.

Organisation und Beteiligung

Ein Begegnungscafé entfaltet seine Kraft erst dann, wenn es von vielen Menschen gemeinsam getragen wird. Es lebt von der Freude am Mitmachen und von der Bereitschaft, kleine Dinge beizusteuern. Dabei geht es nicht um große Verpflichtungen, sondern um das Gefühl, Teil von etwas Gemeinsamen zu sein.

Die Organisation soll bewusst einfach gehalten sein. Eine kleine Gruppe von Engagierten kann den Überblick behalten, Ideen sammeln und hin und wieder koordinieren. Alles Weitere ergibt sich aus dem Miteinander. Wer vorbeikommt, bringt vielleicht einen Kuchen mit, gießt die Blumen oder füllt den Kaffeespender auf. Andere helfen beim Herrichten der Tische, schmücken den Raum je nach Jahreszeit oder haben Lust, eine Aktion vorzubereiten. Jeder Beitrag zählt und macht das Café ein Stück lebendiger.

Damit niemand den Überblick verliert, kann die digitale Dorfgruppe unterstützend wirken. Dort wird schnell sichtbar, wenn etwas gebraucht wird, sei es neue Milch, Unterstützung für eine Bastelrunde oder die Einladung zu einem Spielenachmittag. So lassen sich Aufgaben und Ideen unkompliziert abstimmen, ohne dass jemand allein die Verantwortung tragen muss.

Das Besondere an dieser Form der Beteiligung ist die Leichtigkeit. Niemand wird verpflichtet, und doch entsteht durch viele kleine Gesten eine große Verlässlichkeit. Jeder weiß: Das Café gehört uns allen. Diese Haltung macht den Raum stark und trägt dazu bei, dass er dauerhaft lebendig bleibt.

Finanzierung und Nachhaltigkeit



Damit das Begegnungscafé funktioniert, braucht es keine großen Summen. Die Idee lebt von Einfachheit und gemeinschaftlichem Tragen. Schon mit wenig lässt sich viel bewirken, wenn alle ein kleines Stück dazu beitragen.

Ein Teil der Finanzierung kann ganz unkompliziert über eine kleine Spendenbox im Café erfolgen. Wer möchte, wirft ein paar Münzen oder einen Schein hinein, wenn er sich eine Tasse Kaffee nimmt. Zusätzlich besteht die Möglichkeit, per QR-Code einen Beitrag digital zu leisten. So hat jeder die Freiheit, auf seine eigene Weise mitzumachen.

Darüber hinaus kann die Dorfgemeinschaft selbst viel beisteuern. Manche bringen Kaffee, Zucker oder Milch mit, andere sorgen für Kuchen, Kekse oder saisonale Dekoration. So entsteht ein Kreislauf, in dem sich

die Vorräte fast von allein auffüllen und der Raum immer wieder frisch belebt wird.

Auch Nachhaltigkeit spielt eine Rolle. Das Café setzt auf Mehrwegtassen statt auf Einwegbecher und kann, wenn möglich, fair gehandelten Kaffee anbieten. Blumen, Deko oder Möbel stammen im besten Fall aus dem Dorf selbst – gespendet, repariert oder kreativ umgestaltet. So bleibt der Charakter authentisch und ressourcenschonend zugleich.

Langfristig können auch kleinere Fördermittel von Gemeinde oder Stiftungen helfen, um Anschaffungen wie die Kaffeemaschine oder gemütliche Sitzmöbel zu finanzieren. Entscheidend ist jedoch, dass das Projekt nicht von großen Budgets abhängig ist. Es bleibt überschaubar, selbstorganisiert und damit tragfähig.

Auf diese Weise wächst das Begegnungscafé nicht nur zu einem sozialen, sondern auch zu einem nachhaltigen Ort. Es zeigt, wie Gemeinschaft, Verantwortungsbewusstsein und ein bewusster Umgang mit Ressourcen Hand in Hand gehen können.

Vom Leerstand zum Lebensraum

In vielen Dörfern gibt es Gebäude, die heute ungenutzt sind. Manchmal ist es das alte Vereinsheim, das nur noch selten aufgeschlossen wird. Ein anderes Mal ist es der frühere Dorfladen, in dem man früher seine Einkäufe erledigt hat und der jetzt nur noch eine Erinnerung ist. In manchen Orten gibt es sogar noch einen alten Kiosk, der seit vielen Jahren geschlossen bleibt. Diese Räume stehen still, doch in ihnen steckt die Chance auf neues Leben.

Genau hier kann ein Begegnungscafé entstehen. Mit etwas Kreativität und gemeinsamer Kraft verwandelt sich ein Raum, der lange leer stand, in einen lebendigen Treffpunkt. Ein Vereinsheim, das kaum genutzt wird, kann mit gemütlichen Möbeln, freundlichem Licht und einer Kaffeemaschine zu einem offenen Wohnzimmer für das Dorf werden. Ein alter Dorfladen, der früher Warenregale füllte, lässt sich mit wenig Aufwand in ein Café mit Tischen und Stühlen umgestalten. Sogar ein kleiner Kiosk kann ein neuer Mittelpunkt werden, wenn er liebevoll renoviert und mit Leben gefüllt wird.

Die Menschen im Dorf selbst geben dem Ort seine neue Bedeutung. Indem sie ihn nutzen, gestalten und mit eigenen Ideen bereichern, wächst etwas, das allen zugutekommt. Wo vorher Staub und Stille herrschten, ziehen nun Lachen, Gespräche und Gemeinschaft ein. Das zeigt, wie viel Potenzial in Räumen steckt, die lange vergessen waren.

Aus einem leeren Haus wird ein Platz voller Begegnung. Aus einem verlassenen Gebäude wird ein lebendiges Stück Dorfleben. Und aus etwas, das für viele wertlos schien, entsteht ein Raum, der Herz und Heimatgefühl zurückbringt.

Für die Gemeinde hat die Nutzung von Leerständen ebenfalls Vorteile. Es entstehen keine hohen Baukosten, da bestehende Räume wiederbelebt werden. Gleichzeitig bleibt die Geschichte des Dorfes sichtbar, weil alte Gebäude nicht abgerissen, sondern mit neuem Sinn gefüllt werden. Ein belebter Ort sorgt zudem dafür, dass das Dorf attraktiver wirkt und sich Menschen stärker mit ihrer Heimat identifizieren. So verbindet das Begegnungscafé sozialen Nutzen mit einem verantwortungsvollen Umgang mit Ressourcen.

Eröffnung und Auftakt



Ein Begegnungscafé lebt von Menschen. Deshalb ist es wichtig, die Eröffnung zu einem besonderen Moment zu machen, an dem das ganze Dorf eingeladen ist. Es braucht keine große Bühne und keine teuren Attraktionen, sondern eine warme und herzliche Atmosphäre. Schon kleine Gesten können genügen, damit der Auftakt in Erinnerung bleibt.

Gut vorstellbar ist ein gemeinsamer Nachmittag, an dem die Türen zum ersten Mal geöffnet werden. Selbstgebackene Kuchen, frischer Kaffee aus der neuen Maschine und vielleicht etwas Musik von Dorfbewohnern schaffen die richtige Stimmung. Kinder können den Raum mit bunten Bildern schmücken, die anschließend an den Wänden bleiben und so die Handschrift der jungen Generation tragen. Auch ältere Dorfbewohner:in bringen etwas ein, zum Beispiel Fotos aus vergangenen Zeiten oder kleine Erinnerungsstücke, die die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft sichtbar machen.

Die Eröffnung bietet die Möglichkeit, den Gedanken des Projekts zu erklären und erlebbar zu machen. Es geht nicht darum, ein fertiges Konzept vorzustellen. Vielmehr sollen die Menschen eingeladen werden, sich einzubringen und mitzuwirken. Wer teilnimmt, soll das Gefühl bekommen, dass dies ihr Raum ist, ein Ort, an dem sie willkommen sind und sich zu Hause fühlen dürfen.

Ein Auftaktfest kann außerdem zeigen, wie vielseitig das Café genutzt werden kann. Eine kleine Bastelrunde für Kinder, ein Büchertisch zum Stöbern oder eine Ecke mit Spielen machen schon am ersten Tag deutlich, dass dieser Raum offen ist für Ideen und Möglichkeiten.

Wenn am Ende des Tages viele Menschen den Raum erfüllt haben und mit einem Lächeln nach Hause gehen, ist das der schönste Start. Von diesem Moment an weiß jeder im Dorf, dass es hier einen Platz gibt, an dem Gemeinschaft wieder lebendig wird.

Langfristige Perspektive

Das Begegnungscafé ist nicht nur eine Idee für den Moment, sondern eine Investition in die Zukunft des Dorfes. Damit es lebendig bleibt, braucht es immer wieder kleine Impulse, die die Menschen motivieren, den Raum zu nutzen und mitzugestalten.

Regelmäßige Aktivitäten tragen dazu bei, dass das Café fest im Alltag verankert wird. Einmal im Monat könnte ein Themenabend stattfinden, vielleicht eine offene Gesprächsrunde oder ein Spiele- oder Filmabend. Auch ein gemeinsames Frühstück am Wochenende wäre denkbar. Solche Anlässe bringen Menschen zusammen und füllen den Raum mit Leben. Zusätzlich sorgen spontane Treffen, die über die digitale Dorfgruppe organisiert werden, für Abwechslung und halten die Dynamik aufrecht.

Wichtig ist, dass das Café offen bleibt für neue Ideen. Mal steht das gesellige Beisammensein im Mittelpunkt, ein anderes Mal ein kreatives Projekt oder die gegenseitige Hilfe im Alltag. Diese Vielfalt sorgt dafür, dass sich unterschiedliche Menschen angesprochen fühlen und jeder seinen Platz finden kann.

Mit der Zeit kann das Begegnungscafé zu einem Symbol des Dorfes werden. Es zeigt, wie viel möglich ist, wenn Menschen zusammenstehen und Verantwortung teilen. Es macht deutlich, dass Gemeinschaft nicht von außen organisiert werden muss, sondern aus dem Herzen des Dorfes entstehen kann.

Wenn Kinder hier aufwachsen, Jugendliche Freundschaften knüpfen, Erwachsene neue Kontakte finden und Ältere sich nicht allein fühlen, dann erfüllt das Café seinen Sinn. Es schenkt dem Dorf ein lebendiges Zentrum, das über Jahre hinweg Bestand hat und immer wieder neue Geschichten schreibt.

So wächst aus einer einfachen Idee ein Fundament für Zusammenhalt, Freude und Lebensqualität. Das Begegnungscafé ist mehr als ein Treffpunkt. Es ist ein Stück Zukunft, das mitten im Dorf beginnt.

Zusammenfassung

Das Begegnungscafé zeigt, wie aus einer einfachen Idee etwas Großes für das Dorfleben entstehen kann. Es braucht keinen aufwendigen Neubau und keine komplizierten Strukturen. Entscheidend ist ein Raum, der mit Leben gefüllt wird. Ein leerstehendes Gebäude, eine Kaffeemaschine, ein paar Tische und Stühle können bereits genügen, um einen Ort der Begegnung zu schaffen.

Wertvoll wird das Café durch die Menschen, die es nutzen und gestalten. Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senior:innen finden hier gleichermaßen ihren Platz. Begegnungen entstehen ganz selbstverständlich bei einer Tasse Kaffee, beim Basteln, beim Musizieren oder in Verabredungen, die über die digitale

Dorfgruppe entstehen. Aus dem Zusammenspiel von persönlichem Treffpunkt und digitaler Vernetzung entwickelt sich eine lebendige Dorfgemeinschaft, in der sich alle Generationen gegenseitig stärken.

Besonders wichtig ist die Haltung, auf der das Projekt basiert. Vertrauen, Eigenverantwortung und gemeinsames Tragen machen das Café zu etwas Einzigartigem. Es gehört nicht einzelnen Personen, sondern dem ganzen Dorf.

Das Begegnungscafé steht damit für mehr als einen Raum. Es ist ein Symbol für Zusammenhalt, für gegenseitige Unterstützung und für die Freude am Mitseinander. Es gibt den Menschen das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein, und schenkt dem Dorf ein Herz, das beständig schlägt.

Dorfanker

Sozialer Treffpunkt für alle Generationen

In vielen ländlichen Regionen fehlen oft die Bedingungen und Infrastruktur, um mehr Teilhabe am sozialen Leben zu haben. Das sieht man z.B. daran, dass öffentliche Verkehrsmittel nur selten fahren oder teilweise ganz abgeschafft wurden. Für Menschen, die kein Auto besitzen, ist es dadurch schwierig, am sozialen Leben teilzunehmen. Besonders Jugendliche und ältere Menschen sind davon betroffen, weil sie auf Busse oder Mitfahrgelegenheiten angewiesen sind. Auch die medizinische Versorgung verschlechtert sich oft auf dem Land, weil viele Arztpraxen schließen oder Nachfolger:innen fehlen. Wer einen Termin braucht, muss dann oft in die nächste Stadt fahren, was zusätzlichen Aufwand bedeutet. Einkaufsmöglichkeiten verschwinden ebenfalls zunehmend, da kleine Dorfläden nicht mit großen Supermärkten in den Städten mithalten können. Dadurch fehlen aber nicht nur Orte zum Einkaufen, sondern auch wichtige Treffpunkte, an denen man Bekannte zufällig trifft und ein Gespräch führen kann. Wenn man all diese Aspekte zusammennimmt, wird klar, dass es nicht nur um fehlende Infrastruktur geht, sondern um die Orte, an denen Menschen ein Stück Alltag und Gemeinschaft erleben. Junge Menschen ziehen in die Städte, weil sie dort bessere Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten erwarten und ältere Menschen bleiben oft isoliert zurück. Einrichtungen, die als Treffpunkte für verschiedene Generationen dienen könnten, sind selten und die wenigen vorhandenen Angebote beschränken sich oftmals auf Vereine, die wiederum nur eine bestimmte Zielgruppe ansprechen. Insbesondere leiden kleinere Dörfer darunter, da dort Begegnungsräume fehlen, an denen sich Menschen ungezwungen treffen, austauschen und gegenseitig unterstützen können. Auch die gesundheitliche und soziale Versorgung stößt da an Grenzen, was die Gefahr von Vereinsamung und sozialer Isolation verstärkt. Wenn ich mir manche Dörfer anschau, sehe ich viele kleine Zeichen der Veränderung: geschlossene Dorfkneipen, stillgelegte Bushaltestellen oder verlassene Sportplätze. Diese Orte hatten früher eine große Bedeutung für das Zusammenleben. Heute fehlen sie, und dadurch verschwinden

auch viele Gelegenheiten für Begegnungen. In der Dorfkneipe trafen sich abends die Menschen, um den Tag gemeinsam ausklingen zu lassen, Neuigkeiten auszutauschen oder kleine Feste zu feiern. Auch Vereine hielten dort ihre Stammtische ab, wodurch Gemeinschaft entstanden ist. An der Bushaltestelle wiederum kamen täglich Kinder und Jugendliche zusammen, die gemeinsam auf den Schulbus gewartet haben. Dort entstanden Freundschaften, die oft über viele Jahre gehalten haben. Der Sportplatz war nicht nur ein Ort für Fußballspiele oder Training, sondern er war Treffpunkt für das ganze Dorf, wenn Turniere oder Sommerfeste stattfanden. Viele erinnern sich noch an die gemeinsame Stimmung, wenn die Dorfmannschaft spielte und alle anfeuerten. Heute, wo diese Orte geschlossen oder verlassen sind, fehlt dieser Zusammenhalt. Es macht sich bemerkbar, wie schwer es ist, solche wichtigen Ankerpunkte zu ersetzen, weil sie nicht nur funktionale Orte waren, sondern emotionale Bedeutungen hatten. Dadurch wird mir klar, wie wichtig es ist, neue Räume zu schaffen, die diese Lücke wieder füllen. Ich selber wohne in der Stadt und bin selten im Dorf, doch wenn ich mal dort zu Besuch bin, genieße ich es immer sehr, da das Gefühl dort einfach anders ist. Ich bewundere die Natur, die Wälder, die frische Luft beim Spazierengehen und das Gefühl von Sicherheit, das man in der Stadt nicht so stark spürt. Beispielsweise sehe ich wie Kinder im Dorf auf der Straße spielen können, während in der Stadt oft der Verkehr zu gefährlich ist. Ich spüre einerseits die Ruhe, die man in der Stadt nicht unbedingt hat und andererseits ist die Freundlichkeit der Menschen zu bewundern. Es wird sich immer begrüßt und meistens tauschen sich die Dorfbewohner:innen über alltägliche Dinge aus. Warum sollten sie nicht einen Ort haben, an dem sie sich treffen und dies dort tun können? Die Freude zusammenzukommen und neue Kontakte zu knüpfen bzw. bestehende Bekanntschaften oder Freundschaften zu pflegen, schweißt die Menschen noch mehr zusammen.

Leider ist es oftmals so, dass sowohl Kinder und Jugendliche als auch Senioren im Alltag auf der Strecke bleiben. Jugendliche finden kaum altersgerechte Freizeitangebote, die über Sportvereine hinausgehen, und ältere Menschen sind auf wenige Kontakte beschränkt, wenn Angehörige oder Nachbarn nicht zu Besuch kommen. Familien wiederum fehlt es oft an Räumen, an denen sie gemeinsam mit anderen etwas unternehmen können und für Zugezogene ist es besonders schwierig, in bestehende Dorfgemeinschaften hineinzufinden. Es ist so schon eine Herausforderung neue Menschen kennenzulernen, wenn man irgendwo einzieht, doch im Dorf ist es besonders schwierig. So entsteht ein Teufelskreis, je weniger Möglichkeiten es gibt, miteinander ins Gespräch zu kommen, desto größer wird die Distanz zwischen den Generationen, und desto stärker zerfällt das soziale Netz. Laut dem statistischen Bundesamt leben 17 Millionen Menschen in Deutschland allein. Die Zahl ist in den letzten 20 Jahren um 21,8% gestiegen. Das ist jede fünfte Person (20,6%), wie es nach Erstergebnissen des Mikrozensus 2024

mitgeteilt wurde. Damals lebten noch 14 Millionen Menschen allein. Ältere Menschen leben besonders häufig allein: In der Altersgruppe 65plus wohnte gut jede dritte Person allein (34%), bei den mindestens 85-Jährigen war es mehr als jede zweite (56%). Unter den jungen Erwachsenen zwischen 25 und 34 Jahren war der Anteil mit 28% ebenso überdurchschnittlich hoch. Insgesamt leben Frauen etwas häufiger allein (21,2%) als Männer (20%) (vgl. Statistische Bundesamt (Destatis) 2025). Wenn ich mir die Zahlen anschau, sehe ich, dass es nicht nur eine Statistik ist, sondern eine Realität, die viele Menschen täglich betrifft. Wer allein lebt, hat oft weniger soziale Kontakte und muss wichtige Dinge im Alltag ohne Hilfe bewältigen. In Städten gibt es meist noch Hilfsangebote, soziale Dienste oder Nachbarschaften, die einspringen können. Auf dem Land ist das schwieriger, da die Wege länger und die Angebote knapper sind. Für ältere Menschen bedeutet Alleinleben oft, dass sie niemanden haben, der sie bei Arztbesuchen begleitet, beim Einkaufen unterstützt oder einfach Gesellschaft leistet. Auch für Jüngere kann Alleinleben belastend sein, weil sie ohne Familie oder Freunde im Haus schneller vereinsamen. Man darf nicht vergessen, dass Einsamkeit nicht nur ein Gefühl ist, sondern auch gesundheitliche Folgen haben kann. Beispielsweise wird der Stress erhöht, wodurch das Risiko für Depressionen steigt. Deshalb ist es so wichtig, Orte zu schaffen, an denen Menschen sich regelmäßig begegnen können und nicht nur auf sich allein gestellt sind. Ich finde es spannend, dass man diesen Mangel an Gemeinschaft auch in größeren Zusammenhängen sehen kann. Man sagt ja, dass eine Gesellschaft nur funktioniert, wenn Menschen miteinander verbunden sind, also wenn sie ein Netzwerk haben, auf das sie zurückgreifen können. Wenn diese Verbindungen fehlen, fühlen sich Menschen einsam und ziehen sich zurück. Genau das passiert gerade auf dem Land. Deshalb ist es umso wichtiger, wieder Räume zu schaffen, wo neue Kontakte entstehen. Ich glaube, jeder kennt das Gefühl, wenn man eine längere Zeit alleine ist, irgendwann fehlt einem einfach der Austausch. Gespräche, gemeinsames Lachen oder auch das Gefühl, gebraucht zu werden, machen das Leben erst lebendig. Gerade ältere Menschen erzählen oft, dass sie früher viel mehr Besuch hatten oder dass die Nachbarschaft enger war. Heute ist das nicht mehr so selbstverständlich, deshalb müssen wir neue Wege finden, diese Nähe wieder aufzubauen. Ich denke z.B. an eine ältere Dame im Dorf meiner Freundin. Sie hat oft gesagt, dass sie sich den ganzen Tag freut, wenn endlich mal jemand klingelt oder sie beim Einkaufen ein paar Worte wechseln kann. Solche kleinen Begegnungen sind für viele Menschen das Highlight des Tages. Genau das zeigt, wie groß der Bedarf nach regelmäßigen Treffpunkten ist. Die Menschen sollen wieder Freude daran finden, sich mit anderen auszutauschen, gemeinsame Aktivitäten zu machen, aber auch sich gegenseitig zu helfen etc.

Damit dies gelingt, braucht es neue Konzepte, die die Menschen im Dorf wie-

der zusammenbringen, unabhängig von Alter, Herkunft oder sozialem Hintergrund. Hier setzt mein Projekt „Dorfanker-Sozialer Treffpunkt für alle Generationen“ an. Wie der Name schon andeutet, soll dieser Treffpunkt ein fester Anker im Leben der Dorfbewohner:innen werden. Es soll ein Ort sein, an dem sich jeder willkommen fühlt und an dem Gemeinschaft nicht nur als Schlagwort, sondern als gelebte Realität erfahrbar wird. Das Projekt versteht sich dabei nicht als Ersatz für bestehende Vereine oder Institutionen, sondern vielmehr als ein Zusammenkommen, das die Menschen verbindet. Es geht darum, einen Raum zu schaffen, in dem sich alltägliche Bedürfnisse mit Freizeitgestaltung und sozialem Engagement verbinden lassen. Solange regelmäßige Treffen stattfinden und die Dorfbewohner:innen Spaß daran haben immer wieder hinzugehen, bleibt der Ort somit bestehen, denn nur davon kann er leben.

Das Projekt verfolgt mehrere Ziele, die sich gegenseitig bedingen. Im Mittelpunkt steht die Förderung des sozialen Miteinanders, das in ländlichen Räumen zunehmend an Bedeutung gewinnt. Menschen sollen die Möglichkeit erhalten, einander kennenzulernen, Kontakte zu knüpfen und Vertrauen aufzubauen. Beispielsweise kann ein regelmäßiger Kaffeetreff dazu führen, dass Ältere nicht mehr alleine Zuhause sitzen, sondern mit anderen in Kontakt kommen und soziale Bindungen pflegen. Dadurch können Einsamkeit und Isolation abgebaut werden, was sich insbesondere für ältere Dorfbewohner:innen positiv auswirkt. Da ältere Personen meistens nicht arbeiten und somit keine Beschäftigung haben, außer evtl. Gartenarbeit, Einkaufen usw. haben sie viel Zeit. Der „Dorfanker“ bietet den Menschen eine tolle Gelegenheit ihre Freizeit fröhlich zu gestalten. Gleichzeitig sollen Kinder und Jugendliche gefördert werden, indem man ihnen sinnvolle Freizeitangebote anbietet und ihre Kreativität stärkt. Auch für Familien entstehen so neue Perspektiven, denn sie finden Unterstützung in Erziehungsfragen, können sich mit anderen Eltern austauschen und zugleich gemeinsam Zeit verbringen. Dazu geht es auch darum, dass Generationen verbunden werden. Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senioren sollen gemeinsam aktiv sein, z.B wären Kochabende eine tolle Idee, an denen Senioren traditionelle Rezepte zeigen und Jugendliche moderne Varianten vorstellen. Ein solcher Kochabend ist nicht nur ein gemeinsames Essen, sondern eine Möglichkeit, Traditionen lebendig zu halten und Wissen weiterzugeben. Man könnte den Kochabend mit einem kleinen Wettbewerb verbinden, bei dem gemischte Teams aus Jung und Alt zusammen kochen und am Ende gemeinsam ihre Ergebnisse verkosten. Dadurch entstehen nicht nur leckere Gerichte, sondern auch Gespräche, gemeinsames Lachen und gegenseitiges Lernen. Auch Spielabende können ähnlich wirken, Brettspiele oder Kartenspiele bringen die Leute zusammen, fördern Kommunikation und stärken den Teamgeist. Wenn man sich vorstellt, dass Kinder, Eltern und Großeltern gemeinsam an einem Tisch sitzen und sich über ein Spiel amüsieren,

merkt man schnell, wie viel Nähe dadurch entsteht. Solche Aktivitäten schaffen Erinnerungen, die lange bleiben und das Dorfleben nachhaltig bereichern. Dies bringt alle Altersgruppen zusammenbringen und somit wachsen gegenseitiges Verständnis, Respekt und Zusammenhalt. Es gibt bereits ein paar Orte, wo ähnliche Dinge gemacht werden und das zeigt, dass so etwas wirklich funktioniert. In manchen Dörfern wurden alte Gasthäuser oder Gemeindehäuser zu kleinen Dorftreffpunkten umgebaut. Dort gibt es dann Kochrunden, Flohmärkte oder Reparaturtage und die Leute nehmen das sehr gut an. Das macht mir Mut, weil ich sehe, dass der ‚Dorfanker‘ nicht nur eine schöne Idee ist, sondern auch wirklich praktisch umgesetzt werden kann. Außerdem könnte ich mir vorstellen, einen kleinen Dorfgarten anzulegen, wo jeder ein Beet übernehmen darf. Dort könnten Gemüse, Kräuter und Blumen wachsen und man trifft sich automatisch beim Gießen oder Ernten. Auch ein kleiner Bücherschrank, wie man ihn in manchen Städten kennt, würde gut passen. Jede:r kann dort Bücher einstellen und andere mitnehmen, so wird das Lesen gefördert und gleichzeitig entsteht ein Ort des Austauschs. Ich sehe die Möglichkeit, dass der „Dorfanker“ nicht nur Veranstaltungen anbietet, sondern auch kleine Projekte ins Leben ruft. Zum Beispiel ein Dorfchor, bei dem alle mitsingen können, egal ob sie Noten lesen können oder nicht. Oder ein Erzählcafé, wo die Älteren Geschichten aus ihrer Kindheit teilen und die Jüngeren zuhören. Das sind nicht nur schöne Erinnerungen, sondern auch ein Stück Heimatgeschichte, das so bewahrt wird. Außerdem können sportliche Aktivitäten wie Yoga oder Pilates angeboten werden, denn in einer Gruppe macht das viel mehr Spaß und die Motivation steigt, wenn Ziele gemeinsam erreicht werden. Dafür müsste man weder extra in die Stadt ins Fitnessstudio fahren, noch Kosten dafür aufnehmen. Ein weiteres Ziel des Projekts ist die Bildung und Teilhabe zu stärken. Angebote wie Nachhilfe, Computerkurse oder kreative Workshops fördern das Lernen außerhalb der Schule. Dies ist für Jugendliche besonders wichtig, die sonst nicht so viele Möglichkeiten haben, Neues auszuprobieren. Senioren können an digitalen Kursen teilnehmen und den Umgang mit Smartphone oder Internet lernen, was dazu führt, dass sie von einer zunehmend digitalen Welt nicht ausgegrenzt werden. Mittlerweile ist die Technik so weit, dass die ältere Generation erstmal lernen kann damit umzugehen, denn die Menschen sind an was ganz anderem gewohnt. Darüber hinaus geht es um die Vermittlung von Wissen, Bildung und Gesundheitsthemen, die in einem lockeren Rahmen stattfinden können. Angebote wie Bewegungsgruppen, Ernährungsberatung oder Entspannungskurse helfen, Krankheiten vorzubeugen. Außerdem wird Gesundheit nicht nur körperlich, sondern auch psychisch verstanden, denn soziale Kontakte sind sehr wichtig für das seelische Wohlbefinden. Sozialarbeiter:innen sollen bei allem behilflich sein (Anträge ausfüllen, Familienhilfe, Hilfe bei Behörden, Pflegeberatung etc.). Der „Dorfanker“ soll somit sowohl präventiv

wirken, indem er Vereinsamung und Perspektivlosigkeit entgegenwirkt, als auch ganz konkrete Hilfen im Alltag bieten.

Die Zielgruppen des Projektes sind bewusst breit gefächert. Angesprochen werden in erster Linie die Dorfbewohner:innen selbst, von Kleinkinder bis zum Senioren. Kinder und Jugendliche sollen hier einen Platz finden, an dem sie ernst genommen werden und wo ihre Ideen und Wünsche berücksichtigt werden. Für sie können spezielle Programme wie Nachmittagsbetreuung, Lernhilfen, kreative Workshops oder Sport- und Musikangebote eingerichtet werden. Kinder brauchen sichere Orte zum Spielen, Lernen und Entdecken, so lernen sie auch früh, wie wichtig Gemeinschaft ist. Dies wäre außerhalb der Kita oder Schule im „Dorfanker“ gegeben. Jugendliche haben oft keinen Treffpunkt, der nicht an feste Strukturen wie Sportvereine gebunden ist. Der „Dorfanker“ bietet ihnen die Möglichkeit sich aktiv einzubinden, damit sie sich mit ihrem Dorf identifizieren und Verantwortung übernehmen. Gerade Jugendliche brauchen Orte, an denen sie sich ausprobieren können. Viele verbringen ihre Zeit sonst nur am Handy oder fahren in die Stadt, weil im Dorf ‚nichts los‘ ist. Der ‚Dorfanker‘ könnte hier ein Ort sein, wo sie nicht nur konsumieren, sondern selbst etwas gestalten. Beispielsweise könnten sie Konzerte organisieren, ein Graffiti-Projekt starten oder kleine Medienprojekte wie Podcasts oder Videos machen. So lernen sie Verantwortung, haben Spaß und zeigen gleichzeitig, dass auch im Dorf spannende Dinge passieren können. Es könnten neue spannende Projekte durch die Kreativität der Kinder und Jugendlichen entstehen. Es sollen für all ihre Ideen Materialien zur Verfügung gestellt werden. Familien profitieren von gemeinsamen Aktivitäten, Elternabenden oder Beratungsangeboten, die auf ihre Lebenssituation zugeschnitten sind. Somit werden sie ebenfalls vom Alltag entlastet und bauen soziale Netzwerke zwischen Familien auf. Ältere Menschen wiederum erhalten die Möglichkeit, am Dorfleben aktiv teilzunehmen, beispielsweise bei Gesprächsrunden, Bewegungsgruppen, Gedächtnistraining oder bei Projekten, bei denen sie ihr Wissen und ihre Erfahrung an Jüngere weitergeben können. Sie sind besonders von Einsamkeit bedroht, wenn Partner:innen oder Freund:innen sterben und Angehörige nicht in der Nähe wohnen. Aus diesem Grund ist es umso mehr von großer Bedeutung die älteren Dorfbewohner:innen aktiv mit einzubinden. Nicht zuletzt sind auch Menschen mit Behinderungen oder Unterstützungsbedarf Teil der Zielgruppe, sei es aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen oder sozialer Benachteiligung. Oft sind sie so schon in der Gesellschaft und von Angeboten ausgeschlossen, wenn Barrierefreiheit fehlt oder Unterstützung notwendig ist. Der „Dorfanker“ soll ein Ort der Inklusion sein, an dem jeder unabhängig von seinen Voraussetzungen teilhaben kann. Dazu gehört Barrierefreiheit, einfache Sprache, Hilfsangebote etc. Für mich ist auch wichtig, dass wirklich alle dabei sein können und keiner ausgeschlossen wird. Oft wird über Inklusion gespro-

chen, aber in der Realität gibt es immer noch viele Hürden, sei es ein Treppenhaus ohne Aufzug oder schwierige Sprache. Das bedeutet nicht nur Rampen oder breite Türen, sondern auch kleine Dinge wie einfache Erklärungen, persönliche Unterstützung und ein Klima, in dem sich jeder willkommen fühlt.

Um diese Zielgruppen zu erreichen, werden vielfältige Angebote und Aktivitäten entwickelt, die regelmäßig stattfinden und Raum für Begegnung schaffen. Ein Café mit einer kleinen Küche bietet die Möglichkeit, sich in entspannter Atmosphäre zu treffen, gemeinsam zu essen oder einfach nur einen Kaffee zu trinken. WLAN-Zugang und digitale Geräte können bereitgestellt werden, damit Jugendliche, Schüler:innen oder auch Senioren den Anschluss an die digitale Welt nicht verlieren. Gesellschaftsspiele, kleine Veranstaltungen und kreative Bastelangebote fördern die Gemeinschaft auf spielerische Weise. Darüber hinaus können kulturelle Formate wie Lesungen, Theateraufführungen oder kleine Konzerte das Dorfleben bereichern. Solche Formate sorgen dafür, dass der Zusammenschnitt noch mehr wächst, da die Menschen gemeinsam etwas organisiert und erarbeitet haben, was sie dann vor anderen präsentieren. Besonders wichtig ist die Einbindung praktischer Angebote wie Reparatur-Cafés, in denen Dorfbewohner:innen kaputte Geräte gemeinsam instand setzen bzw. sich gegenseitig helfen oder Gartenprojekte, die Nachhaltigkeit fördern und zugleich die Selbstversorgung unterstützen. Darüberhinaus könnte im Flur eine große Pinnwand hängen, die als eine Art Tausch- und Infobörse für das Dorf dient. Dort können die Bewohner:innen alles Mögliche aushängen. Besonders praktisch ist es für Dinge, die man selbst nicht mehr braucht, die aber für jemand anderen nützlich sein könnten. Das können z.B. alte Möbel, gut erhaltene Kleidung, Bücher, Kinderspielsachen oder Dekoartikel sein. Anstatt diese Dinge wegzwerfen, finden sie auf diesem Weg vielleicht ein neues Zuhause. Die Gegenstände können entweder kostenlos weitergegeben oder gegen eine Kleinigkeit eingetauscht werden, die man selbst gebrauchen kann. So entsteht ein kleines Kreislaufsystem innerhalb des Dorfes. Vielleicht gibt jemand eine alte Lampe ab und findet dafür im Gegenzug ein paar Gartenwerkzeuge oder eine Pflanze. Es geht nicht um großen materiellen Gewinn, sondern darum, Ressourcen zu schonen, Nachhaltigkeit zu fördern und gleichzeitig anderen eine Freude zu machen. Zusätzlich könnte die Pinnwand auch für andere Zwecke genutzt werden, wer Hilfe im Garten braucht, kann dort eine Anfrage aufhängen, genauso wie jemand, der Nachhilfe für sein Kind anbietet oder Mitspieler:innen für eine neue Sportgruppe sucht. So wird die Pinnwand nicht nur ein Ort des Tauschens, sondern auch ein Platz, an dem sich Dorfbewohner:innen vernetzen und gegenseitig unterstützen können. Dadurch wird Gemeinschaft ganz praktisch erlebbar. Es soll auch Rückzugsorte geben, an denen sich die Leute entspannen können, denn manchmal braucht man eben seine Ruhe und somit ist es möglich sich für ein Moment zurückzie-

hen. Ein barrierefreier Zugang ist ebenfalls sehr wichtig, denn der Ort soll für alle zugänglich sein. Ein Jugendbeirat sowie ein Seniorenrat sorgen zusätzlich dafür, dass alle Generationen in Entscheidungsprozesse einbezogen werden. Besonders spannend finde ich, wenn Kinder und ältere Menschen gemeinsam etwas machen. Die Kinder können z.B. erklären, wie man ein Tablet oder ein Handy benutzt, und die Senior:innen zeigen im Gegenzug, wie man Marmelade einkocht oder Kleidung flickt. Solche Begegnungen sind nicht nur praktisch, sondern schaffen auch gegenseitigen Respekt und echtes Verständnis füreinander. Mir ist wichtig, dass der „Dorfanker“ nicht nur ein Projekt „von oben“ ist, sondern dass er wirklich von den Menschen im Dorf getragen wird. Jeder kann etwas beitragen, sei es Kuchen backen, beim Aufbau helfen oder einfach da sein und zuhören. So entsteht ein Gefühl von Gemeinschaft und Mitverantwortung. Eine familiäre und warmherzige Atmosphäre sorgen dafür, dass sich die Menschen wohl fühlen und gerne wieder kommen. Das ist meiner Meinung nach das Geheimnis, wie so ein Treffpunkt wirklich funktionieren kann. Ich stelle mir vor, dass der Tag im „Dorfanker“ ganz unterschiedlich ablaufen kann. Am Vormittag treffen sich vielleicht die Senioren zu einem Kaffeenachmittag oder einer Gymnastikrunde. Am Nachmittag kommen die Kinder aus der Schule und nehmen an Bastelangeboten teil. Abends gibt es dann vielleicht einen Kochkurs oder eine Diskussionsrunde für Erwachsene. So hat jeder seine Zeit und seinen Platz, und trotzdem überschneiden sich die Generationen und kommen miteinander ins Gespräch.

Auch gesundheitsorientierte Aktivitäten spielen eine zentrale Rolle. Kooperationen mit Krankenkassen oder regionalen Gesundheitsträgern ermöglichen Bewegungsgruppen, Vorträge zu Ernährung oder Prävention sowie niedrigschwellige Beratungsangebote. So können auch ältere oder gesundheitlich eingeschränkte Menschen vom „Dorfanker“ profitieren. Gleichzeitig wird die Jugendarbeit gezielt ausgebaut, z.B. durch Medienprojekte, Sportaktionen oder Ferienprogramme. Durch diese Mischung aus Freizeit, Kultur, Bildung und Gesundheit entsteht ein vielseitiges Angebot, das auf die unterschiedlichen Bedürfnisse der Dorfgemeinschaft eingeht.

Die Umsetzung des Projekts erfordert eine sorgfältige Organisation. Ein bestehendes Gebäude im Dorf kann als Basis genutzt werden, wodurch hohe Baukosten vermieden werden z.B. ehemalige Bauernhöfe, kleine Gemeindehäuser usw. Dabei ist es von großer Bedeutung, dass Barrierefreiheit gegeben ist. Wichtig ist auch die aktive Beteiligung der Dorfbewohner:innen, denn nur wenn sie sich einbringen, wird der „Dorfanker“ langfristig lebendig und tragfähig. Sozialarbeiter*innen, ehrenamtliche Helfer:innen und die Dorfbewohner:innen selbst übernehmen Verantwortung, sei es im Café-Betrieb, bei der Organisation von Veranstaltungen oder in der Betreuung einzelner Gruppen. Kooperationen mit

Vereinen, Schulen, Kirchen und örtlichen Betrieben unterstützen das Projekt ebenfalls.

Ein wesentliches Merkmal des „Dorfanker“ Projekts ist seine Nachhaltigkeit. Es geht nicht nur darum, kurzfristig einen Treffpunkt zu schaffen, sondern langfristig die Lebensqualität im Dorf zu sichern. Durch die regelmäßigen Begegnungen entsteht ein starkes soziales Netz, das Menschen auffängt, wenn sie Hilfe brauchen, und das gegenseitige Vertrauen stärkt. Menschen kommen schneller in Kontakt und es entstehen neue Netzwerke, darüberhinaus kann Abwanderung reduziert werden, da das Dorf attraktiver wird. Zusätzlich entwickeln Kinder und Jugendliche eine stärkere Bindung an ihre Heimat und Senioren bleiben länger aktiv und selbstständig. Der „Dorfanker“ wird zu einem Symbol für Zusammenhalt und Solidarität, das die Menschen vereint und gegenseitige Unterstützung bietet. Darüber hinaus erhöht er die Attraktivität des Dorfes insgesamt, sowohl für junge Familien, die einen Ort zum Leben suchen, als auch für ältere Menschen, die auf eine funktionierende Gemeinschaft angewiesen sind. So kann das Projekt dazu beitragen, Abwanderung zu verhindern und das Dorf auch für kommende Generationen lebenswert zu erhalten. Des Weiteren ist das Projekt nachhaltig, da es immer wieder neue und flexible Angebote gibt, was Abwechslung reinbringt und die Menschen erneut gerne kommen. Es wird sowohl die soziale Nachhaltigkeit durch generationsübergreifendes Lernen und Zusammenhalt, als auch das Umweltbewusstsein durch die Reparatur-Cafés und Gartenprojekte gestärkt. Nachhaltigkeit heißt für mich nicht nur, dass das Projekt lange bestehen bleibt, sondern auch, dass wir auf unsere Umwelt achten. Es wäre schön, wenn im Café regionale Produkte verwendet werden, also z.B. Kuchen von Bäcker:innen aus dem Ort oder Gemüse aus den Gärten. Vielleicht könnte man auch Solarstrom nutzen oder mit Vereinen kleine Umweltaktionen starten, die nicht nur ökologisch sinnvoll sind, sondern auch Gemeinschaft fördern. Beispielsweise könnte ein „Dorfaktionstag“ stattfinden, bei dem gemeinsam Müll in der Umgebung gesammelt wird. Solche Tage verbinden praktischen Umweltschutz mit einem positiven Erlebnis, weil man zusammen etwas Gutes für das Dorf tut. Auch Baumpflanzaktionen sind eine Möglichkeit, bei der alle zusammenarbeiten können. Kinder könnten dabei lernen, wie wichtig Natur ist, und ältere Menschen würden ihr Wissen über Pflanzen und Gärten weitergeben. Nachhaltigkeit bedeutet hier also nicht nur Umweltschutz, sondern auch, Wissen zu teilen, Geld zu sparen und den Zusammenhalt zu stärken. So verbindet man das Soziale gleich mit dem Ökologischen und das passt perfekt in die heutige Zeit. Ein weiterer Gedanke wäre, im ‚Dorfanker‘ bewusst auf Müllvermeidung zu achten, also man könnte Geschirr und Besteck anstelle von Einwegprodukten nutzen oder Getränke in Glasflaschen anbieten. Auch Workshops zum Thema Upcycling wären interessant, aus alten Stoffen könnten Taschen genäht oder aus Holzresten kleine Möbel gebaut wer-

den. Das macht Spaß und schärft gleichzeitig das Bewusstsein für Nachhaltigkeit. Ein Projekt wie der „Dorfanker“ wirkt meiner Ansicht nach nicht nur kurzfristig. Wenn Kinder von klein auf erleben, wie wertvoll Gemeinschaft ist, werden sie dieses Gefühl auch ins Erwachsenenalter mitnehmen. Vielleicht bleiben dadurch sogar mehr junge Menschen im Dorf oder kehren später zurück, weil sie wissen, dass es mehr ist als nur „ein Dorf“. So kann man wirklich etwas für die Zukunft bewirken.

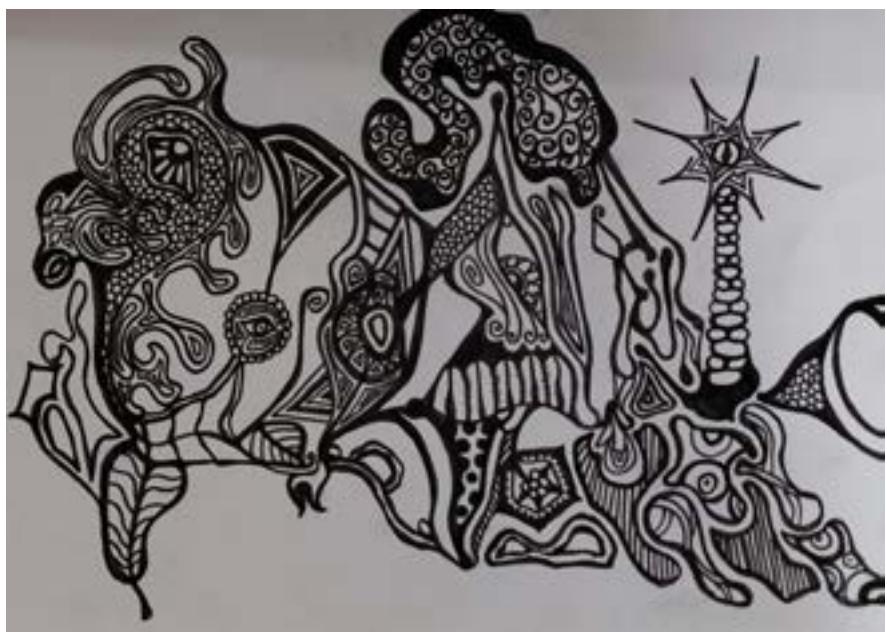
Abschließend kann ich sagen, dass ländliche Räume keineswegs dem Schicksal der Vereinsamung und des Strukturabbaus ausgeliefert sein müssen. Mit kreativen Ideen, engagierten Menschen und einer klaren Vision kann ein Treffpunkt wie der „Dorfanker“ entstehen, der allen Generationen etwas bietet und das Dorfleben nachhaltig bereichert. Er ist mehr als nur ein Gebäude, sondern ein Ort der Begegnung, des Lernens, der Unterstützung und der Freude. Damit eröffnet sich die Chance, das soziale Miteinander neu zu beleben und das Dorf nicht nur zu einem Wohnort, sondern zu einer echten Heimat für alle zu machen. Die Menschen bekommen neue Perspektiven, wie Dörfer auch in Zukunft lebendig und attraktiv bleiben können. Dazu kann der „Dorfanker“ ein Vorbild für andere Gemeinden sein und bietet offene Entwicklungsmöglichkeiten wie der Ausbau digitaler Angebote, stärkere Kooperationen mit Schulen, regionale Netzwerke etc. Die Haltung des Ganzen ist sehr wichtig, denn Gemeinschaft entsteht nicht von allein, sie braucht Orte, an denen sie gelebt werden kann. Ich sehe das Projekt als eine Art Herzstück des Dorfes. Ein Ort, an dem man hingehört, wenn man Gesellschaft sucht, Hilfe braucht oder einfach nur dazugehören möchte. Für mich steckt darin die Hoffnung, dass Dörfer nicht aussterben, sondern neue Kraft gewinnen. Ich bin überzeugt, dass etwas Positives entstehen kann, wenn Menschen zusammenkommen und genau das soll der „Dorfanker“ möglich machen. Wenn ich mir die Zukunft vorstelle, sehe ich ein Dorf, in dem man nicht das Gefühl hat allein zu sein. Stattdessen weiß man, dass im „Dorfanker“ immer jemand ist, der zuhört, mithilft oder einfach Gesellschaft leistet. Für mich wäre es ein großer Erfolg, wenn die Menschen in zehn oder zwanzig Jahren zurückblicken und sagen, dass dieser Treffpunkt deren Dorf wirklich verändert hat. Gerade in einer Zeit, in der viele Menschen das Gefühl haben, die Gesellschaft driftet auseinander und jeder sei nur noch mit sich selbst beschäftigt, kann ein Projekt wie der „Dorfanker“ ein starkes Gegenzeichen setzen. Es zeigt, dass Zusammenhalt nicht nur eine leere Idee ist, sondern ganz praktisch gelebt werden kann. Der „Dorfanker“ ist kein teures Großprojekt, sondern etwas, das mit den Menschen im Dorf wächst. Das macht ihn glaubwürdig und realistisch. Schon kleine Schritte wie ein gemeinsamer Kaffeenachmittag, ein Spielenachmittag für Kinder oder eine erste Reparaturrunde können den Anfang machen. Wenn die Menschen erleben, wie viel Freude es bringt, zusammenzukommen,

werden sie von selbst bereit sein, mehr einzubringen. So entsteht Stück für Stück etwas Dauerhaftes und besonders motivierend finde ich die Vorstellung, dass das Projekt auch Chancen für Menschen eröffnet, die sonst leicht übersehen werden. Wer neu ins Dorf zieht, findet hier eine erste Anlaufstelle, um Kontakte zu knüpfen. Menschen, die sich einsam fühlen, erleben wieder, dass sie gebraucht werden. Auch junge Leute, die oft sagen „im Dorf passiert nichts“, merken, dass sie mit eigenen Ideen das Leben vor Ort aktiv gestalten können. Damit wird der Treffpunkt zu etwas, das nicht nur bestehende Probleme lindert, sondern auch neue Möglichkeiten schafft. Wenn man das Projekt praktisch denkt, ist es gar nicht so schwer umzusetzen. Viele Dörfer haben leerstehende Gebäude wie ein altes Gemeindehaus, eine ehemalige Gastwirtschaft oder auch eine umgenutzte Scheune. Mit etwas Kreativität und dem Engagement der Dorfbewohner:innen kann daraus ein lebendiger Ort entstehen. Vieles lässt sich ehrenamtlich stemmen, und für den Rest gibt es Förderprogramme von Gemeinden, Stiftungen oder sogar EU-Mitteln, die genau solche Initiativen unterstützen. Dadurch ist der „Dorfunker“ nicht nur eine schöne Idee, sondern eine tatsächlich realisierbare Vision. Langfristig bringt ein Projekt wie dieses einen echten Mehrwert für das ganze Dorf. Es stärkt das Vertrauen untereinander, macht das Dorf attraktiver für Familien, hält junge Menschen vor Ort und gibt älteren Menschen die Sicherheit, nicht alleine zu sein. Der „Dorfunker“ ist damit mehr als ein Treffpunkt, er ist ein Versprechen, dass niemand im Dorf vergessen wird, dass jede:r eine Rolle hat und dass Gemeinschaft möglich ist, wenn man ihr Raum gibt. Für mich bedeutet das, dass der „Dorfunker“ nicht nur ein Projekt für heute ist, sondern ein tolles Projekt für die Zukunft. Er kann die Grundlage dafür legen, dass Dörfer nicht nur überleben, sondern wieder aufblühen. Insgesamt finde ich, dass mein Projekt eine großartige Weiterentwicklung für viele Dörfer wäre und vor allem für die Dorfbewohner_innen. Alle Menschen haben ihren Alltag, sei es Arbeit, Schule, Kita oder bestimmte Hobbys, jedoch sind sie nicht den ganzen oder jeden Tag damit beschäftigt. Genau dafür ist der „Dorfunker“ der perfekte Ort, denn alle können unverbunden und wann sie möchten, hingehen bzw. sich auch mit anderen dort verabreden. Außerdem ist es gleichzeitig ein Ort, an dem sie sozialarbeiterische Hilfe angeboten bekommen, wodurch das Ganze noch besonderer wird, denn die Menschen müssen nicht extra dafür in die Stadt oder sich den Aufwand machen wie Telefonate tätigen, Termine vereinbaren etc. Sie können sich dort an Sozialarbeitende wenden und werden unterstützt. Wenn ich an die Jugendlichen denke, kann ich mir auch vorstellen, dass Freund:innen aus der Stadt sie in den „Dorfunker“ besuchen. So können sie ihnen stolz zeigen, dass es auch da Orte gibt, an den man gerne Zeit verbringt, etwas cooles unternimmt, mit anderen in Kontakt kommt und vieles mehr. Wenn ich eines weiß, dann, dass man Ziele gemeinsam erreicht, wenn man sich gegenseitig unterstützt, hilft und für

einander da ist. Mit dem „Dorfanker“ spüren die Dorfbewohner:innen ein Gefühl von Zusammenhalt, Zugehörigkeit und sammeln jeden Tag neue Erinnerungen. Es ist weit mehr ist als nur ein Treffpunkt, sondern ein Herzensprojekt, das das Leben auf dem Land wieder attraktiver und menschlicher machen kann. Gerade in Zeiten, in denen viele Menschen Angst haben, abgehängt zu werden oder keinen Platz mehr in der Gesellschaft zu finden, braucht es solche Projekte, die Mut machen und zeigen: „Wir können unser Miteinander selbst gestalten“. Besonders wichtig ist mir die Botschaft, dass hier niemand ausgeschlossen wird, egal ob jung oder alt, neu zugezogen oder schon lange im Dorf verwurzelt, ob gesund oder mit Einschränkungen. Jeder Mensch soll sich willkommen fühlen und seinen Platz finden. Das macht den „Dorfanker“ zu etwas Einzigartigem, weil er nicht nur einzelne Gruppen anspricht, sondern bewusst alle verbindet. Wenn man die positiven Folgen betrachtet, die so ein Projekt haben kann, wie weniger Einsamkeit, mehr Zusammenhalt, neue Chancen für Kinder und Jugendliche, Sicherheit für ältere Menschen und sogar Impulse für Nachhaltigkeit und Umweltschutz, wird deutlich, dass der Nutzen weit über das einzelne Dorf hinausgeht. Der „Dorfanker“ kann zeigen, dass ein starkes Miteinander keine Frage von Größe oder Geld ist, sondern von Bereitschaft, Ideen und Engagement. Mein Wunsch für die Zukunft ist, dass der „Dorfanker“ nicht nur in einem Dorf entsteht, sondern als Beispiel viele andere Gemeinden inspiriert. Vielleicht kann er so Teil einer Bewegung werden, die ländliche Räume wiederbelebt und ihnen neue Stärke verleiht. Denn ein Dorf ist mehr als Häuser und Straßen, es ist Heimat, und Heimat lebt von Menschen, die füreinander da sind. Genau dieses Gefühl kann der „Dorfanker“ zurückbringen.

Quellen

Statistisches Bundesamt (2025). 17 Millionen Menschen in Deutschland leben allein. (Zugriff am 25.08.2025) von [https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2025/07/PD25_N036_12.html#:~:text=Gut%20jede%20vierte%20alleinlebende%20Person,betroffen%20\(35%2C9%20%25\).](https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2025/07/PD25_N036_12.html#:~:text=Gut%20jede%20vierte%20alleinlebende%20Person,betroffen%20(35%2C9%20%25).)



Eine Vision wird Wirklichkeit: Generationstreff Schellerten

Michael Fehst und der Generationstreff Schellerten

Manchmal beginnen große Ideen mit einem Gespräch, einem Gedanken oder einem einfachen Wunsch. So war es auch beim Generationstreff in Schellerten. Was heute als konkretes Projekt Form annimmt, begann mit der Vision von Michael Fehst, dem Gründer des Vereins Inspired by Dance e. V., der nach vielen Jahren ehrenamtlicher Arbeit erkannte, dass im Dorf etwas fehlt: ein Ort, der für alle Generationen offen ist, an dem Begegnung selbstverständlich wird und an dem Gemeinschaft wachsen kann.

Als ich im Rahmen meines Studiums der Sozialen Arbeit das Seminar Entwicklung einer autonomen dörflichen Sozialen Arbeit belegte, suchte ich nach einem Projekt, das nicht nur analysiert, sondern erlebt werden konnte. Die Idee des Generationstreffs bot genau das. Sie verband Theorie mit Praxis, wissenschaftliche Fragestellungen mit gelebtem Engagement, Vision mit Wirklichkeit. Schnell wurde deutlich, dass hier etwas entsteht, das über eine einzelne Initiative hinausgeht. Es geht um die Frage, wie Menschen in einer ländlichen Gemeinde heute zusammenleben, wie sie Verantwortung teilen und wie Soziale Arbeit entstehen kann, wenn sie nicht von außen kommt, sondern aus der Gemeinschaft selbst (vgl. Thiersch 2020: 87 f.; Becker 2020 b: 60 ff.; Böhnisch 2013: 122 ff.).

Diese Perspektive steht in engem Zusammenhang mit der Idee einer lebenswelt- und sozialraumorientierten Sozialen Arbeit, die sich an den realen Lebensbezügen der Menschen orientiert und gemeinschaftliches Handeln fördert (vgl. Thiersch 2020: 88; Becker 2020 b: 62 ff.; Fehren 2013: 273 ff.).

Für diesen Beitrag habe ich mit vielen Menschen gesprochen – mit Bürger:innen, Vereinsmitgliedern, Vertreter:innen aus Politik, Verbänden und Gemeinschaften. Jede Stimme erzählt ein Stück dieses Weges, jede Perspektive zeigt, was Hoffnung, Engagement, aber auch Zweifel und Realitätssinn bedeuten.

Aus diesen Gesprächen ergibt sich ein vielschichtiges Bild: von Begeisterung und Tatkraft, aber auch von Belastung, Skepsis und dem Wissen, dass Wandel Zeit braucht.

Mein Ziel war es, diese Stimmen hörbar zu machen, ohne sie zu bewerten. Es ging nicht darum, fertige Antworten zu finden, sondern sichtbar zu machen, wie aus einer Idee ein gemeinsamer Prozess entsteht. Der Generationstreff steht beispielhaft für eine autonome dörfliche Soziale Arbeit – für ein Handeln, das nicht verordnet, sondern gewachsen ist, das Menschen verbindet und Strukturen schafft, die aus dem Inneren einer Gemeinde heraus entstehen. Damit zeigt sich, dass lokale Gemeinschaften zu eigenständigen Akteur:innen Sozialer Arbeit werden können, wenn Rahmenbedingungen Partizipation und Selbstorganisation ermöglichen (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.; Landhäußer 2013: 154 ff.; Becker 2020 b: 80 ff.).

Der folgende Beitrag ist kein theoretisches Konzept und keine Erfolgsgeschichte, sondern eine Dokumentation eines Weges. Er erzählt von Begegnungen, von Gesprächen und von dem Versuch, Gemeinschaft im Dorf neu zu denken. Die Stimmen, die darin zu Wort kommen, sind ehrlich, nah und vielfältig. Sie machen deutlich, dass Soziale Arbeit auf dem Land dort am stärksten ist, wo sie aus der Mitte der Menschen entsteht.

Der Verein Inspired by Dance e. V.

Als sich im Dezember 2015 eine kleine Gruppe Tanzbegeisterter in Schellerten zusammenfand, ahnte niemand, dass daraus in wenigen Jahren ein Verein entstehen würde, der heute weit über die Gemeindegrenzen hinaus bekannt ist. Was zunächst als gemeinsame Freizeitidee begann, entwickelte sich zu einer Bewegung, die weit mehr verkörpert als Tanz. Der Verein Inspired by Dance e. V. entstand aus der Überzeugung, dass Bewegung Menschen verbinden kann – unabhängig von Alter, Herkunft oder körperlichen Voraussetzungen. Aus einem leidenschaftlichen Hobby wurde eine Initiative, die heute für Gemeinschaft, Vielfalt und Engagement steht (vgl. Aner & Karl 2020: 211 ff.; Thiersch 2020: 87 f.).

Gegründet wurde der Verein offiziell am 8. Dezember 2015. Michael Fehst, der bis heute den Vorsitz innehat, brachte Menschen zusammen, die seine Begeisterung für Musik, Tanz und Zusammenhalt teilten. Ziel war es, Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in der Region die Möglichkeit zu geben, gemeinsam aktiv zu werden. Dabei ging es von Beginn an nicht nur um sportliche Aktivität, sondern um die Förderung von Gemeinschaft und gegenseitigem Respekt. In der Satzung des Vereins sind die Ziele klar formuliert: Neben der Förderung von Tanz und Kultur gehören auch Bildung, Jugendarbeit und soziale Integration zu den zentralen Aufgaben. Damit wurde früh der Grundstein für ein

Selbstverständnis gelegt, das weit über das reine Tanzen hinausgeht (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.).

In den ersten Jahren nach der Gründung entstanden die ersten Tanzgruppen. Kinder, Jugendliche und Erwachsene fanden sich zusammen, um in Turnhallen, Gemeinderäumen oder auf improvisierten Flächen zu trainieren. Schnell sprach sich herum, dass hier mehr passierte als bloßer Tanzunterricht. Die Mitglieder spürten, dass sie Teil von etwas Besonderem waren – einer Gemeinschaft, die sich gegenseitig unterstützt, trägt und inspiriert. Michael Fehst erinnert sich: „Wir wollten von Anfang an einen Raum schaffen, in dem sich jeder willkommen fühlt. Es geht nicht darum, der oder die Beste zu sein, sondern darum, gemeinsam etwas zu erleben.“ Diese Haltung – von Inklusion und Anerkennung als Alltagspraxis – prägt den Verein bis heute (vgl. Thiersch 2020: 88; Staub-Bernasconi 2018: 308).

Mit den Jahren wuchs die Zahl der Mitglieder stetig. Aus den anfänglich wenigen Aktiven wurden Hunderte. Heute zählt der Verein über 470 Mitglieder. Sie kommen nicht nur aus Schelleren, sondern auch aus den umliegenden Dörfern und sogar aus der Stadt Hildesheim. Das Angebot reicht von Kindertanz über Hip-Hop, Jazz, Showdance und Line Dance bis hin zu Fitnesskursen und Freizeitaktivitäten. Besonders beliebt sind die wöchentlichen Gruppenstunden, die nicht nur Bewegung, sondern auch Freude und soziale Kontakte vermitteln. Hinzu kommen Workshops, Auftritte und Tanzwettbewerbe, bei denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene gemeinsam auftreten und sich gegenseitig anfeuern. Viele Eltern begleiten ihre Kinder zu den Veranstaltungen, helfen beim Auf- und Abbau und bilden ein Netzwerk, das weit über das Vereinsgeschehen hinausreicht (vgl. Becker 2020 b: 60 ff.; Landhäußer 2013: 154 ff.).

Andrea Nolte, die gemeinsam mit ihrer Tochter Mitglied ist, beschreibt die Atmosphäre so: „Man taucht in eine andere Welt ab. Es ist nicht nur Tanzen, sondern ein Zusammenhalt, den man so kaum woanders findet.“ Sie erzählt von Reisen zu Wettbewerben, langen Probewochenenden und der Begeisterung, die alle verbindet. Auch Stefanie und Christian Lüdke, deren Kinder im Verein tanzen, berichten Ähnliches. „Unsere Kinder haben dort Freunde gefunden, die sie sonst nie kennengelernt hätten“, sagen sie. „Und auch wir Erwachsenen haben neue Kontakte geknüpft. Es ist schön zu sehen, wie generationsübergreifend das funktioniert.“ Solche Aussagen zeigen, dass der Verein mehr ist als ein Sportangebot. Er ist zu einem sozialen Treffpunkt geworden, der Menschen verbindet, die sonst kaum Berührungspunkte hätten (vgl. Fehren 2013: 273 ff.).

Neben dem tänzerischen Schwerpunkt hat sich Inspired by Dance e. V. auch als Veranstalter etabliert. Regelmäßig organisiert der Verein Tanzwettbewerbe, sogenannte Contests, bei denen Gruppen aus der Region gegeneinander antreten. Dabei steht der sportliche Vergleich nicht im Vordergrund, sondern die Freude am gemeinsamen Erleben. Diese Veranstaltungen sind für viele Familien ein

Höhepunkt des Jahres. Sie zeigen, wie viel ehrenamtliches Engagement in der Vereinsarbeit steckt. Zahlreiche Helfer:innen, Eltern und Trainer:innen tragen dazu bei, dass solche Events gelingen. Michael Fehst betont oft, dass ohne diese Unterstützung vieles nicht möglich wäre. „Das, was hier entsteht, lebt von den Menschen, die mitmachen. Jeder bringt sich so ein, wie er kann. Das ist das Schöne daran“, erklärt er (vgl. Rothsuh 2013: 375 ff.).

Was den Verein besonders auszeichnet, ist seine Offenheit für alle. Kinder, Jugendliche und Erwachsene, Menschen mit und ohne Einschränkungen, Anfänger:innen und Fortgeschrittene – alle sind willkommen. Diese Haltung spiegelt sich auch in den Werten wider, die der Verein nach außen trägt: Inklusion, Integration, Teilhabe, Nachhaltigkeit und Autonomie. Das Ziel ist es, Gemeinschaft zu leben und gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Der Verein schafft Räume, in denen Menschen unabhängig von sozialem Status oder Herkunft miteinander in Kontakt kommen. Damit trägt er auf seine Weise zu einer lebendigen Dorfgemeinschaft bei (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 309; Becker 2020 a: 40 ff.).

Auch die organisatorische Entwicklung des Vereins zeigt, wie viel Dynamik darin steckt. Mit wachsender Mitgliederzahl wachsen auch die Aufgaben. Verwaltung, Trainingskoordination, Kommunikation mit Eltern und Trainer:innen – all das wurde zunehmend komplexer. Unterstützt wird der Verein dabei von engagierten Mitgliedern, die Verantwortung übernehmen. Lisa Runge, die den Vorstand in organisatorischen Fragen begleitet, beschreibt den Verein als „eine lebendige Struktur, in der vieles ehrenamtlich funktioniert und trotzdem professionell gedacht wird“. Diese Mischung aus Herzblut und Struktur hat dazu beigetragen, dass Inspired by Dance e. V. sich stetig weiterentwickeln konnte (vgl. Zychlinski 2013: 431 ff.).

Heute ist der Verein fester Bestandteil des kulturellen und sozialen Lebens in Schellerten. Mit seinem Sitz in Ahstedt, wo auch der Gründer Michael Fehst lebt, ist er in der Gemeinde verwurzelt. Die offizielle Vereinsadresse befindet sich in Michael Fehsts Wohnort, doch eigene Räumlichkeiten besitzt der Verein bislang nicht. Trainings finden in verschiedenen Turnhallen und Gemeinderäumen statt, Besprechungen oft in privaten Küchen oder spontan in den Pausen zwischen Kursen. Diese dezentrale Struktur hat lange funktioniert, stößt jedoch zunehmend an ihre Grenzen. Der Verein ist gewachsen, die Zahl der Gruppen hat zugenommen, und die organisatorischen Anforderungen sind gestiegen. Immer deutlicher wurde der Wunsch nach einem eigenen Ort, der dauerhaft Bestand hat – einem Zuhause für die Vereinsarbeit, die Verwaltung und vor allem für das Miteinander.

Dieser Wunsch nach einem festen Ort bildet die Brücke zum nächsten Kapitel. Aus dem Bedürfnis nach Stabilität und einem zentralen Treffpunkt entstand eine

Idee, die bald zu einer Vision werden sollte. Sie führte Michael Fehst und sein Team auf einen neuen Weg, der weit über das Tanzen hinausging. Es ist der Beginn des Projekts, das heute den Namen trägt, der zum Symbol für gemeinsames Engagement im ländlichen Raum geworden ist: der Generationstreff Schellerten.

Michael Fehsts Vision Die Entstehung der Idee

Die Vision begann nicht mit einem großen Plan, sondern mit einer einfachen, sehr praktischen Frage: Wo ist eigentlich die Adresse des Vereins, wo ist das Büro, wo ist die Anlaufstelle. Michael Fehst erinnert sich daran, dass am Anfang lediglich der Wunsch stand, den Mitgliedern und allen Interessierten einen festen Ort zu bieten. Er sagt, die Überlegung sei zunächst ganz nüchtern gewesen. Man dachte über Übergangslösungen nach, etwa einen Container und daneben ein Zelt auf einer Wiese, Training im Sommer draußen, im Winter in der Halle. Aus dieser Suchbewegung nach einem Raum entwickelte sich Schritt für Schritt eine Idee, die größer wurde als das reine Vereinsheim. „Die Überlegung war halt für den Verein auch eigene Räumlichkeiten. Wirklich, also wir haben keine Adresse, wir haben kein Büro oder keine Anlaufstelle. Wo ist Inspired by Dance. Das ist erst mal der erste Gedanke gewesen“, erklärt Michael Fehst und beschreibt, wie aus dieser Basisfrage eine weitergehende Perspektive erwuchs.

Mit der wachsenden Mitgliederzahl und dem breiter werdenden Angebot rückte die Frage nach einem Zuhause noch stärker in den Mittelpunkt. Michael Fehst beschreibt, wie sich unter dem Dach von Inspired by Dance e.V. immer mehr Formate entwickelten, vom Tanz über Fitness bis hin zu neuen Sparten wie Kickboxen oder E-Sports. Er sagt, dass vieles entstanden sei, weil Menschen mit Ideen auf den Verein zugekommen seien und man gemeinsam ausprobiert habe, was passt. Daraus sei das Bedürfnis gewachsen, die Vielfalt zu bündeln und einen Ort zu schaffen, der das alles tragen kann. In seinen Worten klingt das so: „Ein Eigenheim auf der einen Seite für den Verein, auf der anderen Seite natürlich auch das zu öffnen und uns zu erweitern. Unter Inspired by Dance passiert gerade unheimlich viel und vielleicht passt der Name gerade nicht mehr, aber wir versuchen es anzupassen. Und genau dieses Together spiegelt sich gerade auch in allen anderen Bereichen immer wieder.“ Diese Art, soziale Räume gemeinsam zu gestalten und Bedürfnisse in kollektives Handeln zu überführen, spiegelt zentrale Prinzipien sozialraumorientierter Gemeinwesenarbeit wider (vgl. Becker 2020b: 60 ff.; Fehren 2013: 273 ff.).

Parallel zu dieser inhaltlichen Entwicklung reifte der Gedanke, den angestrebten Ort nicht nur für den Verein zu denken, sondern für die ganze Gemeinde zu öffnen. Das Projekt sollte öffentlich zugänglich sein, unabhängig

von einer Vereinsmitgliedschaft. Michael Fehst formuliert das klar: Es laufe zwar über den Verein, sei aber „für die komplette Öffentlichkeit zugänglich“. Man müsse nicht Mitglied sein, um die Angebote mitnutzen zu können. Damit rückt die Idee einer offenen, inklusiven Struktur ins Zentrum, die der Gemeinde dient und zugleich auf dem Vereinsfundament steht. Dieses Prinzip steht in enger Verbindung mit den theoretischen Grundlagen von Partizipation und sozialer Teilhabe, wie sie bereits Arnstein (1969: 216 ff.) in ihrer „Ladder of Citizen Participation“ formulierte und in der Sozialen Arbeit unter anderem von Staub-Bernasconi (2018: 303 ff.) weiterentwickelt wurde.

Aus der Raumsuche wurde in der Folge ein konkreter Prozess. Michael Fehst schildert, wie Gemeinde und Landkreis das Vorhaben begleiteten und Wege bereiteten. Dazu gehörten Fragen der Nutzungsänderung und die politische Zusage, eine Stelle für Jugendsozialarbeit im Haus zu verankern, damit offene Programme für die Kommune angeboten und koordiniert werden können. Er betont, dass es sich dabei um eine Unterstützung über den reinen Erwerb hinaus handle, weil so neben dem Ehrenamt auch hauptamtliche Strukturen möglich werden. Diese Signale aus Verwaltung und Politik gaben dem Projekt Planungssicherheit und zeigten, dass die Idee im Gemeinwesen andockt (vgl. Fehren 2013: 273 ff.; Landhäußer 2013: 154 ff.).

Im Kern der Vision steht für Michael Fehst ein doppelter Gedanke. Zum einen ein Ort, der die Angebote des Vereins bündelt und weiterentwickelt. Zum anderen ein „Haus der Vereine“, das andere Initiativen mitzieht, ihnen gemeinsame Verwaltung, Schulungsräume und ganz praktische Unterstützung bietet. Er beschreibt, wie dort Material und Infrastruktur geteilt werden sollen, von Zelten bis hin zu Beschallungstechnik, und wie ein gemeinsamer Geschäftsstellentisch Verwaltungsaufgaben abfangen kann, die kleine Vereine allein nicht mehr schaffen. Diese Perspektive versteht er ausdrücklich als Stärkung der Vereinslandschaft und als ein Angebot, Ressourcen zu teilen und Netzwerke zu knüpfen. „Einfach die Vereine zu stärken und zusammenzuführen“, fasst er zusammen. Dieses Netzwerkdenken ist zentral für gemeinwesenorientierte Prozesse und lässt sich theoretisch mit der Netzwerkarbeit nach Zychlinski (2013: 431 ff.) und dem Konzept der Aktivierung von sozialem Kapital nach Landhäußer (2013: 154 ff.) verbinden.

Die Suche nach dem passenden Gebäude und die Entwurfsarbeit mit dem Architekten brachten neue Fragen mit sich. Michael Fehst berichtet, dass es für das Objekt zunächst keine vollständigen Zeichnungen gab und man die Größenordnungen grob überschlagen musste, um Kosten kalkulieren zu können. Parallel schauten Fachfirmen in die Substanz, etwa Trockenbauer, um Umbauvarianten einschätzen zu können. Für den Umbau veranschlagt er eine Summe von rund 250.000 Euro, wissend, dass solche Zahlen in der Praxis

in Bewegung bleiben. Diese nüchterne Seite des Projekts, das Rechnen, das Einholen von Angeboten und das Abgleichen mit Möglichkeiten, gehört für ihn ebenso zur Vision wie die Idee selbst. Sie illustriert die Wechselwirkung zwischen Idealismus und Realismus, die auch in der Theorie der „bewältigungsorientierten Gemeinwesenarbeit“ nach Böhnisch (2013: 122 ff.) beschrieben wird.

Michael Fehst begann, das Gebäude bereits vor dem Kauf für erste Vereinsaktivitäten zu nutzen. Im Garten wurde ein Zelt mit stabilem Holzboden aufgebaut, das in den Sommerferien und auch darüber hinaus für verschiedene Vereinsangebote verwendet wird. „Wir nutzen im Außenbereich in den Sommerferien und auch jetzt im Nachgang für Vereinsangebote das Zelt acht mal zwölf Meter im Garten“, erklärt er. Das Zelt dient als Übergangslösung und macht sichtbar, dass das Vorhaben schrittweise umgesetzt wird. Umbauten im Gebäude selbst sind erst nach dem abgeschlossenen Kauf vorgesehen. Für Michael Fehst ist diese Zeit eine Phase, in der bereits Verantwortung übernommen wird, auch wenn das Projekt noch nicht vollständig realisiert ist.

Eine Vision dieser Größe ruft bei ihm beides hervor, Zuversicht und Sorge. Michael Fehst spricht offen über Zeitdruck, über Ängste, ob es gelingen kann, und über persönliche Risiken, die mit so einem Vorhaben verbunden sind. Zugleich beschreibt er, wie wichtig in dieser Lage das offene Gespräch und das gemeinsame Lösen ist. „Auf der einen Seite Ängste, kriegen wir es hin, kriegen wir es nicht hin. Auf der anderen Seite natürlich irgendwo auch Existenzängste, weil viele Sachen persönlich dranhängen, finanziell auch“, sagt er, um direkt anzuschließen, dass man trotzdem handeln müsse und Schritt für Schritt vorankomme. Diese Haltung spiegelt den Gedanken des Empowerments wider, wie ihn Strikker & Strikker (2025: 45 ff.) als Grundlage partizipativer Veränderungsprozesse beschreiben.

Der Weg führte nicht nur nach vorn, sondern zwischendurch auch zurück. Michael Fehst schildert, wie ein neu gewähltes Vorstandsmitglied das Projekt zeitweise übernehmen wollte, dann jedoch an Grenzen stieß. In der Folge bekam er den Prozess zurück und stellte fest, dass man Zeit verloren hatte, auch wenn Vorarbeiten wie Antragsentwürfe schon existierten. Er erklärt, dass Förderanträge jenseits des Kaufs erst nach Abschluss des Erwerbs gestellt werden können und nennt als Akteurinnen und Akteure im Blick die Aktion Mensch und weitere Stiftungen, mit denen man in Kontakt sei. Diese Etappe zeigt, wie sich die Projektführung ordnen musste, bevor die Außenschritte wieder an Fahrt gewannen.

Um das Projekt breiter und tragfähiger aufzustellen, holte sich der Vorstand Prozessberatung. Michael Fehst beschreibt, dass eine Person von außen die Sitzungen begleitet, Fragen stellt und dabei hilft, Verantwortlichkeiten zu klären und das Wissen im Team zu verankern. Es geht darum, den Verein zukunftssicher zu sortieren, Visualisierungen zu nutzen, Abläufe transparent zu machen und die

Last von einzelnen Schultern zu nehmen. „Wir werden begleitet und wir haben jemanden, der von außen auf den Verein draufschaut“, berichtet er und ergänzt, dass der Vorstand regelmäßig an Themen arbeitet, um Strukturen zu stabilisieren und Aufgaben zu verteilen. Diese Form der Organisationsentwicklung lässt sich im Sinne der sozialräumlichen Professionalisierung verstehen (vgl. Becker 2020a: 40 ff.; Zychlinski 2013: 432 ff.).

Gleichzeitig formuliert Michael Fehst, was sein persönlicher Antrieb ist und was er anderen, die ähnliche Wege gehen wollen, mitgeben möchte. Er rät dazu, eine Vision zu haben, groß zu denken und Schritt für Schritt zu handeln. Nichtstun sei das Schwierige, während der Weg sich unterwegs verändern dürfe. Menschen würden dazukommen, andere würden aussteigen, wichtig sei das Gehen. „Hab eine Vision, geh es an, lass es wachsen, denke groß. Der Weg wird sich immer verändern“, sagt er, und betont, dass Fehler dazugehören. Er habe gedacht, schon weiter zu sein, und sei doch noch einmal drei Schritte zurückgegangen. Diese Sätze markieren das Grundgefühl der Entstehungsphase, in der Optimismus und Realismus nebeneinander stehen – eine Haltung, die Staub-Bernasconi (2018: 304 ff.) als Ausdruck kritischer Professionalität in der Sozialen Arbeit beschreibt.

In Gesprächen verweist Michael Fehst darauf, dass das Projekt in der Öffentlichkeit Zustimmung findet, aber auch beobachtet und mit Skepsis begleitet wird. Er schildert Erfahrungen, bei denen Erwartungen an die Kommune sehr hoch sind und gleichzeitig unterschätzt wird, wie viel fachliches Personal bereits mitarbeitet. „Ich habe elf Erzieher, Sozialpädagog:innen und Sozialwissenschaftler:innen, die sich diesem Projekt angenommen haben“, erzählt er und beschreibt damit, dass hinter der Vision bereits ein Team steht, das Verantwortung übernimmt und die Angebote aufbauen will. Diese Mischung aus ehrenamtlichem Engagement, professioneller Expertise und kommunaler Unterstützung ist Teil der Idee, die mit dem Haus verbunden ist (vgl. Fehren 2013: 278; Becker 2020b: 63 ff.).

Über allem steht der Gedanke, dass die Angebote offen sein sollen und sich am Bedarf der Gemeinde orientieren. In dieser frühen Phase betont Michael Fehst immer wieder, dass das Projekt vom Verein gestemmt werden soll, um den Orten zusätzlich Unterstützung zu bieten. Das „Haus der Vereine“ ist in dieser Logik kein Ersatz, sondern ein gemeinsamer Tisch, an dem Aufgaben erleichtert, Netzwerke gestärkt und Ressourcen geteilt werden. Dass die Vision auf diese Weise größer geworden ist als das Ausgangsanliegen, ein Vereinsheim zu finden, macht deutlich, wie sich aus einer praktischen Notwendigkeit ein sozialer Entwurf entwickelt hat (vgl. Thiersch 2020: 88 ff.; Landhäuser 2013: 155).

Am Ende dieser Entstehungsphase lässt sich die Richtung zusammenfassen: Aus der Frage nach einer Adresse wurde die Suche nach einem Ort, der

Bewegung, Begegnung und Beteiligung vereint. Aus dem Vereinsbedürfnis wurde eine kommunale Perspektive. Aus einer Idee auf Papier wurde ein Prozess mit Partner:innen, Plänen und provisorischen Lösungen, die zeigen, dass es ernst ist. Michael Fehsts Vision bleibt dabei erkennbar: einen offenen Ort zu schaffen, der wächst, der Fehler erlaubt, der Menschen einlädt und der das Ehrenamt entlastet, ohne es zu ersetzen. Seine Worte wirken wie ein Kompass für die nächsten Schritte, in denen aus der Entstehung eine Umsetzung werden soll.

Von der Vision zur Planung Der Weg zum Generationstreff

Als die Idee eines eigenen Hauses langsam Form annahm, stand Michael Fehst zunächst allein in der Verantwortung. In dieser frühen Phase gab es keine festen Strukturen, kein Team, das Aufgaben übernahm, und keine Routine, auf die er zurückgreifen konnte. Er kümmerte sich um jedes Detail – von der Suche nach einem geeigneten Gebäude bis hin zu Gesprächen mit der Gemeinde. „Ich war im Grunde in allem drin“, erinnert er sich. „Viele Dinge kamen am Ende wieder bei mir an, egal, wer sie angefangen hatte.“ Sein Engagement und die persönliche Beharrlichkeit machten es möglich, dass das Projekt überhaupt Fahrt aufnahm.

Die ersten wichtigen Kontakte entstanden über das Rathaus. Bürgermeister Fabian von Berg beschreibt sich selbst als „Türöffner“ in dieser Anfangszeit. Er hatte Michael Fehst mit den passenden Ansprechpartner:innen im Landkreis zusammengebracht, damit die baurechtlichen Fragen schnell geklärt werden konnten. „Wir haben gemeinsam mit dem Landrat abgeklärt, ob die Nutzung an dem Objekt überhaupt so möglich ist“, erzählt er. Diese Unterstützung war entscheidend. Schon im Februar konnte Michael Fehst den Antrag auf Nutzungsänderung stellen, und im März lag die Genehmigung vor. Damit war klar, dass das ehemalige Betriebsgebäude im Gewerbegebiet von Schellerten künftig als Treffpunkt genutzt werden durfte. Für Michael Fehst war das der Moment, in dem die Vision zum ersten Mal ein Fundament bekam. „Die begleiten uns, die machen uns schon ziemlich die Wege frei“, sagt er dankbar. Dass Verwaltung und Landkreis mitzogen, gab ihm die Zuversicht, weiterzugehen. Solche kooperativen Prozesse zwischen Verwaltung und Bürgerschaft sind Ausdruck einer sozialraumorientierten Gemeinwesenarbeit, die lokales Regierungshandeln und bürgerschaftliches Engagement ineinander greifen lässt (vgl. Becker 2020b: 60 ff.; Fehren 2013: 273 ff.).

Mit der Genehmigung in der Hand begann die nächste Etappe: das Rechnen, Planen und Sortieren. Michael Fehst beschreibt, wie er parallel zur Alltagsarbeit Kostenschätzungen einholte und Handwerksbetriebe bat, sich das Objekt anzuschauen. „Wir haben Firmen dabei, die schon geschaut haben“, sagt er.

„Die Umbaukosten liegen bei etwa zweihundertfünfzigtausend Euro, aber das kann sich natürlich ändern.“ Es war die Phase, in der Vision und Wirklichkeit aufeinandertrafen. Auf der einen Seite stand der Wunsch, schnell zu starten, auf der anderen Seite die Erkenntnis, dass große Vorhaben solide Grundlagen brauchen.

Während im Hintergrund gerechnet wurde, wuchs im Vordergrund die Verantwortung. Der Bürgermeister Fabian von Berg hatte im Gemeindehaushalt Mittel vorgesehen, um perspektivisch eine Jugendsozialarbeitsstelle an das Projekt anzubinden. „Wir haben Geld mit in den Haushalt eingeplant“, erklärt er, „damit das Projekt so unterstützt wird, dass es auch hauptamtliche Arbeit gibt, die nicht nur für diesen Verein da ist.“ Damit erhielt das Vorhaben eine neue Qualität: Es ging nicht mehr nur um Vereinsräume, sondern um einen Ort, der Teil kommunaler Daseinsvorsorge werden sollte – ein klassisches Merkmal gemeinwesenorientierter, partizipativer Entwicklungsprozesse (vgl. Landhäußer 2013: 154 ff.; Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.).

Michael Fehst blieb in dieser Zeit der Hauptansprechpartner. Doch die Belastung war hoch. Er erinnert sich, wie viele Entscheidungen bei ihm landeten, weil andere sich zurückhielten oder noch nicht genau wussten, wie sie sich einbringen konnten. „Ich hab gemerkt, dass vieles wieder zu mir zurückkommt“, sagt er. Im Sommer zeigte sich, dass die Struktur so nicht mehr zu halten war. Ein neu gewähltes Vorstandsmitglied hatte zugesagt, das Projekt zu übernehmen, musste die Aufgabe aber nach kurzer Zeit wieder abgeben. „Ich hab das Projekt nach zwei Monaten zurückbekommen“, erzählt Michael Fehst. „Eigentlich ist nichts passiert. Wir haben Zeit verloren, aber immerhin ein paar Anträge vorbereitet.“ Dieser Rückschritt brachte Klarheit: Das Projekt brauchte zusätzliche Unterstützung und mehr Fachwissen – eine Erfahrung, die Becker (2020a: 40 ff.) als typische Entwicklungsphase sozialraumbezogener Projekte beschreibt, in denen Selbstorganisation schrittweise professionalisiert wird.

Im September kam Lisa Runge dazu. Sie leitete eine eigene Hausverwaltungsfirma und verfügt über langjährige Erfahrung in Immobilien- und Vertragsfragen. Michael Fehst hatte sie angerufen, nachdem klar war, dass die internen Kapazitäten nicht ausreichen würden. Lisa Runge erinnert sich: „Er hat gesagt: Hey Lisa, ich will ein Haus kaufen mit dem Verein, kannst du mir helfen?“ Sie sah sich die Unterlagen an, prüfte Grundrisse und Vertragsentwürfe und entschied sich, den Verein zu unterstützen. Ihre Motivation war sowohl fachlich als auch persönlich. „Meine Nichte und mein Neffe wohnen hier in der Nähe, in Ahstedt“, erzählt sie. „Ich finde den Gedanken wunderschön, dass sie einen Raum haben, wo sie hingehen können.“ Obwohl sie inzwischen berufsbedingt nicht mehr in der Gemeinde lebt, fühlt sie sich ihrer Heimat verbunden und möchte, dass das Projekt gelingt.

Seit ihrem Einstieg bringt Lisa Runge Ordnung in die Abläufe. Sie strukturiert Vorstandssitzungen, erstellt Zeitpläne und achtet darauf, dass Entscheidungen dokumentiert werden. „Ich versuche, den Terminen Struktur zu geben, damit sie konstruktiver und klarer werden“, erklärt sie. Gemeinsam mit Michael Fehst legt sie Prioritäten fest. Erst die Finanzierung, dann der Kauf, danach die Umbauten. Sie achtet darauf, dass keine unnötigen Risiken eingegangen werden. „Wir haben das Haus ja noch gar nicht gekauft“, sagt sie nüchtern. „Deshalb sollte man immer nur den nächsten Schritt gehen und nicht zehn auf einmal.“ Dieser pragmatische Blick hilft, die Vision in handhabbare Etappen zu gliedern. Der Ansatz erinnert an das Empowerment-Prinzip nach Strikker & Strikker (2025: 45 ff.), das Selbstwirksamkeit und schrittweises Handeln als zentrale Ressourcen für nachhaltige Entwicklung betont.

Parallel dazu nutzt Michael Fehst das Gelände bereits vorläufig. Im Garten steht ein großes Zelt, das auf einem Holzboden aufgebaut ist. Dort finden in den Sommermonaten Trainingsstunden und Vereinsangebote statt. Er beschreibt diese Zwischenlösung als sichtbares Zeichen, dass die Idee lebt. „Wir nutzen im Außenbereich das Zelt acht mal zwölf Meter im Garten. Dort findet Tanztraining und auch andere Sachen schon statt“, sagt er. Der Innenbereich des Gebäudes bleibt unangetastet, bis der Kauf abgeschlossen ist. So zeigt der Verein Präsenz, ohne Risiken einzugehen.

Mit dem Einstieg von Lisa Runge und der begleitenden Organisationsberatung gewann der Verein Stabilität. Michael Fehst spricht davon, dass nun erstmals Verantwortlichkeiten klar benannt sind und Wissen geteilt wird. „Wir werden begleitet und haben jemanden, der von außen auf den Verein schaut“, erklärt er. Diese Begleitung helfe, Aufgaben zu verteilen und zu verhindern, dass alles an einer Person hängen bleibt. Für ihn ist das mehr als nur Verwaltung. Es bedeutet, dass der Verein lernfähig wird und aus dem Projekt eine langfristige Struktur erwächst. Solche Prozesse gelten in der Gemeinwesenarbeit als Professionalisierungsschritte kollektiver Selbstorganisation (vgl. Becker 2020a: 50 ff.; Zychlinski 2013: 431 ff.).

Trotz dieser Fortschritte bleibt Michael Fehst realistisch. Er weiß, dass große Projekte Zeit brauchen und Fehler dazugehören. „Ich darf Fehler machen“, sagt er ruhig. „Ich habe gedacht, ich wäre schon viel weiter, und jetzt sind wir nochmal drei Schritte zurück.“ Er spricht offen über Unsicherheiten, über die Verantwortung, die auf ihm lastet, und darüber, dass auch finanzielle Fragen manchmal schwer auf ihm liegen. Doch sein Vertrauen in den Prozess ist ungebrochen. „Wichtig ist, dass wir anfangen“, sagt er. „Und dass wir Schritt für Schritt weitergehen.“ Diese Haltung – Beharrlichkeit trotz Rückschlägen – korrespondiert mit dem Verständnis von Bewältigungslagen nach Böhnisch (2013: 122 ff.) und dem Prinzip lebensweltorientierter Handlungsfähigkeit (vgl. Thiersch 2020: 88 ff.).

Am Ende dieses Weges steht noch kein fertiges Gebäude. Das Haus ist weiterhin nicht im Besitz des Vereins. Aber die Richtung ist klar. Die Nutzungsänderung ist genehmigt, die Gemeinde steht hinter dem Projekt, und seit dem Herbst arbeitet ein kleines Team mit festen Abläufen an der Vorbereitung des Kaufs. Auf dem Gelände zeugt das Zelt von dem Willen, die Vision Wirklichkeit werden zu lassen. Was als Idee eines Vereinsheims begann, ist heute ein geplantes Gemeinschaftsprojekt. Aus einem Wunsch nach Raum wurde ein Konzept für Teilhabe. Der Weg dorthin war nicht gerade, aber er war echt – und genau darin liegt seine Stärke.

Das Konzept Aufbau und Zielsetzung des Generationstreffs

Die Idee des Generationstreffs ist im Kern einfach, aber weitreichend. Michael Fehst beschreibt sie mit wenigen Worten: „Wir brauchen einen Ort, an dem Bewegung, Begegnung und Beteiligung zusammenkommen.“ Damit fasst er das Ziel zusammen, das seit Monaten jede Entscheidung trägt. Der geplante Treffpunkt soll mehr sein als ein Haus für einen Verein. Er soll ein Raum werden, in dem Menschen aus allen Altersgruppen zusammenfinden, voneinander lernen und sich gegenseitig unterstützen. Aus Sicht von Michael Fehst ist es der logische nächste Schritt in einer Entwicklung, die mit Tanz begann und zu sozialer Verantwortung gewachsen ist. „Es geht darum, Begegnungen zu schaffen – echte Begegnungen, nicht nur über Aktivitäten, sondern über das Miteinander“, erklärt er. Diese Haltung spiegelt zentrale Prinzipien der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit wider, die soziale Beziehungen, Teilhabe und gemeinschaftliches Lernen ins Zentrum stellt (vgl. Thiersch 2020: 88 f.; Staub-Bernasconi 2018: 304 ff.).

Der Generationstreff entsteht auf einem Grundstück im Gewerbegebiet von Schellerten. Das Gebäude, ein ehemaliger Betriebssitz, wird für die neue Nutzung umgestaltet, sobald der Kauf abgeschlossen ist. Schon in der Planung wird darauf geachtet, dass die Räume flexibel nutzbar sind und sich an unterschiedliche Bedarfe anpassen lassen. Michael Fehst hat eine klare Vorstellung, wie das Haus einmal aussehen soll. Er spricht von einem Bewegungsraum, einem Jugendraum, einer Küche, einem Seminarraum und einer Werkstatt, ergänzt um einen Außenbereich mit Spiel- und Bewegungsflächen. Jeder Raum erfüllt eine eigene Funktion, alle zusammen bilden ein Ganzes. Der große Saal soll für Tanz, Sport und Bewegung offenstehen, aber auch für Feste, Vorträge oder Musikveranstaltungen genutzt werden können. Die Küche dient nicht nur der Versorgung, sondern als sozialer Treffpunkt, an dem gemeinsam gekocht, gegessen und gelernt werden kann. „Ich will, dass da Menschen zusammen kochen, dass Kinder lernen, wie man mit Lebensmitteln umgeht, und dass auch Senioren dabei sind“, sagt Michael

Fehst. Diese Idee des generationenübergreifenden Lernens und Tuns verweist auf Prinzipien der Sozialraumorientierung, die Lernen und Begegnung im Alltag verankert (vgl. Becker 2020a: 52 ff.; Oehler 2013: 321 ff.).

Die Räume sind so geplant, dass sie sich gegenseitig ergänzen. Neben Bewegung und Ernährung spielt Bildung eine wichtige Rolle. Im Seminarraum sollen Kurse, Schulungen und Informationsveranstaltungen stattfinden, die Themen aufgreifen, die das Leben im Dorf betreffen: Gesundheit, Nachhaltigkeit, digitale Kompetenzen, Vereinsmanagement. Die Werkstatt wiederum bietet Raum für kreative Projekte, für handwerkliche Kurse oder kleine Reparaturen. Michael Fehst betont, dass er den Treff bewusst offen konzipiert: „Jeder soll hier einen Platz finden, egal, ob jung oder alt, ob sportlich oder nicht, ob Mitglied oder einfach Nachbar.“ Damit greift das Konzept zentrale Elemente der partizipativen Gemeinwesenarbeit auf, die Offenheit und Mitgestaltung als Grundprinzip versteht (vgl. Fehren 2013: 273 ff.; Rothschuh 2013: 375 ff.).

Lisa Runge, die das Projekt seit September beratend begleitet, beschreibt das Konzept als „ein Haus mit offenen Türen und klaren Strukturen“. Sie achtet darauf, dass die Planung realistisch bleibt und gleichzeitig das Herz des Projekts erkennbar bleibt. „Es geht darum, einen Ort zu schaffen, der funktioniert, der aber auch Wärme ausstrahlt“, sagt sie. Ihre Aufgabe ist es, Zahlen und Emotionen in Einklang zu bringen. Sie achtet auf Barrierefreiheit, auf Energieeffizienz und darauf, dass die Umbauten in Etappen erfolgen können. „Wir planen so, dass jedes fertige Teilstück nutzbar ist“, erklärt sie. Solche realistischen Etappenplanungen gelten als bewährte Strategie nachhaltiger Projektentwicklung in der Gemeinwesenarbeit (vgl. Landhäußer 2013: 154 ff.; Becker 2020b: 60 ff.).

Das Konzept des Generationstreffs richtet sich an alle Generationen und an die gesamte Gemeinde. Es soll Kindern und Jugendlichen sichere Räume bieten, in denen sie sich frei bewegen können, zugleich aber auch Begegnungsflächen für Erwachsene und Senior:innen schaffen. Michael Fehst erklärt, dass er von Anfang an wollte, dass alle Menschen willkommen sind. „Mir ist wichtig, dass niemand fragen muss, ob er dazu gehört“, sagt er. Dieses Prinzip zieht sich durch alle Planungen. Angebote wie Ganztagsbetreuung, offene Jugendarbeit, Kreativ- und Präventionskurse oder Seniorentreffen sollen das Leben im Ort bereichern. Michael Fehst sieht darin eine Form moderner Dorfentwicklung: „Wenn Menschen sich kennen, miteinander reden und voneinander lernen, dann funktioniert ein Dorf. Dann wird es lebendig.“ Dieses Verständnis von Dorfentwicklung als sozialem Lernprozess knüpft an Konzepte der aktivierenden Befragung und des Community Organizing an (vgl. Lüttringhaus & Richers 2013: 384 ff.; Rothschuh 2013: 375 ff.).

Die Gemeinde unterstützt diesen Ansatz. Bürgermeister Fabian von Berg spricht von einem „wichtigen Baustein der Regionalentwicklung“. Er sagt, dass

das Projekt dem ländlichen Raum guttue, weil es soziale Infrastruktur schaffe, die lange gefehlt habe. Für ihn steht fest, dass der Treff ein Ort der Kooperation sein muss. „Wir wollen, dass sich die Vereine dort begegnen und voneinander profitieren“, sagt er. Diese Haltung deckt sich mit Michael Fehsts Vorstellung eines Hauses, das als gemeinsames Dach für verschiedene Initiativen dient. Er nennt es das „Haus der Vereine“. „Ich möchte, dass kleine Vereine dort Hilfe finden, dass sie Bürozeiten nutzen können, Technik ausleihen, Veranstaltungen planen können“, erläutert er. Damit geht der Generationstreff über den Vereinszweck hinaus. Er wird zu einer Ressource, die das Ehrenamt stärkt, statt es zu ersetzen – ein Gedanke, der in der Gemeinwesenarbeit als Prinzip der Ressourcenorientierung verankert ist (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 305 ff.; Becker 2020b: 89 ff.).

Ein zentrales Element des Konzepts ist die Offenheit in der Nutzung und Gestaltung. Die Angebote sollen nicht nur Vereinsmitgliedern vorbehalten sein, sondern allen Bewohner:innen der Gemeinde zur Verfügung stehen. Das Haus soll zu einem Ort werden, an dem Grenzen zwischen Vereinen, Generationen und Lebenswelten verschwimmen. Michael Fehst erzählt, dass er sich bewusst gegen exklusive Strukturen entschieden hat. „Wir sind ein Verein, ja, aber das Haus gehört nicht uns allein. Es gehört allen, die es nutzen wollen“, betont er. Dieser Gedanke prägt auch die Finanzierung. Neben Spenden und Fördermitteln setzt der Verein auf Kooperationen mit der Gemeinde, mit Stiftungen und lokalen Unternehmen. Viele Handwerksbetriebe haben bereits zugesagt, sich mit Arbeitsleistung oder Material einzubringen, sobald die Bauphase beginnt. Damit folgt das Projekt dem Prinzip der kooperativen Sozialraumgestaltung, bei dem lokale Akteur:innen als Teil eines gemeinsamen Entwicklungsnetzwerks agieren (vgl. Zychlinski 2013: 431 ff.; Fehren 2013: 275 ff.).

Lisa Runge beschreibt den Generationstreff als „Projekt, das mit der Gemeinde wächst“. Für sie ist es wichtig, dass das Haus nicht von außen aufgezwungen wirkt, sondern sich organisch in das Dorfleben einfügt. „Es geht nicht darum, ein Fremdkörper zu bauen, sondern etwas, das die Menschen hier brauchen und wollen“, sagt sie. Deshalb achtet sie darauf, dass Planung und Kommunikation Hand in Hand gehen. Informationsveranstaltungen, Gespräche mit Anwohner:innen und transparente Abläufe sollen Vertrauen schaffen. Für sie ist das Haus ein Beispiel dafür, wie aus Engagement und fachlicher Begleitung etwas Dauerhaftes entstehen kann – ein Prozess, der dem Konzept der partizipativen Dorfentwicklung entspricht (vgl. Böhnisch 2013: 122 ff.; Becker 2020a: 58 ff.).

Die inhaltliche Ausrichtung des Generationstreffs beruht auf drei Säulen: Bewegung, Begegnung und Beteiligung. Bewegung steht für körperliche Aktivität, Gesundheit und Lebensfreude. Begegnung meint das soziale Miteinander, den Austausch und das gegenseitige Lernen. Beteiligung schließlich steht für

Mitbestimmung und Selbstverantwortung. Michael Fehst sagt: „Ich will, dass die Menschen hier das Gefühl haben, das ist ihr Haus. Sie sollen mitreden, mitgestalten, mitverändern.“ Damit rückt das Projekt in den Kontext einer autonomen, sozialraumorientierten Dorfentwicklung, die von den Menschen vor Ort getragen wird (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 308 f.; Becker 2020b: 61 ff.).

Schon in der Planungsphase zeigt sich, dass diese Haltung Wirkung entfaltet. Familien fragen nach, wann der Treff eröffnet, ältere Menschen bieten an, Kurse zu geben oder beim Aufbau zu helfen. Jugendliche überlegen, wie sie Räume gestalten möchten. Für Michael Fehst ist das genau der Sinn des Projekts: „Wenn Menschen anfangen, sich einzubringen, bevor überhaupt Wände gestrichen sind, dann ist das der beste Beweis, dass die Idee richtig ist.“ Der Generationstreff entsteht also nicht nur auf Papier oder Baustellenplänen, sondern bereits in den Köpfen und Herzen derer, die ihn nutzen werden.

Lisa Runge formuliert es am Ende eines Gesprächs so: „Manchmal sind es die einfachen Dinge, die den größten Unterschied machen – ein Raum, eine Tür, ein Licht, das abends noch brennt, weil Menschen zusammen sind.“ In diesem Satz verdichtet sich, was der Generationstreff werden soll: ein Ort, an dem Gemeinschaft sichtbar und erlebbar ist, mitten im ländlichen Raum, getragen von der Überzeugung, dass soziale Innovation dort beginnt, wo Menschen Verantwortung füreinander übernehmen.

Die Stimmen der Politik Verantwortung für das Gemeinwesen

Ich habe erfahren, dass Politik im ländlichen Raum selten weit weg ist. Sie findet nicht in anonymen Verwaltungen statt, sondern auf Augenhöhe, im Gespräch mit den Menschen, die man kennt. Entscheidungen entstehen hier oft aus Nähe, nicht aus Distanz. Genau diese Nähe wird spürbar, wenn man mit den kommunalpolitischen Akteur:innen in Schellerten über den Generationstreff spricht. Sie alle betrachten das Projekt aus unterschiedlichen Blickwinkeln, doch sie teilen ein gemeinsames Verständnis: Wenn Menschen Verantwortung übernehmen, dann ist es Aufgabe der Gemeinde, sie zu unterstützen. Verantwortung, Mitgestaltung und Vertrauen sind die Leitmotive, die sich in allen Gesprächen wiederfinden – zentrale Kategorien demokratischer Partizipation im Sinne gemeinwesenorientierter Sozialarbeit (vgl. Arnstein 1969: 216 ff.; Fehren 2013: 273 ff.).

Bürgermeister Fabian von Berg beschreibt seine Rolle dabei als vermittelnd und unterstützend. Er erinnert sich, wie die ersten Gespräche mit Michael Fehst begannen und schnell klar wurde, dass hier mehr entstehen könnte als ein Vereinsheim. „Ich habe Michael mit dem Landrat zusammengebracht, damit wir

gemeinsam klären konnten, ob die Nutzung des Gebäudes überhaupt so möglich ist“, erzählt er. Diese Zusammenarbeit führte schließlich zur Genehmigung der Nutzungsänderung im März. Von Berg sieht darin ein gutes Beispiel dafür, wie Verwaltung und Bürgerschaft an einem Strang ziehen können, wenn das Ziel sinnvoll ist. „Wir haben Geld mit in den Haushalt eingeplant“, erklärt er, „damit das Projekt so unterstützt wird, dass es auch hauptamtliche Arbeit gibt, die nicht nur für diesen Verein da ist.“ Er beschreibt, dass soziale Infrastruktur im ländlichen Raum eine Aufgabe ist, die man gemeinsam tragen müsse – Verwaltung, Vereine und Bürger:innen. In seiner Haltung schwingt Pragmatismus und Überzeugung gleichermaßen mit: Eine Gemeinde bleibt lebendig, wenn sie Verantwortung teilt (vgl. Becker 2020a: 52 f.; Staub-Bernasconi 2018: 305 ff.).

Ähnlich pragmatisch, aber mit einem Blick auf die Alltagsrealität, spricht der Ahstedter Ortsbürgermeister Uwe Lippert über das Projekt. Er ist kein lauter Befürworter, sondern jemand, der abwägt. Für ihn zählt, was das Dorf davon hat. Er sagt, dass der Treffpunkt eine sinnvolle Ergänzung zu den bestehenden Einrichtungen sei. „Wir haben Feuerwehrhäuser, Sporthallen, kirchliche Räume – aber keinen offenen Ort, an dem sich alle begegnen können“, erklärt er. Er wünscht sich, dass die Gemeinde unterstützt, soweit sie kann, und betont, dass der Raum allen Vereinen offenstehen müsse. Damit bringt er eine wichtige Perspektive ein: Unterstützung, ja – aber immer mit Blick auf das Ganze. In seinen Sätzen liegt die leise, sachliche Haltung eines Menschen, der das Dorfleben kennt und weiß, dass neue Ideen nur dann tragen, wenn sie alle mitnehmen. Diese Form von Aushandlung und Kooperation verweist auf die dialogische Struktur gelingender Gemeinwesenarbeit (vgl. Stövesand et al. 2013: 90 ff.; Fehren 2013: 275 ff.).

Auch in den Stimmen der Ratsmitglieder Diana Ritter und Susanne Lutter-Brunotte zeigt sich ein hohes Maß an Bodenständigkeit. Diana Ritter spricht offen darüber, dass sie die Idee des Generationstreffs grundsätzlich gut findet. Sie denkt praktisch und stellt sich vor, was dort passieren könnte. „So ein Treffpunkt kann für die Gemeinde eine Bereicherung sein“, sagt sie, und sie fügt hinzu, dass es schön wäre, wenn dort auch Angebote über den Sport hinaus entstehen. „Ich fände es schön, wenn es Kreativkurse, Sprachkurse oder etwas für Erwachsene am Abend geben würde.“ Ihre Sätze sind einfach, aber konkret. Sie zeigen, wie sie das Projekt aus der Sicht einer Bürgerin und Kommunalpolitikerin zugleich betrachtet. Sie spricht nicht in Programmen, sondern in Bedürfnissen. In ihren Worten liegt der Wunsch, dass Menschen vor Ort wieder Orte finden, an denen sie sich begegnen können, ohne weit fahren zu müssen. „Man fährt ja sonst für vieles nach Hildesheim, und das ist für viele umständlich“, sagt sie. Ihr Blick auf den Generationstreff ist der einer Alltagspraktikerin, die weiß, was gebraucht wird. Dieser Praxisbezug entspricht dem Prinzip der Lebensweltorientierung, das von den Alltagswelten der Menschen ausgeht (vgl. Thiersch 2020: 88 f.).

Susanne Lutter-Brunotte betrachtet die Idee stärker aus der Perspektive der älteren Generation. Sie spricht als Ratsmitglied, aber auch als jemand, der das Alter und seine Herausforderungen kennt. „Ich finde das Projekt sehr gut“, sagt sie, „ein Ort, an dem sich Menschen aller Generationen begegnen können, fehlt bei uns.“ Sie erzählt, dass sie selbst merke, wie schwierig es werde, Kontakte zu halten, wenn man nicht mehr im Berufsleben steht. „So ein Treffpunkt kann helfen, Vereinsamung vorzubeugen“, fügt sie hinzu. Ihre Worte sind ruhig und ehrlich. Sie zeigen, dass sie den Generationstreff als Chance sieht, soziale Isolation zu durchbrechen. Für sie sind Barrierefreiheit und Zugänglichkeit entscheidend. „Ich hoffe, dass dort auch etwas für Seniorinnen und Senioren angeboten wird“, sagt sie, „Frühstücksrunden oder gemeinsame Nachmittage wären schön.“ Damit bringt sie das in den Diskurs, was viele ältere Menschen empfinden: den Wunsch, dazugehören zu können, ohne zu müssen, – den Wunsch, gebraucht zu werden, aber nicht überfordert zu sein (vgl. Aner & Karl 2020: 211 ff.).

Zwischen diesen politischen Stimmen entsteht ein gemeinsamer Ton. Der Bürgermeister Fabian von Berg spricht von Verantwortung, Diana Ritter von Möglichkeiten, Susanne Lutter-Brunotte von Nähe und Teilhabe, und Uwe Lippert von Ausgewogenheit. Sie alle betonen unterschiedliche Aspekte, doch im Kern geht es um dasselbe: den Wert einer lebendigen Gemeinde, in der Menschen sich begegnen, unterstützen und Verantwortung übernehmen. Politik zeigt sich hier nicht in Gesetzen oder Zahlen, sondern in einer Haltung, die den Generationstreff als Gemeinschaftsaufgabe begreift (vgl. Becker 2020b: 91 ff.; Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.).

Im Gespräch mit Michael Fehst spürt man, dass diese politische Rückendeckung für ihn mehr bedeutet als nur Genehmigungen oder Haushaltssmittel. Sie ist für ihn ein Zeichen, dass die Idee verstanden wurde. „Ich bin dankbar, dass wir so viel Unterstützung bekommen“, sagt er, „weil das zeigt, dass die Gemeinde sieht, was wir hier aufbauen wollen.“ Diese Resonanz trägt das Projekt und verleiht ihm Glaubwürdigkeit. Politik und Bürgerschaft stehen hier nicht gegenüber, sondern nebeneinander. Es ist ein leises, aber spürbares Zeichen dafür, dass sozialer Wandel im ländlichen Raum dann gelingt, wenn Verantwortung geteilt wird – zwischen Amt und Engagement, zwischen Entscheidung und Vertrauen (vgl. Fehren 2013: 278 f.; Becker 2020b: 63 ff.).

Die Stimmen der Vereine Kooperation statt Konkurrenz

Vereine sind die lebendige Seele vieler Dörfer. Sie verbinden Generationen, schaffen Bewegung, Begegnung und Verlässlichkeit. Ohne sie gäbe es kaum gemeinschaftliche Strukturen, keine Sportfeste, keine Jugendfreizeiten, keine

Orte, an denen Menschen über das Private hinaus Verantwortung füreinander übernehmen. In Schellerten und den umliegenden Ortschaften spürt man, dass Vereine mehr sind als Freizeitangebote. Sie sind soziale Räume, in denen Beziehungen entstehen und gepflegt werden. Doch auch hier hat sich in den letzten Jahren vieles verändert. Die Zeit, die Menschen für Ehrenamt aufbringen können, ist knapper geworden, berufliche und familiäre Verpflichtungen wachsen und die Anforderungen an Organisation und Verwaltung steigen. Viele Verantwortliche fragen sich, wie sie das alles noch leisten sollen. Genau in diesem Spannungsfeld wurde das Projekt Generationstreff vorgestellt. Es ist ein Angebot, das Hoffnung weckt, aber auch Fragen aufwirft – ein klassisches Beispiel für partizipative Gemeinwesenarbeit, die auf Kooperation statt Konkurrenz setzt (vgl. Fehren 2013: 273 ff.; Becker 2020b: 63 ff.; Arnstein 1969: 216 ff.).

Für dieses Projekt haben sich vier Vereinsvertreter:innen aus der Gemeinde geäußert. Ihre Stimmen sind wertvoll, weil sie aus dem Alltag stammen, aus der Praxis und nicht aus Konzeptpapieren. Sie sprechen für sich, nicht für alle Vereine der Gemeinde, und sie können nur einen Ausschnitt des breiten Engagements zeigen, das in Schellerten existiert. Doch gerade diese vier Perspektiven zeigen beispielhaft, wie unterschiedlich die Erwartungen, aber auch die Sorgen im Vereinsleben sind.

Florian Rohmann leitet den TV Garmissen-Ahstedt, einen traditionsreichen Verein mit langer Geschichte und vielen Sparten. Wenn er über seine Arbeit spricht, klingt Erfahrung mit. Er weiß, was es heißt, Verantwortung zu tragen, Sitzungen zu leiten, Entscheidungen zu treffen und dabei immer zu hoffen, dass genügend Menschen bereit sind, sich zu beteiligen. Als er von der Idee des Generationstreffs hörte, reagierte er mit Interesse, aber auch mit einem klaren Blick für das Machbare. „Ich finde das Projekt spannend und unterstützenswert“, sagt er. Er sieht in der Idee einen logischen nächsten Schritt, um Strukturen zu stärken, die ohnehin miteinander verbunden sind. „Ich sehe da viele Schnittstellen zu dem, was wir als Verein machen“, erklärt er. Besonders in der Jugendarbeit erkenne er Parallelen. Viele Vereine stünden vor denselben Herausforderungen: motivierte Trainer:innen finden, junge Menschen langfristig binden, Eltern einbeziehen und gleichzeitig bezahlbare Angebote schaffen. „Ein Treffpunkt, an dem verschiedene Vereine zusammenkommen, ist eine gute Idee“, sagt er. In seiner Stimme liegt Zuversicht, aber auch Nachdenklichkeit. Er fügt hinzu, dass viele kleine Vereine Schwierigkeiten hätten, ihre Vereinsangebote aufrechtzuerhalten, weil es an Ressourcen und Menschen fehle. „So ein Treffpunkt kann helfen, Ressourcen zu bündeln, wenn man ihn richtig nutzt.“ Diese Überlegung verweist auf zentrale Prinzipien der sozialräumlichen Kooperation, die Austausch und Ressourceneilung als Fundament nachhaltiger Vereinsentwicklung verstehen (vgl. Landhäußer 2013: 154 ff.; Becker 2020a: 55 ff.).

Florian Rohmann denkt dabei nicht in großen Konzepten, sondern in praktischen Abläufen. Er spricht über gemeinsame Schulungen für Trainer:innen, über den Austausch von Materialien, über den Gedanken, dass man Wissen teilen könne, statt alles doppelt zu organisieren. Gleichzeitig bleibt er vorsichtig. „Man muss schauen, dass das auf Dauer funktioniert“, sagt er leise. Er weiß, dass gute Ideen oft an der Realität scheitern. Begeisterung am Anfang sei wichtig, aber entscheidend sei, ob Strukturen geschaffen werden, die langfristig tragen. Er erinnert daran, dass ehrenamtliche Arbeit ihre Grenzen hat. Viele Vorstände leisten in ihrer Freizeit, was andernorts Hauptamtliche erledigen. „Ich könnte mir vorstellen, dass man im Generationstreff auch Fortbildungen oder Lehrgänge anbietet“, sagt er. „Das wäre gut für Trainer:innen, Betreuer:innen oder Ehrenamtliche.“ So entstehe Mehrwert, wenn Menschen voneinander lernen und sich gegenseitig stärken. Am Ende seines Gedankens sagt er etwas, das hängen bleibt: „Wenn das klappt, profitiert die ganze Gemeinde davon.“ Dieses Prinzip des gemeinsamen Lernens und Vernetzens bildet einen Kern sozialraumorientierter Gemeinwesenarbeit (vgl. Fehren 2013: 276 f.; Becker 2020b: 70 ff.).

Auch Maren Sundermeyer kennt diese Realität. Sie ist im MTV Kemme aktiv und beschreibt die Idee des Generationstreffs als etwas, das sie von Anfang an interessiert hat. „Ich finde die Idee grundsätzlich gut“, sagt sie, und lächelt dabei, als wüsste sie, dass solche Sätze immer der Anfang einer längeren Überlegung sind. Für sie ist wichtig, dass ein Projekt nicht nur begeistert, sondern sich in den Alltag integrieren lässt. „Es ist wichtig, dass es in der Gemeinde Orte gibt, an denen Menschen zusammenkommen“, sagt sie. Dann fügt sie hinzu: „Gerade, wenn das auch generationenübergreifend gedacht ist, finde ich das sehr spannend.“ Ihre Worte klingen freundlich, aber auch nachdenklich. Sie spricht nicht aus der Distanz, sondern als jemand, der das Vereinsleben kennt, der erlebt hat, wie viel Organisation hinter jeder Veranstaltung steckt und wie viel Kommunikation nötig ist, damit Kooperation gelingt. Ihre Perspektive verdeutlicht, dass gelingende Gemeinwesenarbeit Aushandlung, Vertrauen und wechselseitige Anerkennung erfordert (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.; Becker 2020b: 88 f.).

„Wir als MTV Kemme sind immer offen für Kooperationen“, erklärt sie. Sie kennt Michael Fehst schon länger über den Sportbereich und erinnert sich an frühere gemeinsame Aktionen, etwa beim Ferienprogramm. „Ich denke, wenn man frühzeitig miteinander redet, kann man sich gegenseitig gut ergänzen.“ Doch sie betont auch, dass jede Kooperation Respekt erfordert. „Wichtig ist, dass man sich auf Augenhöhe begegnet und sich gegenseitig respektiert.“ Ihre Worte sind ruhig, aber deutlich. Sie beschreibt, dass Zusammenarbeit nur dann funktioniert, wenn niemand das Gefühl hat, übergegangen zu werden. „Man muss frühzeitig miteinander reden, sonst läuft man Gefahr, dass sich jemand übergegangen fühlt.“

Sie spricht über die Vielfalt der Vereine, über unterschiedliche Strukturen, Abläufe und Traditionen. „Man darf nicht vergessen, dass Vereine sehr unterschiedlich sind“, sagt sie. „Jeder hat eigene Abläufe, eigene Schwerpunkte, eigene Menschen, die das Ganze tragen.“ Wenn man das nicht erkenne, könne aus guter Absicht schnell Missverständnis werden. Diese Haltung reflektiert die partizipative Logik kooperativer Gemeinwesenarbeit (vgl. Fehren 2013: 277 ff.; Becker 2020a: 57).

Maren Sundermeyer sieht im Generationstreff vor allem eine Ergänzung, nicht eine Konkurrenz. „Ich sehe das Projekt eher als Ergänzung für das, was wir in der Gemeinde schon haben“, erklärt sie. Für sie ist der Treff eine Chance, die sozialen Netzwerke der Gemeinde enger zu knüpfen, doch sie weiß, dass dazu Geduld gehört. „Natürlich muss man schauen, dass es keine Konkurrenzsituation gibt“, sagt sie. „Aber wenn man gemeinsam denkt und plant, ist das sicher kein Problem.“ Ihre Worte beschreiben das fragile Gleichgewicht, das in kleinen Gemeinden oft herrscht: Kooperation ist möglich, aber sie braucht Vertrauen, und Vertrauen wächst nur langsam (vgl. Arnstein 1969: 220 f.; Staub-Bernasconi 2018: 308 f.).

Jörn Rating von der SG Börde Handball spricht aus der Perspektive eines Vereins, der viele Menschen bewegt und doch dieselben strukturellen Probleme kennt wie kleinere Vereine. Er sagt: „Alles, was das Vereinsleben in der Region stärkt, ist gut.“ Dann fügt er hinzu: „Wir merken ja selbst, dass es immer schwieriger wird, Leute zu erreichen.“ Er spricht offen über den Druck, unter dem viele Vereine stehen. Trainingszeiten, Hallenkapazitäten, Nachwuchsgewinnung, Engagement im Vorstand – all das kostet Zeit und Nerven. „Viele Vereine kämpfen mit denselben Problemen: Nachwuchs, Engagement, Zeit“, erklärt er. Er wünscht sich, dass der Generationstreff dabei helfen kann, diese Last zu teilen. „Wenn so ein Treffpunkt dazu beiträgt, Vereine zusammenzubringen, wäre das ein großer Gewinn.“ Gleichzeitig stellt er die entscheidende Frage: „Wie trägt man das Projekt auf Dauer?“ Es ist keine Skepsis gegen das Vorhaben selbst, sondern gegen die Realität, dass viele gute Projekte an Überforderung scheitern (vgl. Becker 2020b: 91 ff.; Landhäußer 2013: 155 f.).

Er spricht über Finanzierung, Verantwortung und darüber, dass Ehrenamt nicht unbegrenzt belastbar ist. „Man muss schauen, wie man das Projekt auf Dauer trägt – das ist ja immer das Schwierigste“, sagt er. Dann erzählt er, wie wichtig es sei, dass der Treffpunkt nicht nur Orte bietet, sondern auch Inhalte. „Ich könnte mir vorstellen, dass man dort gemeinsame Veranstaltungen oder Schulungen macht.“ Er denkt an Workshops für Übungsleiter:innen, an Informationsabende, an Austausch zwischen Vereinen. „Die Handball-SG ist immer offen für Kooperationen“, sagt er. „Ich sehe das Projekt als Ergänzung, nicht als Konkurrenz.“ Doch auch er warnt: „Es darf nicht passieren, dass jeder

wieder nur sein eigenes Ding macht. Dann hat man wieder viele kleine Inseln, aber keine Brücke.“ Seine Worte fassen ein Kernproblem zusammen. Der Generationstreff kann Brücke sein, aber er wird nur dann stabil, wenn ihn alle gemeinsam tragen – ein Gedanke, der auf die Vernetzungslogik sozialräumlicher Arbeit verweist (vgl. Zychlinski 2013: 431 ff.; Becker 2020a: 59).

René Zürner vom Sportverein Blau-Gelb Wöhle bringt den Blick eines kleineren Vereins ein. Er ist keiner, der große Worte macht, sondern jemand, der die Lage ruhig beschreibt. „Ich sehe das Projekt grundsätzlich positiv“, sagt er. „Es ist wichtig, dass in der Gemeinde etwas Neues entsteht, was Menschen zusammenbringt.“ Dann erzählt er von den Herausforderungen seines Vereins. „Wir merken, dass die Vereine im Dorf kleiner werden. Viele Abteilungen haben zu wenig Mitglieder, manche Sparten sind eingeschlafen.“ Seine Worte sind nüchtern, aber nicht resigniert. Er sieht im Generationstreff eine Möglichkeit, diese Entwicklung aufzuhalten. „Ich könnte mir vorstellen, dass man sich mit anderen Vereinen austauscht oder mal gemeinsam etwas anbietet.“ Dann betont er etwas, das ihm besonders wichtig ist: „Man muss gucken, dass alle Vereine mit ins Boot geholt werden. Ich wünsche mir, dass da keiner ausgeschlossen wird.“ Seine Überlegung knüpft an Prinzipien der inklusiven Gemeinwesenarbeit an, die Offenheit, Kooperation und Gleichwertigkeit betont (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 304 ff.; Becker 2020b: 60 ff.).

Wenn man all diese Stimmen nebeneinanderstellt, ergibt sich ein facettenreiches Bild. Die Vereine sehen im Generationstreff eine Möglichkeit, Kräfte zu bündeln, Angebote zu erweitern und Menschen zusammenzubringen. Gleichzeitig sind sie sich bewusst, dass jede Kooperation Arbeit bedeutet. Niemand erwartet, dass alles reibungslos läuft. Florian Rohmann spricht über Strukturen, Maren Sundermeyer über Respekt, Jörn Rating über Nachhaltigkeit und René Zürner über Offenheit. Gemeinsam zeigen sie, wie tief die Bereitschaft zur Zusammenarbeit in der Gemeinde verwurzelt ist, aber auch, wie groß die Herausforderungen sind.

Michael Fehst, der Initiator des Projekts, weiß, dass diese Vielstimmigkeit eine Stärke ist. „Ich will, dass das kein Haus von Inspired by Dance wird, sondern ein Haus mit allen“, sagt er. Damit beschreibt er genau das, was die Vereine brauchen: einen Raum, der ihnen nicht genommen, sondern angeboten wird. Der Generationstreff ist kein Ersatz für das bestehende Vereinsleben, sondern ein Ort, an dem es sich entfalten kann. In der Summe erzählen diese Gespräche keine Erfolgsgeschichte, sondern eine Entwicklungsgeschichte. Sie berichten von Hoffnung und Vorsicht, von Kooperation und Verantwortung. Sie zeigen, dass Zusammenarbeit im Dorf kein Selbstläufer ist, sondern immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Doch sie zeigen auch, dass die Bereitschaft da ist. Der Generationstreff ist in den Augen dieser vier Vereinsvertreter:innen kein

Fremdkörper, sondern eine Antwort auf die Zeit. Er ist ein Versuch, aus der Vielfalt der Vereine eine gemeinsame Stärke zu formen. Und vielleicht ist genau das seine größte Bedeutung: nicht, dass er alles verändert, sondern dass er Menschen wieder daran erinnert, dass sie gemeinsam mehr bewegen können, als sie allein je schaffen würden.

Die Stimmen der Sozialverbände und Gemeinschaft Nähe und Fürsorge

In jeder Gemeinde gibt es Menschen, die still im Hintergrund wirken, deren Engagement nicht laut ist, aber unverzichtbar. Sie sorgen dafür, dass niemand vergessen wird, dass jemand anruft, wenn ein Treffen ausfällt, und dass die Kaffeetassen beim Seniorennachmittag bereitstehen. Sie halten die Fäden der Gemeinschaft zusammen, oft unbemerkt, aber mit einer Konstanz, die man erst bemerkt, wenn sie fehlt. Zu diesen Menschen gehören in Schellerten Vertreter:innen der Sozialverbände und kirchlichen Gemeinschaften, die sich seit Jahrzehnten um das soziale Miteinander kümmern. Wenn man ihnen zuhört, spürt man sofort, dass sie den Begriff Fürsorge nicht als Pflicht verstehen, sondern als Haltung. Diese Haltung steht in engem Zusammenhang mit der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, die den Alltag der Menschen, ihre Beziehungen und gegenseitige Unterstützung als Grundlage professionellen Handelns versteht (vgl. Thiersch 2020: 88 f.; Staub-Bernasconi 2018: 304 ff.).

Otto Brunke ist einer von ihnen. Er engagiert sich im Sozialverband und hat erlebt, wie wichtig feste Orte für Begegnung sind. Seine Stimme ist ruhig und sein Blick offen, wenn er über den Generationstreff spricht. „Ich finde das Projekt sehr gut“, sagt er. „So ein Ort fehlt bei uns.“ Für ihn geht es nicht um Gebäude oder Programme, sondern um Beziehungen. „Gerade für ältere Menschen ist es eine tolle Möglichkeit, mal wieder rauszukommen.“ Er erzählt, wie viele Menschen er kennt, die kaum noch Kontakte außerhalb ihrer Familie haben. Einige leben allein, andere haben Kinder, die in anderen Städten wohnen. „Viele vereinsamen, ohne dass man es merkt“, sagt er leise. Der Generationstreff ist für ihn deshalb nicht nur ein Angebot, sondern eine Notwendigkeit. „Wenn man einen Ort hat, wo man einfach hingehen kann, wo man weiß, da ist jemand, dann ist das viel wert.“ Seine Worte beschreiben ein Kernprinzip lebensweltorientierter Praxis: Soziale Arbeit entsteht dort, wo Beziehungen Raum finden (vgl. Thiersch 2020: 87 f.; Staub-Bernasconi 2018: 305 ff.).

In seinen Worten liegt die Erfahrung eines Lebens, das viele Veränderungen gesehen hat. Otto Brunke weiß, wie sich Gemeinschaft anfühlt, wenn sie funktioniert, und er spürt, wenn sie brüchig wird. „Früher hat man sich im Dorf

auf der Straße getroffen, man wusste, wer krank ist, wer Hilfe braucht“, sagt er. „Heute sind viele in ihrem eigenen Leben gefangen.“ Er sieht im Generationstreff die Chance, diesen Faden wieder aufzunehmen. Gleichzeitig ist er realistisch. „Man darf sich das nicht zu leicht vorstellen. Es muss jemand da sein, der die Türen aufmacht, der sich kümmert, der da ist, wenn was gebraucht wird.“ Ohne Verlässlichkeit, so sagt er, bleibe jede gute Idee nur ein Plan. „So ein Haus lebt davon, dass es Menschen gibt, die sich verantwortlich fühlen.“ Diese Aussage verweist auf die Notwendigkeit von sozialräumlicher Verankerung und geteilter Verantwortung in der Gemeinwesenarbeit (vgl. Becker 2020b: 89 ff.; Fehren 2013: 273 ff.).

Auch Katrin Rammelsberg spricht über Verantwortung, aber aus einer anderen Perspektive. Sie leitet den Katholischen Frauenbund in Ottbergen/Farmsen und beschreibt mit warmen Worten, wie viel Gemeinschaftskraft in solchen Vereinen steckt. „Wir sind eine Anlaufstelle für ältere Leute, wo sie hingehen und quatschen können“, erzählt sie. „Es geht darum, gemeinsam eine schöne Zeit zu haben.“ Der Frauenbund ist seit Jahrzehnten eine feste Größe im Gemeindeleben. Etwa siebzig Mitglieder gehören dazu, rund die Hälfte davon ist aktiv. Katrin Rammelsberg zählt auf, was sie alles organisieren: Maiandachten, Kreuzwege, Krippenfahrten, den Weltgebetstag, Blutspendetermine, Vesperstunden, den Weihnachtsmarkt. Ihre Stimme wird lebendig, wenn sie davon spricht, wie sich bei solchen Anlässen Menschen begegnen, die sich lange nicht gesehen haben.

Doch auch sie sieht, dass es schwieriger wird, die gleichen Menschen immer wieder zu erreichen. „Viele sind älter geworden“, sagt sie. „Und wir merken, dass wir nicht mehr so mobil sind.“ Sie erzählt, dass geplante Tagesfahrten oft nicht mehr zustande kommen, weil es zu anstrengend ist oder weil die Gesundheit nicht mitspielt. „Wir wollten mal eine Tagesfahrt machen, aber das haben wir dann abgesagt, weil wir nicht mehr genug waren, die mitfahren konnten.“ Diese Sätze klingen scheinbar schlicht, aber sie erzählen viel über die Realität älterer Menschen im ländlichen Raum. Die Wege sind länger geworden, die Möglichkeiten kleiner, und trotzdem ist der Wunsch nach Gemeinschaft ungebrochen. Diese Beobachtungen decken sich mit Erkenntnissen der Sozialen Arbeit zu sozialräumlicher Teilhabe und Daseinsvorsorge im Alter (vgl. Aner & Karl 2020: 211 ff.; Becker 2020a: 55 ff.).

Als sie vom Generationstreff erfuhr, dachte sie sofort an die Chancen, die so ein Ort bieten könnte. „Ich finde das eine gute Sache“, sagt sie, „für Schellerten ist das ein Gewinn.“ Sie lächelt, wenn sie erzählt, dass sie selbst neugierig ist, wie das Gebäude aussieht, das früher einmal eine Teppichwäscherie war. „Ich würde mir wünschen, dass dort wirklich für alle was ist.“ Doch sie denkt auch an praktische Dinge. Sie weiß, dass es in den umliegenden Orten bereits Seniorennachmittage

gibt, und sie wünscht sich, dass Termine und Angebote gut abgestimmt werden, um Konkurrenz zu vermeiden. „Wir haben in Ottbergen und in Farmsen einmal im Monat unsere Treffen“, erklärt sie. „Wenn man das gut koordiniert, dann kann man sich ergänzen.“ Damit beschreibt sie implizit das Prinzip koordinierter sozialräumlicher Netzwerkarbeit (vgl. Zychlinski 2013: 431 ff.; Fehren 2013: 277 ff.).

Für Katrin Rammelsberg ist der Generationstreff keine Bedrohung für bestehende Strukturen, sondern eine Ergänzung, wenn man es richtig macht. „Ich kann mir gut vorstellen, dass man Räume gemeinsam nutzt“, sagt sie. „Zum Beispiel für einen Handarbeitsabend oder für größere Projekte, wo man einfach mehr Platz braucht.“ Sie spricht ruhig, aber mit Begeisterung, wenn sie sich ausmalt, wie Menschen aus verschiedenen Orten sich dort begegnen könnten. Doch sie bleibt bei der Realität. „Man muss die Menschen erstmal abholen“, sagt sie. „Viele wissen gar nicht, dass es das geben soll.“ Für sie ist entscheidend, dass Information und Einladung Hand in Hand gehen. „Wenn man möchte, dass ältere Menschen kommen, dann muss man ihnen das auch erklären, sie persönlich ansprechen. Flyer allein reichen nicht.“ Diese Form der persönlichen Ansprache und Aktivierung ist ein zentrales Element der partizipativen Gemeinwesenarbeit (vgl. Lüttringhaus & Richers 2013: 384 ff.; Becker 2020b: 91 ff.).

In ihren Sätzen liegt das Wissen einer Frau, die weiß, wie Beziehung funktioniert. Sie spricht von persönlicher Ansprache, von Vertrauen, von Nähe. Für sie besteht Soziale Arbeit nicht aus Projekten, sondern aus Menschen, die sich umeinander kümmern. „Ich wünsche mir, dass es gelingt, dass dort ein Miteinander entsteht und kein Nebeneinander“, sagt sie. „Das ist das Wichtigste.“

Zwischen Otto Brunke und Katrin Rammelsberg entsteht in diesen Gesprächen ein gemeinsamer Klang. Beide sprechen über Fürsorge, über das Zuhören, über die kleinen Gesten, die Gemeinschaft erhalten. Beide wissen, dass solche Strukturen nicht von selbst entstehen. Sie brauchen Räume, ja, aber sie brauchen vor allem Menschen. Otto Brunke formuliert es nüchtern: „Ein Haus hilft, aber es ist nur so lebendig, wie die Leute, die reingehen.“ Katrin Rammelsberg ergänzt aus ihrer Erfahrung: „Man muss die Türen aufmachen, aber man muss auch Menschen haben, die durchgehen wollen.“

Sie sind sich einig, dass der Generationstreff nicht nur ein Gebäude sein darf, sondern ein Ort, an dem Beziehungen wachsen. Dafür braucht es Geduld, Empathie und Kontinuität. „Das darf nicht nur für ein Jahr sein“, sagt Katrin Rammelsberg. „Man muss wissen, dass es weitergeht.“ Otto Brunke nickt, als würde er zustimmen, auch wenn er nicht dabei ist. Er hat das schon oft erlebt, dass gute Ideen an fehlender Verlässlichkeit scheitern. „Viele Sachen fangen gut an, aber dann fehlt irgendwann jemand, der weitermacht.“

Diese Stimmen machen deutlich, worum es in Wahrheit geht. Der Generationstreff soll ein Ort werden, an dem Menschen sich begegnen, aber das gelingt nur, wenn Gemeinschaft wieder zu einer Selbstverständlichkeit wird. Es braucht Organisation, ja, aber noch mehr braucht es Herz. Es geht nicht nur darum, Räume zu öffnen, sondern Menschen. Es geht um Vertrauen, um Wärme, um die Erfahrung, dass man gebraucht wird und selbst gebraucht werden darf.

Michael Fehst weiß, wie wichtig diese Perspektive ist. Er hat sie in den vielen Gesprächen immer wieder gehört und verstanden, dass der Generationstreff nicht nur von jungen Familien, sondern genauso von Seniorinnen, Verbandsmitgliedern und Nachbarschaften getragen werden muss. „Es ist ein Ort für alle Generationen“, sagt er. „Es geht darum, Begegnungen zu schaffen, wo sie sonst nicht mehr stattfinden.“ Damit bringt er auf den Punkt, was Otto Brunke und Katrin Rammelsberg aus ihrem Leben heraus beschreiben. Beide stehen für eine Haltung, die leise, aber kraftvoll ist. Sie steht für das, was viele im Dorf empfinden: Gemeinschaft ist kein Zustand, sondern eine Aufgabe. Der Generationstreff kann dabei helfen, diese Aufgabe wieder sichtbar zu machen. Er kann ein Haus sein, in dem Fürsorge nicht nur ein Wort ist, sondern gelebte Realität. Ein Ort, an dem Kaffee gekocht, gestrickt, gelacht, geredet und geholfen wird. Ein Ort, an dem Nähe wieder selbstverständlich wird. Vielleicht liegt in den Stimmen von Otto Brunke und Katrin Rammelsberg die größte Wahrheit des Projekts. Man kann ein Gebäude planen, Fördermittel beantragen, Baupläne zeichnen, aber man kann Gemeinschaft nicht verordnen. Sie entsteht da, wo Menschen füreinander da sind. Genau dort, wo diese beiden Stimmen ihren Platz haben (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.; Thiersch 2020: 90).

Die Stimmen der Vereinsfamilie Engagement und Zusammenhalt

Das Vereinsleben von Inspired by Dance e.V. ist geprägt von Bewegung, Musik und Begegnung, aber auch von Organisation, Verantwortung und dem Willen, Menschen zusammenzubringen. Hier treffen sich Familien, Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die den Verein über viele Jahre hinweg zu einem festen Bestandteil der Gemeinde gemacht haben. In diesem Kapitel kommen einige von ihnen zu Wort. Sie sind Teil einer größeren Vereinsgemeinschaft, die in ihrer Vielfalt kaum vollständig wiederzugeben ist, und sie stehen stellvertretend für viele andere, deren Engagement diesen Verein und damit auch den geplanten Generationstreff trägt.

Andrea Nolte erzählt ruhig und offen, wie sie ihren Weg in den Verein fand. Sie erinnert sich daran, dass Michael Fehst sie mehrfach eingeladen hatte, sich einmal die Aktivitäten anzusehen. „Ich wurde öfter gefragt, ob ich nicht mal zum

„Zumba kommen will“, sagt sie. „Aber ich hatte immer irgendwas anderes zu tun.“ Erst später, als ihre Tochter bereits im Verein tanzte, entschied sie sich, selbst aktiv zu werden. „Meine Tochter war schon eine Weile dabei, und irgendwann dachte ich, warum eigentlich nicht. Dann habe ich mit Line Dance angefangen.“ Sie lacht, als sie beschreibt, wie schnell sie sich dort wohlfühlte. „Ich wurde direkt aufgenommen, es war eine tolle Stimmung, und alle waren freundlich. Ich war überrascht, wie leicht es war, Anschluss zu finden.“ Für Andrea Nolte ist der Verein ein Ort, an dem man so sein kann, wie man ist. „Es geht nicht darum, perfekt zu sein, sondern gemeinsam Spaß zu haben. Das finde ich schön.“ Solche Aussagen verdeutlichen die Bedeutung von Zugehörigkeit und Anerkennung im Kontext lebensweltorientierter Sozialer Arbeit (vgl. Thiersch 2020: 87 f.), die Alltagsbeziehungen und individuelle Teilhabe als Grundlage gemeinschaftlichen Handelns versteht.

Stefanie und Christian Lüdke sprechen über ihre Verbindung zum Verein mit einem Ton aus Erfahrung, Dankbarkeit und einer Spur Erschöpfung. „Am Anfang war das nur wegen der Kinder“, sagt Stefanie Lüdke. „Dann wurde es immer mehr. Ich hab mich um Organisation, Essen, Ablauf und Einkauf gekümmert, Christian Lüdke hat den Aufbau und die Technik gemacht.“ Christian Lüdke ergänzt: „Da war immer was zu tun. Oft war das ein ganzer Tag, von morgens bis spät in die Nacht.“ Sie erzählen, wie sehr sie die Auftritte ihrer Kinder motivierten. „Wenn man sieht, wie sie auf der Bühne stehen und strahlen, ist das das Schönste“, sagt Stefanie Lüdke. „Dann weiß man, warum man das alles macht.“

Doch beide sprechen auch ehrlich über die Grenzen. „Irgendwann war es einfach zu viel“, sagt Stefanie Lüdke ruhig. „Man merkt, dass man an seine Belastungsgrenze kommt. Es ist ein Ehrenamt, aber manchmal fühlt es sich an wie ein zweiter Job.“ Christian Lüdke nickt zustimmend. „Es sind oft dieselben, die alles machen. Wenn einer mal ausfällt, ist das gleich ein Problem.“ Beide betonen, dass sie stolz auf das sind, was sie gemeinsam mit anderen erreicht haben, wünschen sich aber mehr Entlastung. „Es müsste mehr Leute geben, die sich mitverantwortlich fühlen, damit es nicht immer an denselben hängt“, sagt Stefanie Lüdke. Diese Erfahrung verweist auf ein zentrales Spannungsfeld in ehrenamtlicher Sozialraumarbeit: Zwischen Engagement, Selbstverwirklichung und struktureller Überforderung (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 304 ff.; Becker 2020a: 57 ff.).

Auf den geplanten Generationstreff angesprochen, reagieren beide positiv, aber mit einem klaren Blick für die Realität. „Ich finde die Idee super“, sagt Stefanie Lüdke. „Aber man darf nicht vergessen, dass das viel Arbeit bedeutet. So ein Haus muss hauptamtlich betreut werden. Ehrenamtlich geht das nicht dauerhaft.“ Christian Lüdke sieht das ähnlich. „Das ist eine große Vision, aber

sie braucht Struktur. Wenn Gemeinde und Landkreis mitziehen, kann das was richtig Gutes werden.“ Beide sehen in dem Projekt eine große Chance, aber auch eine Aufgabe, die nur in gemeinsamer Verantwortung funktionieren kann. Ihre Aussagen lassen sich im Kontext von Empowerment verstehen: der Stärkung von Selbstwirksamkeit durch kollektives Handeln und soziale Unterstützung (vgl. Strikker & Strikker 2025: 46 ff.; Becker 2020b: 90 ff.).

Amos Völler erlebt den Verein aus der Perspektive eines Vaters, dessen Tochter seit Jahren tanzt. „Ich finde das gut, was Michael macht“, sagt er. „Da passiert was. Die Kinder haben was, wo sie hingehen können.“ Er beschreibt den Verein als einen Ort, der Kindern Orientierung gibt. „Sie lernt dort, Verantwortung zu übernehmen und sich in eine Gruppe einzubringen.“ Er erzählt, wie wichtig solche Strukturen für Familien sind. „Es ist schön, wenn Kinder einen Platz haben, wo sie sicher sind, Freunde treffen, was lernen, Spaß haben.“ Auf den Generationstreff angesprochen, sagt er: „Ich glaube, das wird für die Kinder richtig gut. Dann haben sie einen Platz, wo sie nach der Schule hin können, wo sie einfach sie selbst sein dürfen. Wenn Kinder einen Ort haben, wo sie hin dürfen, machen sie weniger Blödsinn. Das ist gut für alle.“ Seine Worte klingen ruhig, aber bestimmt. Sie zeigen, dass für ihn der Treff kein abstraktes Konzept ist, sondern eine konkrete Möglichkeit, Lebensqualität im Dorf zu verbessern. Dies verweist auf den lebensweltlichen Ansatz, der Alltagsräume als Orte der Sozialisation und der gegenseitigen Unterstützung begreift (vgl. Thiersch 2020: 88 ff.; Staub-Bernasconi 2018: 306 ff.).

Auch die jungen Tänzerinnen des Vereins äußern sich begeistert über den geplanten Treffpunkt. Sie sind zwischen zehn und fünfzehn Jahre alt und trainieren regelmäßig für Auftritte und Wettbewerbe. Ihre Erwartungen sind klar und greifbar. Eine von ihnen sagte: „Ich freu mich total, dass es da endlich einen richtigen Tanzraum geben soll mit Spiegeln wie beim Ballett. Dann kann man sehen, wie man sich bewegt und besser werden.“ Eine andere ergänzte: „Ich find das cool, dass man sich dann selbst sehen kann, dann weiß man, wo man noch üben muss.“ Die Mädchen denken praktisch, aber mit Freude. Sie sprechen über Licht, Musik, Bewegung, über das Gefühl, sich selbst beobachten zu können, um besser zu werden.

Ein weiterer Punkt, der bei allen Begeisterung auslöste, war die geplante Küche. „Dann kann ich endlich mal die Rezepte kochen, die mich interessieren“, sagte eines der Mädchen mit einem breiten Lächeln. Andere nickten zustimmend und erklärten, dass sie sich auf gemeinsames Kochen freuen – nicht mit dem Druck, wie sie ihn aus der Schule kennen, sondern mit Zeit und Spaß. „In der Schule ist das alles so streng, man muss fertig werden, aber hier kann man einfach ausprobieren“, sagte eine andere. Auch die technischen Möglichkeiten des Hauses beeindruckten sie. „Ich fänd's toll, wenn man da Musik aufnehmen

oder Videos machen könnte“, meinte eine von ihnen. „Dann kann man kreativ sein und was Eigenes machen.“

Diese jungen Stimmen zeigen, wie konkret der Treff in den Köpfen der Kinder und Jugendlichen schon Gestalt angenommen hat. Sie denken nicht in Konzepten, sondern in Erfahrungen. Für sie ist der Generationstreff ein Ort, an dem Lernen, Freizeit und Kreativität zusammenkommen. Es geht ihnen um Bewegung, Gemeinschaft und die Freiheit, Dinge selbst zu gestalten. Diese Form der Partizipation junger Menschen verdeutlicht die Bedeutung von Beteiligung und Eigenaktivität im Sinne einer partizipativen Gemeinwesenarbeit (vgl. Arnstein 1969: 217 ff.; Rothsruh 2013: 375 ff.).

Zusammen zeigen die Erwachsenen und Jugendlichen, wie vielfältig die Vereinsfamilie von Inspired by Dance e.V. ist. Andrea Nolte steht für Zugehörigkeit und Offenheit, Stefanie und Christian Lüdke für Engagement und Belastbarkeit, Amos Völler für Vertrauen und Verantwortung, und die jungen Vereinsmitglieder für Freude, Neugier und Zukunft. Ihre Stimmen machen deutlich, dass der Generationstreff aus einer gelebten Erfahrung entsteht. Er ist kein theoretisches Projekt, sondern die Weiterentwicklung einer Kultur, die sich im Verein bereits bewährt hat. Das, was dort jeden Tag gelebt wird – Gemeinschaft, Unterstützung, Teilhabe und Begeisterung – ist das Fundament, auf dem der Generationstreff wachsen kann (vgl. Becker 2020b: 92 ff.; Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.).

Die Stimmen der Bürger:innen Gedanken, Wünsche und Erwartungen

In der Gemeinde Schellerten ist die Idee des Generationstreffs längst bekannt geworden. Viele Bewohner:innen haben sich bereits eine Meinung gebildet. Einige sehen im Projekt eine große Chance für das dörfliche Miteinander, andere äußern Skepsis, manche halten sich abwartend zurück. Diese Vielfalt an Haltungen spiegelt, wie lebendig das gesellschaftliche Gespräch über das Vorhaben geworden ist. Die hier wiedergegebenen Stimmen sind ein Ausschnitt aus zahlreichen Interviews. Sie zeigen, wie unterschiedlich die Menschen das Projekt sehen – als Ort der Begegnung, als Herausforderung oder als Möglichkeit, neue Formen des Zusammenlebens zu erproben.

Manfred Bolte, der sich seit vielen Jahren im öffentlichen Leben engagiert, spricht ruhig und überlegt über seine Sicht. „Ich finde die Idee eines Generationstreffs grundsätzlich gut“, sagt er. „Aber entscheidend wird sein, was dort wirklich passiert.“ Er betont, dass solche Projekte nur dann eine Zukunft haben, wenn sie dauerhaft mit Leben gefüllt werden. „Das darf kein Haus sein, das nach einem Jahr leer steht. Da müssen Aktivitäten rein, die die Menschen wirklich interessieren.“ Für ihn ist der Treffpunkt eine Chance, die sozialen Strukturen im

Ort zu stärken, aber er warnt vor überzogenen Erwartungen. „Es reicht nicht, wenn man sagt, wir machen jetzt mal was für alle Generationen. Man muss wissen, wer das organisiert, wer sich kümmert, wer Verantwortung übernimmt.“ Damit greift er einen zentralen Aspekt der Gemeinwesenarbeit auf: nachhaltige Partizipation setzt Verbindlichkeit und klare Verantwortungsstrukturen voraus (vgl. Arnstein 1969: 217 ff.; Becker 2020b: 88 ff.).

Ähnlich nüchtern äußert sich Uwe Lippert. Er sieht im Generationstreff ein interessantes, aber anspruchsvolles Vorhaben. „Ich halte das für eine gute Idee, aber es muss sich zeigen, ob das funktioniert“, sagt er. „Viele Leute reden gerne mit, aber wenn es ums Mitmachen geht, wird es ruhig.“ Er spricht über die Herausforderung, Menschen verschiedener Altersgruppen zusammenzubringen. „Die Jungen haben andere Interessen als die Älteren. Das wird die Kunst sein, das alles unter einen Hut zu bringen.“ Seine Worte berühren ein zentrales Prinzip der Sozialraumorientierung: Soziale Arbeit muss Differenzen anerkennen und zugleich verbindende Erfahrungsräume schaffen (vgl. Becker 2020a: 57 ff.; Thiersch 2020: 88 f.).

Lisa Runge betrachtet den Generationstreff aus einer etwas anderen Perspektive. Sie kam über ihre berufliche Tätigkeit mit der Hausverwaltung in das Projekt und hat es zunächst aus fachlicher Sicht begleitet. „Michael hat mich angesprochen, weil es um die Immobilie ging“, erzählt sie. „Ich habe mir die Unterlagen angesehen und fand das Konzept sofort interessant.“ Sie beschreibt, dass sie schon nach kurzer Zeit überzeugt war, dass der Treff eine sinnvolle Investition in die Zukunft der Gemeinde ist. „Ich finde, es ist wichtig, dass es in einem Dorf Orte gibt, wo sich alle treffen können. Und ich glaube, das fehlt uns hier.“ Ihre Einschätzung verweist auf den sozialräumlichen Ansatz, der von „Orten des Alltags“ als zentralen Schnittstellen sozialer Integration ausgeht (vgl. Fehren 2013: 274 ff.; Becker 2020b: 90 ff.).

In den Gesprächen mit Bürger:innen, die sich nicht direkt am Projekt beteiligen, zeigt sich ein ähnliches Bild. Viele Menschen reagieren neugierig, manche vorsichtig, aber kaum jemand gleichgültig. Immer wieder fällt der Gedanke, dass der Generationstreff eine neue Form von Begegnung schaffen könnte, die es bisher so nicht gibt. Einige äußern den Wunsch, dass der Treff generationsübergreifend gestaltet wird. „Ich fände es schön, wenn dort wirklich Alt und Jung zusammenkommen“, sagte eine Interviewpartnerin. „Nicht nur getrennte Angebote, sondern gemeinsame Sachen, wo man voneinander lernen kann.“ Ein anderer Gesprächspartner brachte es so auf den Punkt: „Es gibt viele Orte, wo man hingehen kann, aber wenige, wo man wirklich bleibt. Vielleicht wird das ja so einer.“ Diese Äußerungen spiegeln das Ideal von sozialräumlicher Kohäsion wider, das in der sozialraumorientierten Gemeinwesenarbeit betont wird (vgl. Landhäußer 2013: 155 ff.; Zychlinski 2013: 431 ff.).

Andere Stimmen bleiben zurückhaltender. Sie fragen nach der Finanzierung, nach Verantwortlichkeiten, nach der Rolle der Gemeinde. „Das ist ein tolles Projekt, aber wer soll das alles machen?“, fragte ein Bürger nachdenklich. „Man hört oft von solchen Ideen, und am Ende bleibt die Arbeit bei den gleichen Leuten hängen.“ Diese Skepsis richtet sich nicht gegen die Idee selbst, sondern gegen die Erfahrung, dass Engagement häufig ungleich verteilt ist. Mehrere Gesprächspartner:innen äußerten den Wunsch, dass die Verantwortung auf viele Schultern gelegt wird. „Wenn jeder ein bisschen hilft, dann kann das richtig was werden“, sagte eine Bewohnerin. „Aber wenn nur wenige alles tragen, dann geht das irgendwann nicht mehr.“ Hier wird sichtbar, dass lokale Partizipationsprozesse Empowerment-Strategien brauchen, die Verantwortung teilen und Selbstorganisation fördern (vgl. Strikker & Strikker 2025: 46 ff.; Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.).

Neben den Stimmen, die über Organisation und Verantwortung sprechen, gibt es auch solche, die den emotionalen Aspekt hervorheben. Eine ältere Bewohnerin sagte: „Ich finde das schön, dass sich jemand traut, sowas anzupacken. Es ist doch wichtig, dass die Menschen wieder was miteinander machen.“ Sie sprach über frühere Zeiten, als gemeinsames Handeln selbstverständlich war. „Früher hat man sich getroffen, man hat zusammen gefeiert, zusammen gearbeitet. Heute macht jeder seins. Vielleicht bringt das ja ein bisschen davon zurück.“ Dieser Wunsch nach Nähe und Alltagssolidarität verweist auf die lebensweltliche Dimension Sozialer Arbeit (vgl. Thiersch 2020: 87 ff.), die nicht auf institutionelle Strukturen, sondern auf gelebte Beziehungen zielt.

In der Gesamtschau dieser Stimmen entsteht ein realistisches, vielschichtiges Bild. Es gibt Begeisterung, Skepsis, pragmatische Stimmen und emotionale. Sie alle verbindet der Wunsch nach Begegnung und Teilhabe. Niemand erwartet, dass der Generationstreff alle Probleme löst, aber viele hoffen, dass er etwas in Bewegung setzt. Der Bürgermeister Fabian von Berg selbst betonte in seinem Gespräch, dass er den Antrag auf Nutzungsänderung unterstützte, weil er in dem Projekt Potenzial sieht. „Ich fand das von Anfang an interessant“, sagte er. „Das ist etwas, das das Dorf beleben kann, wenn es richtig gemacht wird.“ Gleichzeitig hob er hervor, wie wichtig es sei, dass solche Projekte „auf Dauer angelegt und gut strukturiert“ sind. Damit beschreibt er die Voraussetzung nachhaltiger sozialräumlicher Entwicklungsprozesse (vgl. Becker 2020b: 91 f.; Fehren 2013: 278 f.).

Der Generationstreff wird in diesen Gesprächen nicht als fertiges Gebäude gesehen, sondern als Prozess. Ein Prozess, in dem Menschen zusammenkommen, Ideen austauschen, Aufgaben übernehmen und lernen, Verantwortung zu teilen. Die Bürger:innen von Schellerten betrachten das Vorhaben mit offenen Augen. Manche mit Begeisterung, manche mit Vorsicht, aber alle mit dem Bewusstsein,

dass sich hier etwas verändern könnte. Sie machen deutlich, dass der Treff nicht von wenigen getragen werden darf, sondern von der Gemeinschaft, die ihn braucht. In dieser Haltung liegt die vielleicht wichtigste Voraussetzung für das Gelingen des Projekts: gelebte Partizipation im Sinne einer sozialraumorientierten Gemeinwesenarbeit (vgl. Becker 2020a: 58 ff.; Staub-Bernasconi 2018: 309 f.).

Ausblick und Bedeutung für die Gemeinde Schellerten

Das Projekt Generationstreff hat in den vergangenen Monaten etwas in Bewegung gesetzt, das sich nur schwer in Zahlen oder Baupläne fassen lässt. Aus einer Idee, die zunächst in den Gedanken von Michael Fehst entstand, ist ein Prozess geworden, der die Gemeinde Schellerten erreicht hat. Menschen haben begonnen, darüber zu sprechen, sich einzubringen, Fragen zu stellen, Zustimmung zu äußern, Skepsis zu formulieren. In diesen Gesprächen zeigt sich, dass der Generationstreff nicht nur ein Ort werden soll, sondern ein Symbol für eine Haltung: das gemeinsame Gestalten von Zukunft im ländlichen Raum.

Die Interviews mit Vereinsmitgliedern, Bürger:innen, Vertreter:innen aus Politik, Verbänden und Gemeinschaften zeigen ein differenziertes, aber geschlossenes Bild. Es gibt die Menschen, die mit Begeisterung dabei sind, weil sie spüren, dass hier etwas Neues entstehen kann. Andere blicken mit Vorsicht auf das Projekt, weil sie wissen, wie mühsam ehrenamtliche Strukturen sein können und wie schnell gute Ideen an Verantwortung und Finanzierung scheitern. Wieder andere sehen im Generationstreff die Chance, Generationen zu verbinden, die sich in den letzten Jahren zunehmend voneinander entfernt haben. Diese Vielfalt an Perspektiven ist keine Schwäche, sondern Ausdruck einer lebendigen Dorfgemeinschaft, die gelernt hat, offen über Chancen und Grenzen zu sprechen. Solche dialogischen Prozesse sind charakteristisch für sozialraumorientierte Gemeinwesenarbeit, die Vielfalt nicht als Hindernis, sondern als Ressource begreift (vgl. Becker 2020b: 90 ff.; Landhäußer 2013: 155 ff.).

Gerade in einer Zeit, in der sich viele Dörfer verändern, in der Begegnungsorte verschwinden und soziale Kontakte sich verlagern, wird deutlich, wie wichtig lokale Initiativen sind, die Menschen wieder zusammenbringen. Der Generationstreff greift dieses Bedürfnis auf, ohne es zu romantisieren. Er steht nicht für eine Rückkehr in „alte Zeiten“, sondern für eine zeitgemäße Form des Miteinanders, die den Lebensrealitäten verschiedener Generationen gerecht wird. Das Ziel ist nicht, Tradition zu konservieren, sondern Teilhabe zu ermöglichen – unabhängig von Alter, Herkunft, körperlicher oder sozialer Situation. Diese Perspektive entspricht dem Verständnis von Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit nach Thiersch, die an die Alltagswirklichkeiten der Menschen anknüpft und sie in ihrer Selbstgestaltung stärkt (vgl. Thiersch 2020: 87 ff.).

Die bisherigen Schritte, die Michael Fehst gemeinsam mit Unterstützer:innen gegangen ist, zeigen, wie komplex, aber auch wie wertvoll dieser Weg ist. Die Verbindung zwischen dem Verein Inspired by Dance e.V. und der Idee eines offenen Hauses für alle Generationen ist dabei kein Zufall. Der Verein verkörpert bereits vieles, was Soziale Arbeit im ländlichen Raum ausmacht: Selbstorganisation, Ehrenamt, Verantwortung, gelebte Inklusion und partizipative Strukturen. Aus dieser Praxis heraus entsteht nun etwas Größeres. Der Generationstreff kann die Arbeit des Vereins erweitern, neue Zielgruppen ansprechen und Räume schaffen, in denen Begegnung auch außerhalb von Tanz und Bewegung stattfindet. Diese Entwicklung lässt sich als Form von Empowerment im Sozialraum verstehen – die Befähigung lokaler Akteur:innen, soziale Verantwortung gemeinsam zu tragen (vgl. Strikker & Strikker 2025: 47 ff.; Staub-Bernasconi 2018: 305 ff.).

Für die Gemeinde Schellerten bedeutet das Projekt mehr als die Schaffung neuer Räumlichkeiten. Es eröffnet die Möglichkeit, die sozialen Ressourcen des Ortes neu zu ordnen und miteinander zu vernetzen. Wenn es gelingt, den Treff als gemeinschaftlichen Ort zu etablieren, an dem Vereine, Verbände, Senior:innen, Kinder und Jugendliche gleichermaßen willkommen sind, dann kann daraus eine dauerhafte Struktur entstehen, die den Charakter der Gemeinde prägt. Entscheidend wird sein, dass die Verantwortung dafür nicht an Einzelne gebunden bleibt, sondern dass sich eine tragfähige Gemeinschaft von Menschen bildet, die bereit ist, kontinuierlich mitzuwirken. Damit knüpft das Projekt an zentrale Prinzipien sozialraumorientierter Gemeinwesenarbeit an, die Kooperation, Beteiligung und Ressourcenaktivierung als Schlüssel nachhaltiger Entwicklung versteht (vgl. Becker 2020a: 55 ff.; Fehren 2013: 277 ff.).

In diesem Zusammenhang lässt sich der Generationstreff als Beispiel für eine autonome dörfliche Gemeinwesenarbeit (GWA) verstehen. Autonom meint hier nicht Unabhängigkeit im Sinne von Alleingang, sondern Selbstgestaltung – das Handeln aus der Mitte der Gemeinschaft heraus. Die Idee entsteht nicht aus einem Verwaltungsplan, sondern aus gelebter Praxis, aus dem Engagement von Bürger:innen, die Bedürfnisse erkennen und darauf reagieren. Genau darin liegt die Stärke des Projekts. Es zeigt, dass soziale Innovation im ländlichen Raum nicht von außen kommen muss, sondern dort entstehen kann, wo Menschen bereit sind, Verantwortung für ihr Zusammenleben zu übernehmen (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 307 ff.; Becker 2020b: 91 f.).

Der Weg bis zur Umsetzung wird sicher noch lang und von vielen Abstimmungen, Formalitäten und Entscheidungen geprägt sein. Doch unabhängig davon, wie schnell oder umfassend die bauliche und organisatorische Realisierung gelingt, hat der Prozess selbst bereits Wirkung entfaltet. Menschen haben begonnen, sich zu vernetzen, ihre Meinungen einzubringen, zu kooperieren. Sie haben über Werte gesprochen, über Inklusion, Teilhabe und

Verantwortung. Diese Gespräche sind Teil des Projekts – sie sind Soziale Arbeit in ihrer alltäglichsten Form (vgl. Thiersch 2020: 89; Becker 2020a: 58 ff.).

Am Ende steht kein fertiges Ergebnis, sondern ein wachsendes Miteinander. Der Generationstreff ist nicht nur ein Bauvorhaben, sondern ein Entwicklungsprozess. Er spiegelt wider, was in Schellerten möglich ist, wenn Initiative, Engagement und kommunale Unterstützung zusammenfinden. Er steht für die Idee, dass Soziale Arbeit nicht immer von außen organisiert werden muss, sondern in der Gemeinschaft selbst entstehen kann. Die Gemeinde gewinnt damit nicht nur einen Ort, sondern ein neues Bewusstsein für Zusammenhalt, Beteiligung und gegenseitige Unterstützung. Diese Dynamik entspricht der Idee der vernetzten Sozialraumorientierung, die strukturelle Unterstützung mit gelebtem Engagement verbindet (vgl. Landhäußer 2013: 157 ff.; Zychlinski 2013: 431 ff.).

Wenn man all die Stimmen betrachtet, die in den letzten Kapiteln zu Wort kamen, wird deutlich, dass das Projekt Generationstreff weit mehr ist als eine Vision. Es ist ein Beispiel dafür, wie lokale Akteur:innen soziale Verantwortung übernehmen und Strukturen schaffen, die den sozialen Raum dauerhaft stärken können. Die Menschen in Schellerten haben gezeigt, dass Wandel möglich ist, wenn er aus der Mitte kommt. Und vielleicht liegt genau darin die leise, aber nachhaltige Wirkung dieses Projekts – dass es zeigt, wie eine Gemeinde sich selbst neu gestalten kann, wenn sie den Mut hat, miteinander zu beginnen.

Schlussbetrachtung

Der Generationstreff Schellerten ist mehr als ein Projekt. Er ist das Ergebnis von Gesprächen, Begegnungen und einer Idee, die aus dem Wunsch entstanden ist, das Leben im Dorf wieder ein Stück näher zusammenzubringen. In den vielen Interviews, die für diesen Beitrag geführt wurden, spiegelt sich, was eine Gemeinschaft ausmacht: die Bereitschaft zuzuhören, sich einzubringen, Verantwortung zu übernehmen, aber auch Zweifel zu äußern und realistisch zu bleiben. Es sind Stimmen, die von Hoffnung erzählen, von Sorge, von Engagement und von der Überzeugung, dass Veränderung nur gelingt, wenn man sie gemeinsam gestaltet.

Die Arbeit an diesem Beitrag hat gezeigt, dass soziale Innovation im ländlichen Raum nicht von außen verordnet werden kann. Sie entsteht dort, wo Menschen sich füreinander interessieren und gemeinsam etwas aufbauen wollen. Der Generationstreff ist ein Beispiel dafür, wie aus einer Vision ein gemeinsamer Prozess werden kann. Er steht für die Verbindung zwischen Selbstorganisation und Solidarität, zwischen Eigeninitiative und Gemeinschaftssinn. In einer Zeit, in der vieles auseinanderzudriften scheint, ist das ein leiser, aber deutlicher Gegenentwurf.

Die Stimmen aus der Gemeinde, aus dem Verein Inspired by Dance e.V., von Eltern, Jugendlichen, Mitgliedern und Unterstützer:innen haben diesen Beitrag geprägt. Jede einzelne Perspektive erzählt ein Stück davon, was Soziale Arbeit im Alltag bedeutet – nicht als Beruf oder Programm, sondern als gelebtes Handeln, das Menschen miteinander verbindet. Diese Vielfalt an Sichtweisen macht den Generationstreff zu einem Ort, der mehr sein kann als ein Gebäude. Er kann zu einem Symbol für das werden, was Dorfgemeinschaft im 21. Jahrhundert braucht: Offenheit, Mut und das Vertrauen darauf, dass jede und jeder etwas beitragen kann.

Noch steht der Weg offen, vieles ist in Planung, manches ungewiss. Doch der Prozess hat längst begonnen. Menschen reden miteinander, Ideen werden geteilt, Kontakte entstehen. Das sind keine Nebeneffekte, sondern bereits Teil des Erfolgs. Wenn sich diese Haltung fortsetzt, wenn Beteiligung und Austausch zu einer dauerhaften Praxis werden, dann wird der Generationstreff nicht nur ein Haus, sondern ein lebendiger Ausdruck dessen, was Zusammenhalt bedeutet. Vielleicht liegt genau darin seine größte Stärke – dass er zeigt, was möglich ist, wenn eine Gemeinde sich selbst als Gestalterin ihres sozialen Raums begreift. In Schellerten ist ein Anfang gemacht. Und jeder Anfang ist immer auch eine Einladung, weiterzugehen.

Quellen

- Aner, Klaus & Karl, Franz (2020): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa.
- Arnstein, Sherry R. (1969): A Ladder of Citizen Participation. In: Journal of the American Institute of Planners, Vol. 35 (4), S. 216 – 224.
- Becker, Martin (Hrsg.) (2020): Handbuch Sozialraumorientierung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Becker, Thomas (2020a): Sozialraumorientierung – Ein Handlungskonzept der Sozialen Arbeit. In: Becker, Martin (Hrsg.): Handbuch Sozialraumorientierung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 40 – 59.
- Becker, Thomas (2020b): Sozialraumorientierung im Handlungsfeld der Gemeinwesenarbeit. In: Becker, Martin (Hrsg.): Handbuch Sozialraumorientierung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 60 – 95.
- Böhnisch, Lothar (2013): Lebensbewältigung und Bewältigungslage als Kategorien der Gemeinwesenarbeit. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrsg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Opladen u. a.: Barbara Budrich, S. 122 – 126.
- Fehren, Oliver (2013): Gemeinwesenarbeit als Akteurin der integrierten Stadtteilentwicklung. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrsg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Opladen u. a.: Barbara Budrich, S. 273 – 279.
- Landhäußer, Sandra (2013): Gemeinwesenarbeit und die Aktivierung von sozialem Kapital. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrsg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Opladen u. a.: Barbara Budrich, S. 154 – 160.
- Oehler, Patrick (2013): Handlungsfeld Lokale Bildungsnetzwerke: Informelles Lernen in freiwilligen lokalen Zusammenschlüssen. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrsg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Opladen u. a.: Barbara Budrich, S. 321 – 328.
- Rosenbrock, Rolf (Hrsg.) (2012): Handbuch Partizipation und Gesundheit. Bern: Huber.
- Rothschuh, Michael (2013): Community Organizing – Macht gewinnen statt beteiligt werden. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrsg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Opladen u. a.: Barbara Budrich, S. 375 – 381.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2018): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: Auf dem Weg zu kritischer Professionalität. 2. vollst. überarb. u. aktual. Aufl. Leverkusen: Barbara Budrich.
- Strikker, Heidrun & Strikker, Frank (2025): Empowerment – neue Verantwortung im Coaching. Stärkung der demokratischen Gesellschaft und nachhaltiger Lebensführung. 1. Aufl. Wiesbaden: Springer Gabler.
- Thiersch, Hans (2020): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Zychlinski, Jan (2013): Netzwerkarbeit in der Gemeinwesenarbeit. In: Stövesand, Sabine / Stoik, Christoph / Troxler, Ueli (Hrsg.): Handbuch Gemeinwesenarbeit. Opladen u. a.: Barbara Budrich, S. 431 – 438.



Das Haus im Wandel der Zeit.





Zur Vertiefung und weiteres Material:





Kontakt

HAWK
Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst
Hildesheim/Holzminden/Göttingen
Fakultät Soziale Arbeit und Gesundheit
Brühl 20 | 31134 Hildesheim
www.hawk.de/s

Zeitung: Soziale Arbeit und Gesundheit im Gespräch |
Nr. 39/2025 | ISSN 2510-1722
Redaktion der Zeitung: Dr. Andreas W. Hohmann
Herausgeber: Dr. Andreas W. Hohmann

